rer der Seelen, als Ertheiler des höchsten himmlischen Friedens sich darstellt.

Sehr viel Aehnliches mit dieser Mahlzeit Jesu und des Volkes in der Wüste hat das Mahl, welches Jesus vor seinem Hingange in den bittern Tod des Kreuzes mit seinen Jüngern hielt.

Lange waren die Jünger um ihn versammelt gewesen, und hatten seine Rede und seinen Umgang genossen; jetzt sollten sie von ihm getrennt werden. Der größte Kampf mit dem Irdischen stand ihnen bevor, und der Verlust Dessen, aus welchem allein sie Kraft und Standhaftigkeit zu schöpfen wußten. Auch sie standen in Gefahr, irre zu werden an dem Göttlichen. Sie bedurften einer Stärkung, aber nicht in leiblicher, sondern in geistiger Hinsicht. Der in ihnen schon gegründete Friede sollte erhalten werden durch diese Stärkung.

Wir sehen Jesus, mit seinen Jüngern das Ostermahl feiernd, zum Drittenmale wunderthätig auf die vorhandene Speise einwirken. Wieder nahm er das Brod, sah auf gegen Himmel, segnete es, brach es, und vertheilte es den Jüngern. „Nehmet und esset, sprach er, „denn dieses ist mein Leib, der für euch dahin gegeben wird.“ Auf gleiche Weise nahm er den Kelch, dankte, reichte ihn den Jüngern, und sprach: „Trinket alle daraus; denn dieß ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, vergossen für Viele zur Vergebung der Sünden. So oft ihr dieses thut, thut es zu meinem Andenken!“

Das heilige Abendmahl enthält eine Brodvermehrung, nicht nach Zahl und Gewicht, aber nach Kraft und Bedeutung.

Unter den Gestalten des Brodes und des Weines empfiengen die Jünger den heiligen Leib und das Blut Jesu. Jesus wählte diese Gestalten, weil sie seinen Leib und sein Blut wahrhaft als eine Speise in sich aufnehmen sollten.

Und Jesus gab in diesem Augenblicke auch wahrhaft eine

Speiſe. Er hätte ſich unſichtbar, ohne ein Wort oder ein Zeichen, mit ſeinen Jüngern auf die gleiche innige, unzertrennliche Weiſe vereinigen können, wie er auch damals in der Wüſte ohne Brod und Fiſche, alſo ohne ein ſichtbares Wunder, das Volk hätte ſpeiſen und ſättigen können. Beides that er nicht, ſondern er handelte ſichtbar. In beiden Zeitpunkten knüpfte er an das Menſchliche das Göttliche, und das zweite von ihm verrichtete Wunder war gleichſam nur eine Fortſetzung, eine Erhöhung des erſteren.

Es war die Abſicht Jeſu, das Göttliche an das Menſchliche zu knüpfen, damit es den Menſchen überall begegne, wohin ſie ſich wendeten. In dem nämlichen, nur erhöhteren Ideengange, den ſein Wunder bei dem Volk in der Wüſte erregte, hielt er jetzt ſeine Jünger an Gott feſt. Der Vater im Himmel, der dort auf ſeine Bitte das Brod ſegnete, daß es zu einer unerſchöpflichen Nahrung für den Leib ward, und der hier auf die Bitte Jeſu die irdiſche Speiſe ſegnete, daß ſie ſich in eine unerſchöpfliche Quelle des Heils für die Seele verwandelte, war gewiß der unendlich liebevolle, gütige, mächtige Vater, als welchen Jeſus ihn lehrte.

Wer ſo für den Leib des Menſchen ſorgte, wie Gott in der Wüſte durch Jeſus es that, wie ſollte Der nicht auch für die Seele ſorgen, — und wer ſo für die Seele ſorgte, wie Gott bei dem heiligen Abendmahle durch Jeſus es that, ſollte Der nicht auch des Leibes ſich erbarmen?

Wer Tauſende nährt mit Einem Brode, und mit einem Brode die lechzenden Seelen erquickt, wie wäre Der nicht ein liebevoller, gütiger, mächtiger Vater!

Es konnte kein Wunder dem heiligen Abendmahle vorausgehen, welches einen ſchöneren Zuſammenhang, eine innigere Beziehung darauf gehabt hätte, als das der Brodvermehrung in der Wüſte. Gott hatte ſich dort als den Herren des Brodes, der leiblichen Nahrung, als den Vater, der ſeinen Kindern Speiſe gibt, erwieſen. Obgleich die Verſammelten nur etwas Brod und wenige Fiſche vor ſich ſahen,

gab er doch nach Bedürfniß. Viele Tausende wurden gesättigt. Ja, es ward noch ein Ueberfluß gesammelt. Aber auch jedem geistigen Bedürfnisse sollte nun auf gleiche Weise abgeholfen werden.

Eben so sichtbar, eben so wundervoll, sollte die Seele jede ihr nöthige Nahrung empfangen. In dem Augenblicke, wo es nicht mehr genügte, die irdische Speise zu reichen, knüpfte Gott an diese die geistige Nahrung. Auch sie wurde vielen Tausenden, ja Millionen Menschen zu Theil. Denn Jesus hört nicht auf, das Brod des ewigen Lebens zu geben. Alle folgenden Geschlechter erhalten, was ihre Seele bedarf. Nicht blos die leiblichen, sondern auch die geistigen Bedürfnisse, so viel wir deren erkennen, werden von Jesus, dem göttlichen Sohne, befriedigt. Es ist Eine und dieselbe Liebe, die das Geringe, und die das Große darbeut. Je mehr wir bedürfen, desto mehr gibt die göttliche Liebe. Sie läßt uns nichts vergebens hoffen, vergebens bitten. All' unser Verlangen stillt sie; selbst unseren heißesten Hunger, unseren brennendsten Durst nach Gerechtigkeit befriedigt sie. Sie gibt den ewigen Frieden.

Wer Jesus nachfolgt, hat Alles, wonach er sich sehnen mag. Klar und deutlich sehen wir dieses in dem Leben Jesu. Tausende folgen ihm in die Wüste, und er sorgt für ihre körperliche Nahrung, er bereitet vor auf eine geistigere Speise, die er Denen reicht, die ihm bis zum Kreuze folgen. Alles wird durch ihn erhalten. Was ist der Leib ohne Brod, ohne Speise? Er schwindet dahin, und wird zu Moder. Aber Jesus erhält ihn, und gibt ihm seine Speise! Was ist die Seele, wenn nicht auch sie ihr Brod, ihre Nahrung erhält? Sie geht verloren. Aber aus Jesu Händen empfängt sie ihre Speise! Wie die Schrecken der Wüste verliert die Nacht des Kummers und der Zweifel sich durch Jesus, — durch seinen himmlischen Vater, zu dem er die Menschen zurückführt.

XXXVI.

Der siebente Sonntag nach Pfingsten.

Die falschen Propheten.

Matth. VII., 15—21.

Alles führte Jesus auf das Eine zurück, auf den himmlischen Vater. Zu Ihm blickt er auf, von Ihm erfleht er es, was immer die Welt bedurfte. Von Ihm erhielt er es, Ihm dankte er dafür. Und dieses Eine, den Geber alles Guten, der Eines war mit ihm selbst, gibt uns Jesus in dem heiligen Mahle. In Ihm liegt ewiges Leben, ewiger Friede.

So wurden die Apostel in jener Osterzeit vor dem Leiden und Sterben Jesu dem Geiste nach wunderbar gesättigt, wie zuvor dem Leibe nach das versammelte Volk in der Wüste. Bei ihnen war nicht blos die Art und Weise, wie sie gesättiget wurden, sondern auch Das, was sie zur Sättigung erhielten, selbst ein Wunder.

Von nun an waren sie auf das Engste, Unzertrennlichste mit Jesus verbunden. Sie, die Alles verlassen hatten, um ihm nachzufolgen, waren ganz befriedigt, da sie ihn nun ganz besaßen.

Jeder Christ, der Alles verläßt, was Christo, seinem Herrn und Meister, entgegen ist, und diesem allein nachfolgt, wird ihn ganz besitzen.

Also: Alles verlassend müssen wir zum heiligen Mahle gehen. Wer in der ächten christlichen Gesinnung des Geistes am Tische des Herrn kniet, hat Alles verlassen, weil er Alles in Jesus empfangen will.

Der wahre Christ am Tische des Herrn denkt und verlangt nur Jesus. Wir sehen daraus, mit welcher Reinheit des Herzens dem heiligen Tische man sich nahen müsse. Das Herz muß leer seyn von allen irdischen Neigungen und Trieben, von allem Haß und aller Selbstsucht, von jeder Anhänglichkeit, um sich ganz Jesus hinzugeben, und aus dessen Händen allein alles Gute zu empfangen.

Die Stunde der heil. Communion ist die heiligste auf Erden. Sie erhebt uns ganz über das Irdische, und erfüllt uns mit dem Himmlischen, das wir dann auch in das Irdische übertragen. Wir vereinigen in dieser Stunde Alles in Jesus, um Alles in ihm zu empfangen.

Wie wir in dieser Stunde Alles verlassen haben, um Jesus zu folgen, so müssen wir uns ihm auch ernstlich hingeben, müssen ihm in Wahrheit und mit aufrichtiger Gesinnung folgen.

Nicht ein Jeder, der da sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen des Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in's Himmelreich eingehen.

Jesu nachfolgen heißt den eigenen Willen dem des Heilands, dessen Wille auch der des Vaters ist, unterwerfen. Darin besteht die himmlische Gesinnung und der mit ihr verbundene himmlische Friede. Denn der Unfriede, die Unruhe haben ihren Sitz im Willen. Wer seinen Willen dem Vater im Himmel nicht unterwirft, sondern ihn für sich selbst behauptet, wird gar oft die Erfahrung machen müssen, daß er mit seinem Willen nicht hinausreicht, indem er entweder die Kraft nicht hat, ihn durchzusetzen, oder zu einem anderen Ziel und Ende gelangt, als das in seinem Willen lag. Er sieht sich oft getäuscht und auf falschem Wege, er kann so Vieles in und um sich selbst nicht in Uebereinstimmung bringen, er fühlt immer seine Unmacht. Wer aber nur Das will, was der Wille des Vaters im Himmel ist, der hat immer Friede. Alles, was er will, führt zum rechten Ziel und

Ende, er ist immer kräftig genug zum Vollzuge, Alles in ihm und um ihn befindet sich im reinsten Einklang. Denn wie nichts geschieht ohne den Willen des Vaters, so ist nichts, was geschieht, dem Willen des wahren Christen entgegen.

Aber eine solche Unterwerfung des Willens unter den göttlichen Willen, ein solcher himmlischer Friede ist nicht das Werk des Menschen allein; er bedarf dazu bei der ihm inwohnenden Neigung zu eigenem Willen der göttlichen Gnade. Diese wird ihm, und zwar im reichlichsten Maaße, zu Theil in dem göttlichen Mahle. Da werden wir mit Kraft ausgerüstet, an Jesus, dem wir nachgefolgt sind, uns festzuhalten, die Unterwerfung unseres Willens unter den seinigen dauernd zu machen. Jesus vereinigt in dem heiligen Mahle seine Kraft mit uns, wenn wir seinen Willen mit ihm vereinigen. Die himmlische Kraft und der himmlische Wille sind Vollendung des Friedens.

Der Friede in unserem Innern dient darum auch zu unserer eigenen Prüfung, zum Maaßstabe unseres Werthes. Wenn wir den Frieden im Innern nicht haben, so sind wir Jesu nicht nachgefolgt, sind noch nicht mit ihm vereinigt. So lange das Irdische unseren Frieden zu stören vermag, sind wir noch keine wahren Christen.

Das Christenthum ist in dieser Hinsicht eine Religion des Friedens, wie sie eine Religion der Liebe ist. Aus der Liebe — der Vereinigung mit dem Himmlischen — entsteht der Friede, — die Seligkeit des Himmels, die Ruhe in Gott.

Alle Werke des Christenthums sind Werke des Friedens. Wie in dem Christen selbst der Friede wohnt, so verbreitet er ihn außer sich, weil er die Liebe überall hin mittheilt.

Christus selbst setzt, wie die Liebe, so auch den aus ihr entspringenden Frieden zum Zeichen der Gemeinschaft mit ihm, erklärt sie als Kennzeichen des Christen. Der Friede soll uns versichern, daß wir mit ihm sind, daß wir in der Vereinigung mit ihm leben.

Hütet euch vor den falschen Propheten, die

in Schaafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind!

So warnt uns Jesus. Wo der Friede mangelt, da sollen auch wir nicht seyn; denn da ist Jesus ferne. Wir sollen uns selbst durch den Schein des Friedens, durch den blos äußerlichen Frieden nicht täuschen lassen, sondern nach dem wahren und unvergänglichen, nach dem inneren Frieden forschen. Wir sollen zusehen, ob Derjenige, der unter dem Zeichen des Friedens uns ein Wort verkündigt, das vom Himmel stamme, nicht außen einem friedlichen Schaafe, innen aber einem reißenden Wolfe gleiche.

Ihr werdet sie an ihren Früchten erkennen.

Nur wo Werke des Friedens geschehen, ist wahrer Friede. Jedes Werk der Liebe ist auch ein Werk des Friedens. Ein solches kann darum nur Derjenige thun, der Liebe hat, und der also nicht an sich allein hängt. Kinder des Friedens sind Diejenigen, welche Schmerz und Trübsal zu leiden wissen, wo es der Wille des Herrn ist, und ihre übermässigen Neigungen bekämpfen. Sie verbreiten den Frieden, indem sie mit liebevoller Gesinnung die Sünder strafen, die Unwissenden lehren, den Zweifelnden recht rathen, die Betrübten trösten, das Unrecht geduldig auf sich nehmen, den Beleidigern verzeihen, für Lebende und Todte zu Gott bitten. In ihrer Nähe bleibt kein Hungriger ohne Speise, kein Durstender unerquickt, kein Fremder unbeherbergt, kein Nackter ohne Kleidung, kein Kranker allein und verlassen, kein Gefangener ohne Hilfe, kein Todter unbegraben. Alles bringt die Liebe zum Frieden.

Die heiligen Apostel richteten vor Allem hierüber ihre ermahnenden und belehrenden Worte, die rührendsten Ausdrücke an die jungen christlichen Gemeinden.

„Trachtet so viel möglich, und so viel an euch ist," schrieb der heilige Paulus, „mit Jedermann in Frieden zu leben, und euch selbst zu heiligen; denn ohne dieses kann Niemand Gott schauen. Einer übertrage den Andern, Einer

vergebe dem Andern, wenn er etwa gegen ihn zu klagen hat; wie der Herr euch vergeben hat, so sollet auch ihr einander vergeben. Vergeltet Keinem Böses mit Bösem; segnet Die, welche euch verfolgen, — ja, segnet sie und sprechet nie ein Fluchwort über sie aus. Fern von euch sey alle Streitsucht, alle eitle Ehrbegierde. Jeder halte in Demuth jeden Andern für achtungswürdiger, als sich. Jeder sehe nicht auf seinen eigenen Vortheil, sondern auf den Vortheil des Andern; denn in euch soll Eine und dieselbe Gesinnung seyn, die in Christo Jesu war."

„Betet ohne Unterlaß! Haltet an im Gebete, seyd wachsam zum Gebete und zur Dankbarkeit gegen Gott! Ihr möget essen oder trinken, oder sonst etwas thun, so thut Alles zur Ehre Gottes. Alles, was ihr immer thut in Worten oder Werken, thut im Namen des Herrn Jesu Christi, mit Danksagung gegen Gott, unsern Vater, durch Ihn. Danket Gott in allen Dingen; denn das ist der Wille des Vaters, den er euch allen durch Jesum Christum geoffenbart hat."

„Bekümmert euch wegen nichts zu sehr, sondern traget eure Angelegenheiten in jedem Gebete mit Flehen und Danken Gott redlich vor."

„Das Wort Christi sey mit aller seiner Weisheit recht unter euch zu Hause, und bringe reichliche Früchte. Lehret und stärket einander durch Psalme, Lobgesänge und geistliche Lieder; singet mit einem von der Gnade gerührten Herzen das Lob Gottes. Seyd eifrig im Geiste, und laßt euch den Dienst des Herrn angelegen seyn; betrübet Gottes heiligen Geist nicht, mit dem ihr auf den Tag der Erlösung versiegelt seyd! Sehet ja, daß Keiner der Gnade Gottes ungehorsam sey, daß keine Giftwurzel unter euch aufschieße, Unheil anrichte, und Viele dadurch angesteckt werden."

„Und der Friede Christi erfülle eure Herzen mit Jubel, zu welchem Frieden ihr in Einem Leibe berufen seyd, und wofür ihr auch dankbar seyn sollet. Ja, der Friede

Gottes, der höher iſt, als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Jeſu Chriſto."

„Habt Friede unter einander, — und der Gott des Friedens und der Liebe wird mit euch ſeyn."

Der Gott des Friedens und der Liebe! Dieſes Wort des Apoſtels ſollten die Kleinmüthigen beherzigen. Es gibt ſo viele fromme Seelen, die irre gehen auf dem Wege der Andacht und der Gottesfurcht. Der Herr wird ſie zum Ziele führen, weil ſie einen guten Willen haben. Aber jene Worte des Apoſtels ſind insbeſondere auch für ſie geſchrieben. Liebe und Frieden ſind unzertrennlich. Die liebende Seele ſoll auch eine friedliche ſeyn; ſonſt iſt die Liebe derſelben noch nicht die wahre, vollkommene, die dem Chriſtenthum entſpricht.

Die Andacht des Chriſten ſey friedlich. In Allem ſey unſere Seele von Gott erfüllt, in Allem vertraue ſie auf ihn. Ein Gebet, das die Seele mit Angſt erfüllt, und das Herz mit Zweifeln quält, iſt kein ächtes, kindliches Gebet. Das Vertrauen muß über die Furcht herrſchen, der Chriſt muß ſich zu Gott verhalten wie ein Kind zu ſeinem Vater.

Die chriſtliche Religion bezweckt ſichtbar überall den Frieden. So nahe, als es nur immer möglich, vereinigt ſie uns dem himmliſchen Vater, ſie läßt uns keinen Augenblick ohne Gnade, die leiſeſte Reue verwandelt ſie in Verſöhnung.

Das Kreuz iſt ein Zeichen des Friedens. Es gibt kein Schickſal, das den himmliſchen Frieden von uns nähme; den ſchmerzlichſten Tod erquickt dieſer Friede.

Das Chriſtenthum iſt die reichſte Quelle des Troſtes.

Ein guter Baum bringt gute Früchte, ein böſer Baum aber bringt böſe Früchte.

Wie ganz anders würde Alles in und um uns her werden, wenn wir Chriſtus verließen, und einem anderen Führer uns in die Arme würfen! Die Welt mit ihrem Truge und ihrer Verführung würde wieder die Oberhand über uns gewinnen, und das Verderben unſere Schritte begleiten.

Nicht umſonſt iſt die Harmonie, der innige Zuſammen-

hang alles Bestehenden, den wir in der Schöpfung gewahren. Jeder Schritt, den wir thun, jeder Vorgang in unserer innern Welt, stellt sich uns in seiner Einwirkung auf dieses schöne Ganze dar, und erscheint in Beziehung darauf entweder als fremd und zerstörend, oder als übereinstimmend und befördernd. Das Gute erzeugt Gutes, das Böse Böses.

Ein jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen werden.

Jesus stellt die ewige Strafe, die er den Gottlosen androht, unter mancherlei Bildern uns vor Augen, und fast jedes derselben hat wieder etwas besonderes Schreckliches an sich. Hier schildert er sie als Losreißung von dem großen, schönen Ganzen, das der Herr um sich her gebildet, als ein Hinweggenommen-Werden aus dem Kreise der Liebe, die alle Wesen an einander ketter. Einen guten Menschen vergleicht er einem Baume, der gute Früchte bringt. Ein solcher Baum stirbt nie aus; denn das Gute, das er hervorbringt, erzeugt wieder Gutes, die Frucht abermals eine Frucht, und so fort in alle Zeiten. Er lebt fort in seinen Früchten. Diese seine Früchte aber sind wohlthuend und erquickend, und wer sie sieht, erfreut sich ihrer. Der Gärtner pflegt den Baum und zieht ihn auf mit aller Sorgfalt, und sammelt seine Früchte, und legt den Kern derselben an einer anderen Stelle des Gartens in den Boden. Dagegen gleicht der Böse einem Baume, der böse Früchte bringt. Auch seine Früchte würden sich in's Unendliche vervielfältigen, und unaufhörlich neuen Schaden stiften. Allein der Gärtner räumt ihn hinweg von dem Platze, auf dem er stand, er haut ihn aus und vertilgt ihn. Seinen Platz nehmen bessere Bäume ein, und in dem schönen Umfang des Gartens, der nun von lauter wohlthuenden Früchten erfüllt ist, weiß man bald nicht mehr, daß einmal üble Bäume darin vorhanden waren. So einfach dieses Gleichniß, so lieblich und treffend

ist es, so fürchterlich aber auch für den Bösen. Nur seiner eigenen Qual wird dieser leben, ohne Zusammenhang mit dem Ganzen und ohne Einfluß auf dasselbe. Bei dem ewigen Fortschreiten aller Wesen in der Liebe und zur Vollendung wird er stille stehen, und sich von dem Wahren und Guten so ferne fühlen, daß er nicht einmal danach streben kann. Dort, wo es nur reine, nur himmlische Freuden gibt, wird er von aller Freude, von jeder Aussicht auf dieselbe ausgeschlossen seyn, würde gern um alle die vergänglichen Schmerzen der Erde sich diesen himmlischen Frieden, der nur in der Vereinigung und Uebereinstimmung mit dem Ganzen, in dem Emporheben zum Höchsten möglich ist, erkaufen. Er wird seyn wie ein ausgehauener Baum, um welchen rings der Garten voll prangender, herrlicher Bäume blüht, der aber selbst ohne Kraft und ächtes Leben, auf sich beschränkt und von dem Nahrunggebenden getrennt, auf dem Boden sich dahinstreckt.

Die Strafe Desjenigen, der die Liebe in sein Herz nicht aufgenommen hat, wird eben in diesem Mangel an Liebe, in der Verwaisung und Verlassenheit des Herzens bestehen. Der Liebloſe hier auf Erden, der der Selbstsucht sich hingibt, und seine Seligkeit in den sinnlichen Gütern findet, wird dort, wo alles dieß verschwindet, und nur die wahre Seligkeit, die Seligkeit der Liebe, dauert, sich selbst, in seiner Losreißung und Geschiedenheit von allen Andern, nur höchst unglücklich fühlen. Es werden ihm die Augen aufgehen, und er wird einsehen, was ihm nöthig ist, was er aber von sich gestoßen hat.

In der Hölle wohnt der Unfriede im höchsten Maaße, wie im Himmel vollendeter Friede. Alle Wollüste und alle Eitelkeit der Erde wohnen dort nicht mehr, und geben dem Lasterhaften kein Ziel seines Verlangens und seiner Freude mehr.

XXXVII.

Der achte Sonntag nach Pfingsten.

Die christliche Weisheit.

Luk. XVI., 1—9.

Gott allein ist es, der jenseits Alles an sich zieht, in dem alle Freude und Seligkeit des Herzens sich vereinigt. Verzehrender als das Feuer wird das unbefriedigte Verlangen nach Gott den Bösen seyn.

Nichts anderes, als das dem menschlichen Herzen natürliche Verlangen nach Gott als dem einzigen Gute sind die Regungen des Gewissens, welche schon hier auf Erden dem Böswichte das Leben zur Hölle machen könnten, wenn er dieses Verlangen nicht befriedigt, sondern dagegen ankämpft. Aber sie haben hier auf Erden Mittel, das Verlangen zum Schweigen zu bringen, indem sie ihrem Herzen mit den falschen Gütern dieser Welt schmeicheln, und das wahre Gefühl ihrer selbst in dem Taumel ihrer Sinne begraben, bis mit dem Augenblicke ihres Todes der Traum verschwindet, und ihr ganzes Wesen in Elend versinkt.

Die Kinder dieser Welt sind in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichts.

Die Kinder des Lichts bedürfen von allen diesen falschen Freuden keine, sie brauchen sich nicht über sich selbst zu täuschen und gegen ihr Gewissen zu kämpfen, da sie den inneren Frieden haben. Ihr Herz ist befriedigt in dem erfüllten Verlangen nach Gott. Sie haben nichts nöthig, als dieses Eine

festzuhalten, und den falschen Gütern, deren Unwerth sie erkennen, keinen Platz in ihrem Herzen einzuräumen.

An und für sich ist es viel leichter, gut, als böse seyn.

Aber es gibt wenig Menschen, die das volle innige, Verlangen nach Gott in ihrem Herzen auflodern lassen, und es eben so vollkommen zu befriedigen trachten, ohne es durch übermässige Anhänglichkeit an die blos untergeordneten Güter zu beschränken. Wenige verstehen es, mit demselben Eifer und derselben Herzensfülle ihrem Einen, erhabenen Ziele nachzuhängen, womit die Kinder der Welt sich in den Stand sezen müssen, sich davon entfernt zu halten, ohne sich höchst unglücklich zu fühlen.

Die Kinder des Lichtes haben nur den Frieden in Gott zu bewahren. Alles bietet ihnen dazu gleichsam die Hände, Alles fodert sie auf dazu, und erleichtert ihnen ihre Aufgabe; nur ihre sinnliche Natur sucht ihnen hie und da statt des Wahren und Guten das Falsche unterzuschieben, nur mit ihr haben sie hie und da einen Kampf zu bestehen, — aber einen Kampf, den Gott mit ihnen kämpft, in welchem Gott auf ihrer Seite ist, und in dem ihnen ihr Friede im Voraus den Sieg verbürgt.

Wie wenig Klugheit und Geistesschärfe wird dazu erfodert, an dem Einen, Wahren, Alleinguten festzuhalten! Die Einfalt kann es. — Wie anstrengend und mühevoll, wie schwierig ist es dagegen, gerade dem Einen, Wahren, Guten zu widerstreben, und sich einen falschen Frieden im Innern zu erschaffen! Gewaltsam muß das Herz dabei festgehalten werden, und der Geist muß sich unaufhörlich beschäftigen, demselben Täuschung zu bereiten.

Dennoch lassen sich oft die Kinder des Lichts von den Kindern der Welt ihren Frieden entreißen, und lassen sich verführen, ihre so feste, sichere, unwandelbare Seligkeit, die sie mit so wenig Mühe, so friedlich in sich erhalten konnten, gegen die erträumte umzutauschen.

Die so häufig vorkommenden Verführungen geben den

Beleg zu dem Worte Jesu: Die Kinder der Welt sind in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichtes; d. h. an und für sich sind sie viel thörichter, viel unkluger, da sie, ungeachtet der rechte Weg so offen vor ihnen liegt, eine ganz falsche Richtung nehmen, und, ungeachtet sie an etwas Ewigem, Geistigem ihre Stütze haben könnten, an Vergänglichkeiten, an Werke des Staubes ihren Sinn hängen. Aber in diesem ihrem Streben nach dem Falschen, in ihrer Art sind sie klüger; denn obgleich die Aufgabe, die sie sich setzen, viel schwerer ist, als die der Kinder des Lichtes, und sie gleichsam ein Gebäude ohne Grund aufzuführen unternehmen, wählen sie doch meistens die auch noch so entfernt liegenden, für ihren Zweck passenden Mittel, während die Kinder des Lichtes, denen Alles schon an die Hand gegeben ist, und die das Rechte nur festzuhalten brauchen, sich oft dasselbe wieder entreißen, durch etwas viel Geringeres und Nichtswerthes von ihrem Ziele sich abbringen lassen. — Da gelangen wir nun in unseren Betrachtungen zu einem Punkte, der deßhalb höchst wichtig für uns ist, weil er den Glanz und die Wärme des himmlischen Friedens auch über die kleinsten und anscheinend unbedeutendsten Momente unseres Lebens verbreitet.

Die christliche Weisheit lehrt uns Alles im Lichte des Friedens erblicken. Die ganze Welt gewinnt ein anderes Aussehen, eine andere Bedeutung für uns, wenn wir den Frieden Gottes in ihre Mitte setzen. Die Außenwelt um uns her wird uns eine Versinnlichung der inneren, um derentwillen sie da ist. Alles, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, und was nicht Freiheit des Willens besitzt, sehen wir von einem unwandelbaren Gesetze der Zweckmäßigkeit und der Güte geleitet; jedes Ding der Schöpfung, das wir betrachten, ist ein Ausdruck des göttlichen Friedens. Die Uebereinstimmung in sich selbst, in den kleinsten Theilen, zu einem schönen Ganzen, ist der hauptsächliche Schmuck der Natur, und dieses ist es, auf was Jesus aufmerksam machte,

als er, auf die Blumen des Feldes hinweisend, sprach: Sie säen nicht, sie ernten nicht, und doch war Salomo in all' seiner Pracht nicht so schön wie sie. An unserem eigenen Leibe erkennen wir diesen Ausdruck des Friedens. Alles stimmt in ihm zu einem Ganzen, und würde, wenn die Freiheit unseres Willens seinen Gliedern nicht hie und da eine zweckwidrige Thätigkeit aufdränge, sein Leben so still und ungestört wie eine schön blühende Blume dahinbringen.

Diesen von Gott erschaffenen und erhaltenen, nothwendigen Frieden der Außenwelt soll unser Geist in sich selbst freithätig nachahmen. Aus freiem Willen sollen alle Kräfte und Neigungen in uns zu einem schönen Ganzen übereinstimmen.

Fast jede Lage unseres Lebens, so viele und verschiedene deren auch seyn können, ist dazu bestimmt, uns im Frieden zu unterrichten. Deßwegen sind wir hier auf Erden zu Handlungen berufen, damit wir in den äußerlichen Wirkungen unserer Gesinnungen und Gefühle, in dem Kreise unserer mannigfaltigen Pflichten, die Schönheit und den Werth des Friedens wie das Abscheuliche und Verderbenbringende des Gegentheils desto klarer und lebhafter erkennen. Wir gewinnen an richtiger und tiefer Ansicht des Friedens, indem wir die Welt, die in unserem Innern sich bewegt, mit allen ihren Regungen und in ihrem ganzen Umfange, in der unendlichen Ausdehnung einer Reihe von gleichen Wesen, und hiebei natürlich auch Alles in größerem Maaßstabe erblicken. Darum sehen wir uns ferner gleich von Anfang in einem kleineren, aber desto innigeren Kreise gleicher Wesen, in der Familie, welche für uns, wie die erste Lehrerin der Liebe, so zugleich die erste Lehrerin des Friedens ist, oder doch wenigstens seyn soll. Das stille Haus ist die erste Stätte des Friedens, die uns aufnimmt. Das Gute und Wahre, das Vollkommene, ist in diesem engen Kreise, wenn er ein ächter Familienkreis ist, als Ziel gesetzt, und dahin neigt sich nun Alles, Alles wird Mittel dazu, Alles stimmt zu diesem Zweck zusammen. Der Einklang des Familienlebens ist es, was in dem Herzen

des noch willenlosen Kindes mit ungemeiner Lieblichkeit und für lange Dauer widerhallt; wenn es dann anfängt, seines Willens Herr zu werden, so trägt es schon das Bild des Friedens, das Bewußtseyn seiner Unentbehrlichkeit in sich, es hat ihn bereits lieb gewonnen. Sobald es seines Willens Herr wird, beginnen Pflichten für das Kind, und damit eine doppelte Wichtigkeit seines Lebens, weil jetzt der unwillkührliche, natürliche Friede in seinem Innern in einen freien und gewollten, in eine selbstveranlaßte Zusammenstimmung aller Kräfte zu einem Ganzen sich verwandeln soll. Es beginnt da für den Menschen die Zeit der freien Vereinigung mit Gott. Diese Eine, große Pflicht bringt alle übrigen hervor. Was heißt es: „Pflichten haben?" Die Beantwortung dieser Frage ist von großer Bedeutung. Man darf die Pflichten des Menschen nicht etwa als eine Arbeit ansehen, deren der Himmel zum Bau, zur Vollendung des Ganzen bedarf, — nicht als eine Thätigkeit, ohne die die Schöpfung mangelhaft bleiben und ihren äußeren Zweck verfehlen würde; jede Pflicht des Menschen hier auf Erden ist vielmehr der Hauptsache nach um sein selbst willen da, und der Nutzen, der aus ihrer Erfüllung für das Ganze hervorgeht, und den Gott, der Herr und Lenker des Ganzen, ja auch auf jede andere, davon unabhängige Weise hervorzurufen vermöchte, ist nur durch Seine Weisheit und Liebe daran geknüpft. Man kann es eben so eine Pflicht der Engel nennen, wie eine Pflicht der Menschen, daß sie im Frieden und in der Vereinigung Gottes leben, und der Umstand, daß jene Pflichten, die blos aus den irdischen Beziehungen für die Menschen hervorgehen, als solche ihnen fremd sind, hat keinen wesentlichen Unterschied zur Folge. Wenn es Gottes Wille wäre, sie auf die Erde und in dieselben Beziehungen zu versetzen, so würden sie vermöge ihres inneren Friedens und ihrer Liebe dieselben Pflichten erfüllen, die den Menschen obliegen. Ja, so ferne sie die Menschen in ihrer Pflicht-Erfüllung unterstützen, kann man sogar etwas Aehnliches wirklich von ihnen sagen. Die Pflichten des Men-

schen sind blos die Probe, und die Erfüllung der von uns sogenannten Pflichten das nothwendige Erzeugniß seines inneren Sinnes. Wer eine der menschlichen Pflichten nicht erfüllt, und dadurch störend in das Ganze der Schöpfung eingreift, hat in sich den Frieden noch nicht hervorgebracht, und entbehrt noch des rechten Sinnes. Das Kind muß seine Eltern lieben, ihnen gehorchen, muß seine Kräfte allmählig üben und vervollkommnen, muß wohlthun lernen u. dgl. Was ist dieß Alles anders, als: Es muß diejenige Gesinnung in sich entwickeln, vermöge welcher sein freier Wille nichts beabsichtigt, was nicht mit den unendlich vollkommenen Eigenschaften Gottes in Uebereinstimmung stünde. Erschöpfend liegt dieses in dem kurzen Worte Jesu: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Das, was wir thun, ist der Ausdruck Dessen, was wir denken und wollen. Wenn wir den Frieden Gottes in uns haben, so handeln wir nach dem Willen Gottes, d. h. eigentlich: Er handelt in uns. Indem wir uns ihm anschließen, schließen wir uns seinen göttlichen Eigenschaften und allem Dem an, was daraus hervorgeht, und davon sind unsere guten Handlungen, ist unsere Tugend nothwendige Folge. So weit sich der Kreis unserer Pflichten erweitern mag, was auch immer die Tugend von uns fodert, es liegt in den göttlichen Eigenschaften, in der göttlichen Vollkommenheit, die wir, so viel möglich, uns aneignen. Prüfen wir jede der guten Handlungen eines Menschen nach diesem Gesichtspunkte, und wir werden in ihr den Stempel der göttlichen Eigenschaften erkennen. Indem wir eine gute Handlung ausüben, erhöhen wir nur die Innigkeit unserer Vereinigung mit dem göttlichen Wesen, und so oft wir unsern Geist dem Geiste Gottes wieder um etwas annähern, werden gute Handlungen in der Außenwelt es kund geben, so wie böse Handlungen Zeichen der Entfernung unseres Sinnes von dem göttlichen Sinn sind. Wir können nie durch eine unserer Handlungen, so böse sie auch seyn mag, dem Willen Gottes, der sich liebend und Friede spendend über

das All verbreitet, entgegenwirken, sondern schaden nur uns selbst dadurch. Ohne Gott vermögen wir nichts, also auch nichts, was seiner Schöpfung Schaden bringt. Die einzige Macht, die uns um unseres freien Willens wegen innwohnt, ist in dieser Hinsicht: durch Entfernung von Gott uns selbst zu verderben. Aber, wenn Gott in uns ist, so können wir mit ihm seine Plane fördern, das Gute verbreiten. Er wählt uns als Mittel zu seinen Zwecken um unser selbst willen.

So macht die christliche Weisheit uns jeden Augenblick unseres Lebens wichtig, und das Geringste in demselben ist für uns von unberechenbarem Nutzen, wenn wir es an diese große, ewige Absicht knüpfen. Das Geheimniß des irdischen Lebens löst uns die christliche Weisheit in dem Gedanken: „Gott führt uns in diese Welt als eine Welt seines Friedens ein, damit wir darin Ihn finden, Ihn als die Quelle des ewigen Friedens kennen und lieben lernen mögen; sowie das Kind in dem Hause des Vaters am Leichtesten an denselben sich anschließt.“ Sobald die Menschen wieder voll Friedens würden, würde diese Welt sich wieder zum Paradies verwandeln.

„Vater, nicht wie ich will, sondern wie Du willst!“ Wie schön erklären sich diese Worte Jesu! Wie leicht und gern kann man mit diesem Ausruf jedes Schicksal tragen! Der Vater, der Alles aus dem Nichts hervorgerufen, Alles zur Uebereinstimmung und zum Frieden gebracht hat, bringt auch dieses Leiden, diese Schickung in Uebereinstimmung mit seinem himmlischen Zwecke, und reiht sie dem großen Ganzen an. Er führt durch Leiden zum wahren Frieden, während wir, uns selbst überlassen, auf dem Wege des falschen Friedens ewigen Leiden zueilen würden.

Das Leiden ist etwas rein Menschliches. Gott, der Ewigselige, ist nie leidend. Aber das Leiden ist deßwegen doch nichts dem Göttlichen Widersprechendes. Jesus hätte es sonst bei seiner Menschwerdung, wodurch er seiner Gottheit sich nicht entäusserte, nicht auf sich nehmen können. Das

Leiden berührt auch bei dem Menschen das Innerste, das Heiligthum der Seele nicht. Es übt nur mittelbar, durch die Verbindung der Seele mit dem Körper, seinen Einfluß. Warum muß der Mensch leiden?

Das Leiden ist einer Welt fremd, wo keine Sünde ist. Auch die Engel leiden nicht. Aber wo Sünde ist, da ist das Leiden gleichsam der Ausdruck derselben, der Unfriede in der äußeren Welt, und dient eben so wie der Friede der Außenwelt zum Unterricht des Menschen.

Geduldig leiden ist eine Vereinigung, und darum auch eine Versöhnung mit Gott. Es ist eine Befestigung in dem durch die Sünde gestörten Frieden, da es ein Sieg des inneren Friedens über die äußere Reizung zum Unfrieden ist. Nicht das Leiden Jesu, sondern sein geduldiges Leiden war das Versöhnungs-Opfer, das er brachte, — ein Versöhnungs-Opfer, weil es zugleich die gefallenen Menschen zur Vereinigung mit Gott führte. Darum soll der Leidende nicht verzagen. Nur wenn er dem Leiden widerstrebt, gereicht es zu seinem Verderben; wenn er es geduldig auf sich nimmt, so bringt es ihn zum Frieden.

Die ächte christliche Weisheit besteht darin, daß der Christ Alles zu seinem Ziele, der Seligkeit in Gott, benütze, wie Alles als ein Mittel dazu bestimmt ist, und wie die Kinder der Welt Alles zu ihrem Ziele, ihrer falschen und vergänglichen Seligkeit benützen. Die höchste christliche Weisheit ist einfacher und müheloser, als die Klugheit der Bösen, die immer nur durch künstliche und erzwungene Mittel sich in ihrem Traume von Seligkeit erhalten können. Aber wenn auch dieß nicht so wäre, ja, wenn die christliche Weisheit noch einmal so schwer zu erringen wäre, als die weltliche Klugheit, so sollte der Eifer der Kinder des Lichtes nicht geringer, als der der Kinder der Welt, — ja unendlich größer seyn, weil sie ein unendlich höheres und schätzbareres Ziel haben, als diese.

XXXVIII.

Der neunte Sonntag nach Pfingsten.

Der wahre Friede.

Luk. XIX., 41—47.

Es ist ein Zeichen unbegreiflicher Sorglosigkeit, daß die Kinder des Lichtes, — die das Rechte erwählt, und dadurch eine viel größere Weisheit an den Tag gelegt haben, — von den Kindern der Welt, — die einem blendenden Scheine folgen und das einzig wahre Gut verkennen, — sich verführen lassen, von dem wahren Ziele wieder abzuweichen. Wenn sie den rechten Eifer besitzen, so sollen vielmehr die Kinder der Welt von ihnen zu dem wahren Guten herübergeführt werden, da es leichter ist, auf dem rechten Wege sogar Andere zu leiten, als auf einem falschen sich selbst zu erhalten.

Eben das, was der untreue Haushälter in dem sonntäglichen Evangelium mit Unrecht that, könnten die Kinder des Lichtes, wenn sie in ächter christlicher Weisheit handeln würden, mit Verdienst thun. Ihnen sind Güter von dem Herrn zu dem Zwecke anvertraut, um sich davon für die Zukunft, die jenseits des Grabes ihrer wartet, Freunde zu machen.

Das Wohlthun, als das hauptsächlichste Werk des Friedens und der Liebe, ist das Hauptwerk der christlichen Weisheit. Wir sollen die Almosen-Spender des Herrn seyn.

Wenn du es doch auch erkenntest, und zwar an diesem deinem Tage, welcher dir zum Frieden ist! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.

Jesus weinte über die Stadt Jerusalem, als er bei seinem Einzuge in dieselbe dieses ausrief. Der Friede lag ihr so nahe; sie durfte ihn nur wollen, um ihn wirklich zu besitzen. Aber sie stieß ihn von sich, und mißhandelte Den, welcher ihr den Frieden brachte. Die Bewohner der Stadt schlossen gleichsam gewaltsam ihre Augen vor dem Strahl des Friedens, der ihnen entgegenleuchtete. Sie erkannten den Frieden nicht, d. h. sie wollten ihn nicht erkennen. Da sehen wir recht deutlich, wie es mit einem Herzen seyn müsse, das keinen Frieden hat. Mehr als Einmal kömmt der Friede zu ihm, sucht es heim, will bei ihm bleiben; aber vergebens. Das Herz, zu dem er kömmt, und dem er sich mittheilen will, verlangt zwar den Frieden, aber es will den Heimsuchenden nicht als den wahren Frieden erkennen, und jagt einem anderen Frieden nach, der ein reißender Wolf im Gewande des Friedens ist. Es verfährt mit ihm wie die Juden mit dem Heilande, den sie nicht als solchen anerkennen wollten, ungeachtet sie selbst einsahen, daß sie eines Heilands bedurften. Sie wollten einen Heiland, dessen Reich von dieser Welt sey, wie noch jetzt viele Herzen den Frieden wollen, aber einen Frieden von dieser Welt, einen Frieden nach ihren niedrigen Gelüsten.

Welcher Tag ist uns zum Frieden? Welches sind die Tage unserer Heimsuchung? — Diejenigen Tage, in welchen Gott, der Herr, auf eine besondere Weise, in welchen er als Heiland zu uns kömmt. An diesen Tagen wenigstens sollen wir es erkennen, was mit uns vorgeht und was wir zu thun haben.

Also vor Allem die Tage der heiligen Communion und der heiligen Sakramente überhaupt, in welchen die göttliche Gnade sichtbar in unser Herz einzieht, sollen für uns Tage der Erkenntniß des Friedens seyn; dann die Tage oder Stunden der besonderen Andacht oder Empfänglichkeit, die uns verliehen werden, wenn wir sie auch nicht herbeirufen; und endlich die Tage des Unglücks.

Es iſt ein ſehr ſchöner Ausdruck unter den Chriſten, daß ſie die Tage des Unglücks Tage der Heimſuchung nennen. Ja, gewiß! im Unglück ſucht uns Gott, ſucht uns der Friede heim. Die Tage des Unglücks ſtehen den Tagen der einſtigen ewigen Seligkeit, den Tagen des Heiles oft näher, als wir glauben. In ſolcher Zeit kömmt das Herz am Leichteſten zur rechten Erkenntniß. Von dem Herzen des Unglücklichen fällt die irdiſche Täuſchung hinweg wie Staub, und ſie ziehen dem falſchen Frieden ſein Gewand ab. Da bleibt nichts mehr, als was in uns ſelbſt iſt, was kein Leiden, keine Krankheit, kein Tod von uns entfernen kann. Und was iſt dieſes Eine, das uns treu bleibt? Das Ewige, das Göttliche, das Wahre, zu dem wir beſtimmt ſind.

Unglücklicher, armer Leidender! Abermals rufe ich dir zu: Traure nicht! Leide geduldig! Nicht ich will dich tröſten, nicht deine Freunde ſollen es, du haſt den ſchönſten Troſt in dir ſelber. Gerade jetzt biſt du am meiſten begnadigt. Gott, der Friede ſtehen dir jetzt ſo nahe. Die Engel des göttlichen Friedens weilen um den Leidenden, und ein Hauch ſeiner Seligkeit weht ſeine Stirn an. O, laß die trügeriſchen Freuden ſich in reißende Thiere verwandeln, laß den Bau deiner ſtolzen Hoffnungen, die dein Arm nicht aufrecht halten kann, dahinſtürzen in Trümmer, laß die Schmerzen an deinem Leibe toben! Sieh in dein Herz, ſieh in dich ſelbſt! Jetzt wirſt du deinen wahren Freund erkennen, deinen wahren Frieden. Heller, als vorher, wo die falſchen Freuden der Erde ſich vor ihn drängten und ihn zu verdunkeln ſtrebten, ſchimmern dir jetzt ſeine himmliſchen Strahlen!

Auch wenn du dein Unglück ſelbſt verſchuldet haſt, überlaß dich nicht unmäßiger Traurigkeit oder gar der Verzweiflung! Gott ſucht dich heim auch in der Reue. Er ſteht als der Alleinewige, Alleinwahre, Alleingute vor dir, nachdem allen Dingen, denen du den Vorzug gabſt, die Larven abgefallen ſind. Du erkennſt ihn als ſolchen, und biſt verſöhnt mit ihm.

Aber auch in jenen Tagen schon, als Jesus so feierlich in Jerusalem einzog, in den Tagen seines Leidens und Sterbens, war für uns eine Zeit der Heimsuchung gekommen. Der Friede senkte sich damals vom Himmel herab auf die Erde, nicht allein wegen der Juden, sondern auch wegen aller folgenden Geschlechter. Obwohl die damals Lebenden ihn nicht erkennen wollten und ihn von sich stießen, gründete er sein Reich auf Erden. Der Friede ist heimisch unter uns geworden, und hat da eine bleibende Stätte.

Es kommen für jeden Menschen wohl auch Tage der Sehnsucht, Tage der Angst und des Kampfes, in welchen er vergebens nach dem wahren Frieden ringt, oder vielmehr zu ringen scheint, weil der Druck des irdischen Staubes schwerer als sonst auf ihm lastet. Unsere Sündhaftigkeit ist oft schuld daran, daß wir den wahren Frieden für immer verloren zu haben glauben, uns für immer von Gott verlassen wähnen, während er schon wieder versöhnend nahe ist. Wir suchen den Frieden, und es ist uns, als könnten wir ihn nicht finden. In solchen Augenblicken öffnet sich uns die sichtbare Stätte des Friedens, — die Kirche.

In der Kirche sammeln sich alle Strahlen des Friedens, wie eine Sonne strahlt da in seinem vollen Glanze der Friede. Denn da fliehen die falschen Freuden der Erde, da kann Jeder den wahren Frieden ohne alle Täuschung erkennen. Da ist für uns eine beständige Zeit der Heimsuchung. Jesus selbst trieb das Irdische aus den geheiligten Hallen und Höfen des Tempels, da es sich dahin verirrte, und der Herr wacht fortwährend über seinem Hause. „Mein Haus ist ein Bethaus" rief Jesus. Das heißt so viel, als: dieß ist ein Haus des Friedens, des ewig gleichen Friedens. Wer betet, hat den wahren Frieden erkannt und in sich aufgenommen, und empfindet darum sogleich in sich die Wirkungen des wahren Friedens.

Der Christ gehört aber der Kirche an, wenn er sich auch nicht gerade im Tempel befindet. Er ist für immer mit ihr

vereinigt. Auch außer dem Tempel ist sein Gebet eine Weihe des wahren Friedens, und nur dadurch von dem Gebete im Tempel unterschieden, daß hier seine Seele freier wird von dem Druck der irdischen Neigungen, der auf ihr lastet.

In der Kirche ist vor Allem unsere Erlösung durch Jesus Christus uns beständig nahe. Da wird sie auf unblutige Weise zu allen Zeiten fortgesetzt. Denn die Offenbarung der Liebe, die in ihr enthalten ist, gehörte nicht blos der Zeit an, in der sie geschah; nur dem menschlichen Auge ist sie eine auf eine bestimmte Zeit, auf einen bestimmten Raum beschränkte, während sie ihrem Wesen nach eine ewige ist. Dieselbe Liebe, welche damals die Menschen erlöste, lebt und wacht in jedem Augenblicke über den Menschen; nur daß sie nicht in jedem Augenblicke den Menschen so offenbar wird.

In der Kirche wird uns das Wort des Friedens immerdar verkündigt. Seit der Zeit, als Jesus die Schaaren des jüdischen Volkes um sich sammelte, und ihnen vortrug, hat seine Lehre kein Ende genommen.

In der Kirche erhalten wir fortwährende Stärkung und Segnung des Friedens. Die geistigen Wunder Jesu leben fort, und auch wir empfinden noch die Berührung seiner göttlichen Hände, und die heilende Kraft, die von ihm ausgeht.

Jesus begab sich, wie wir wissen, gleich nach seinem feierlichen Einzuge zu Jerusalem in den Tempel, reinigte ihn von allem ihm Mißfallenden, und lehrte darin täglich. Er gab dadurch zu erkennen, wo sein Reich zu suchen sey, und wo er zu allen Zeiten bleiben wolle. Der Lehrstuhl im Tempel war gleichsam der Thron, der ihm bereitet ward.

Da laßt uns Ihn, da laßt uns den Frieden suchen! Wer noch nicht genug unterrichtet ist, gehe in die Kirche, und höre die Worte des Friedens; wer noch nicht Kraft und Muth genug besitzt, gehe hin, und lasse sich salben mit dem Chrisma des Heiles; wer noch an der Last der Sünde trägt, werfe sie dort ab, und gebe seiner Seele den Frieden.

Und was ist genug bei solchen Gaben? Sie sind eine Quelle, aus der wir ewig schöpfen mögen, wie sie ewig rinnt.

Wenn wir immer festhalten an dem Frieden, so können wir auch immer schöpfen aus demselben. Der Friede ist Ruhe in Gott, und wann könnten wir in Gott ruhen, d. h. so ganz mit vollem Herzen und voller Seele, mit allen Kräften und allem Gemüthe an Gott hängen, ohne immer von Neuem gesättiget zu werden, ohne Alles in ihm zu finden, was gut ist. Unser unendliches Verlangen und unsere unendliche Fähigkeit zum Guten werden in alle Unendlichkeiten in Ihm befriedigt werden.

Also: Friede, wahrer Friede ist das Höchste auf Erden wie im Himmel. Er ist Vollkommenheit, innigste Vereinigung mit Gott, unendliche Liebe. In ihm ist der Grundgedanke des menschlichen Seyns und der menschlichen Bestimmung enthalten; in ihm lösen sich alle Räthsel des menschlichen Lebens; durch ihn fällt die Schranke zwischen dieser und jener Welt, und Alles, Alles wird durch ihn in Gott vereinigt.

Jetzt verstehen wir ganz die Worte des heiligen Täufers Johannes, womit er die Ankunft des göttlichen Sohnes verkündigte: „Alle Thäler sollen eingefüllet, alle Berge und Hügel erniedriget werden; was krumm ist, das soll gerade, und was ungleich ist, ebener Weg werden; denn alle Menschen werden den göttlichen Heiland sehen.“ Es ist derselbe Ruf, womit die Engel lobsangen: „Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“ Der Friede war es, was das Paradies schmückte, und es zu einem so ungemein lieblichen, himmlischen Aufenthalt machte, — der Friede nicht allein des Gartens, sondern auch seiner Bewohner. Der Friede war es, den die Menschen verloren, da sie sündigten, und dessen Verlust so unendlich viel Uebel und selbst den Tod über sie gebracht hat. Der Friede war es, den ihnen Gott gleich nach der Sünde und dem Verluste des Paradieses von Neuem

verſprach, und der ihnen von dem Meſſias gebracht werden ſollte. Alle Verheißungen, die ſich auf den Meſſias bezogen, und deren ſo viele aus dem Munde der Propheten und gottbegeiſterten Sänger floßen, waren Verheißungen des Friedens, und die ganze Geſchichte des alten Bundes, die dem neuen Bunde vorherging, enthält nur die Wege, auf welchen Gott die Menſchen wieder zum Frieden führte. Die Zeit des Friedens, des ewigen Friedens war es, welche, wie vorher verkündigt worden, mit Jeſus, dem Meſſias, für die Menſchheit anbrach. Alles in und um Jeſus athmet Frieden. Aber eben dieſer Friede war es, den die damals lebenden Menſchen abermals von ſich ſtießen, und welchen Jeſus deſſenungeachtet vom Kreuze aus über alle Gegenden der Erde verbreitete, womit er den Tod und die Sünde beſiegte, und womit der Auferſtandene die Welt und vor Allem ſeine Jünger und Jüngerinnen begrüßte. Der Friede iſt es, der in dem heiligen Geiſte über die Menſchheit herabkam, und von dem Jeſus, von hinnen ſcheidend, ſagte: „Ich laſſe euch den Frieden, meinen Frieden gebe ich euch.“ Und dieſer Friede, den uns Jeſus gab, und den er uns für immer gelaſſen hat, iſt der durch ihn errungene Sieg über Tod und Hölle, das Licht und die Aufklärung ſeiner heiligen Lehre, die wiederhergeſtellte Vereinigung mit Gott — nach ganzem Herzen und nach ganzer Seele, nach allen Kräften und ganzem Gemüthe. Denn nur in Gott iſt Friede, der wahre Friede. Er iſt das richtige Verhältniß der Menſchen zu Gott. Dieſes, die alleinige Beſtimmung und das alleinige Heil der Menſchheit, war von den Menſchen hintangeſetzt, und iſt aber von Gott ſelbſt wieder auf die wunderbarſte und liebevollſte Weiſe erneuert worden. Der Friede des Paradieſes war die urſprüngliche Vereinigung mit Gott, der jetzige Friede der Menſchheit iſt die wiederhergeſtellte Vereinigung mit Gott.

Sieh' da die Geſchichte der Menſchheit! Sie ſetzt ſich fort in dem jenſeitigen Leben, das uns das volle und reinſte

Bewußtseyn der Ewigkeit des Friedens genießen, uns den Frieden gleichsam schauen läßt.

Auch hier auf Erden ist also seit der Menschwerdung Christi, seit der Erscheinung des Messias, die Stätte des Friedens, und jedes Herz kann schon hier den Frieden haben. Wenn es den wahren Frieden besitzt, wenn es in der Vereinigung mit Gott lebt, so kann ihm das Irdische nichts anhaben, und es ist gleichsam schon hier im Himmel, wie Jesus den Himmel mit sich herabbrachte auf die Erde, und selbst am Stamme des Kreuzes der Herr der Himmel, der Sohn des Höchsten, der Ewige und Unendliche blieb. Wir können gut seyn, wie die Himmlischen; wir sollen nach dem Worte Jesu vollkommen seyn, wie der Vater im Himmel, — dieß verknüpft uns schon hier mit den himmlischen Seelen, der himmlische Friede nimmt der Erde jede Macht über uns.

Der Friede ist es, was den Menschen zum Ebenbild Gottes macht, und die Würde des Christen liegt in seinem Frieden. Von dieser, Alles in sich fassenden, für einen Jeden wichtigsten Seite wollen wir daher jetzt den Christen und das Leben desselben betrachten. Der Friede ist das rein Innerliche, ist die Gesinnung in ihm, und also Dasjenige, worin nach seinem Tode sein Wesen bestehen wird. Unsere jetzige Betrachtung faßt sonach den Geist des wahren Christen, abgesehen von allem Aeußeren und Vergänglichen, in seinem eigenen Werthe und seiner Gottähnlichkeit, auf, — das lieblichste und höchste Bild, das einem menschlichen Auge zu erscheinen fähig ist.

Die Züge zu diesem Bilde geben uns die menschlichen Tugenden, wenn wir sie, abgesehen von ihren Aeusserungen, auf die reine Gesinnung zurückführen, und sie uns zugleich in jener Vollendung denken, die sie in jedem Tugendhaften einst erreichen werden.

XXXIX.

Der zehnte Sonntag nach Pfingsten.

Die christliche Demuth.

Luk. XVIII., 9—14.

Um auf Dasjenige allein zurückzukommen, was an dem Menschen innerlich und bleibend ist, und die Tugend in ihrem selbstständigen Werthe zu erkennen, müssen wir mit denjenigen Handlungen eines Menschen beginnen, welche sich ganz unmittelbar auf sein Inneres beziehen, und sich selbst als Aeußerungen desselben darstellen. Da Alles in dem Innern des Menschen auf dessen Gesinnungen gegen Gott ankömmt, und diese in dem äußeren Gottesdienste, wohin jede äußerliche Verehrung der Gottheit zu rechnen ist, sich kundgeben oder doch kundgeben sollen, so fassen wir zunächst diesen äußeren Gottesdienst, und zwar in seinem ganzen Umfang, in's Auge. Eigentlich sollte Alles, was der Mensch vornimmt, sein ganzes Leben, ein Dienst des Herrn seyn, wie wir wissen; aber da dessenungeachtet die Handlungen, welche sich auf die Güter der Erde u. dgl. beziehen, auch in einer ganz anderen Absicht und aus einer ganz anderen Meinung vorgenommen werden können, ohne deßwegen so augenscheinlich allen Werth zu verlieren, so ist hier indessen doch nur die Rede von Dem, was lediglich die Gottes-Verehrung zum Zweck hat, und sich schon als solche ankündigt, folglich, wenn ihr Zweck hinwegfiele, in Nichts zusammenstürzen würde. Betrachten wir also die Summe der christlichen Gottes-Verehrungen auf der ganzen Erde, und fragen uns, was

davon Werth behalte und bleibe, wenn dereinſt alle unſere rein menſchlichen Verhältniſſe ihr Ende erreichen und dieſe Erde ſelbſt wieder zu Staub wird! Wir werden finden, daß von dem Geiſtigen, welches das Weſen der Gottes-Verehrung ausmacht, nichts verloren gehe, daſſelbe vielmehr in ſeiner Läuterung von irdiſchen Schranken und in ſeinem freien Aufflug zum Himmel eine unendliche Vervollkommnung gewinne, und daß namentlich in dieſer Gottes-Verehrung allein ſchon die ſchönſte und heiligſte Würde unſeres Seyns, der Saame unſerer himmliſchen Seligkeit, liege. Die Augenblicke der äußeren Gottes-Verehrung, wenn wirklich etwas Geiſtiges an ihr iſt, (und ohne dieß könnten ſie, als ihres wahren Zweckes entbehrend, nur durch eine mittelbare Beziehung auf irdiſche Güter Werth gewinnen, wenn dieſen ſelbſt ein ſolcher zuzuſchreiben wäre), beſtehen ſelbſt ſchon in einem Hinwegſehen von allem nicht mit Gott Zuſammenhängenden, von allem Vergänglichen, in einem Hinblick und Hinwenden nach dem Ewigen und Göttlichen. Alle Tugenden, die ſich auf die Gottes-Verehrung beziehen, ſind nothwendig wahre und bleibende, von dem Irdiſchen unabhängige, ſchon hier auf Erden dem Himmel angehörige.

Die andächtige Stimmung des Gemüthes iſt es, die ſich im Gebete und in der heiligen Betrachtung ausſpricht. In dem Augenblicke, in welchem wir beten, zumal ſo lange unſer Gebet nicht die Mittel zur Befriedigung unſerer menſchlichen Wünſche und Bedürfniſſe zum Ziel hat, ſondern ſich mit Gott um ſeiner ſelbſt willen, mit ihm als dem höchſten und ewigen Gute, beſchäftigt, iſt unſer Geiſt losgeriſſen von allem Uebrigen, in ſich ſelbſt zurückgeführt, und befindet ſich daher in einem ähnlichen Zuſtande, wie der iſt, welcher über dem Grabe ſeiner wartet. Dieſen Augenblick feſthaltend, fühlen wir uns, wie wir ſind, empfinden wir unſer eigenes Weſen. Wenn wir recht beten können, aus ganzem Herzen und aus voller Seele, ſo können wir uns einen Vorbegriff machen, ein Vorgefühl faſſen von dem jenſeitigen Leben und

den wahren Frieden erkennen. Es gibt so viele solcher heiligen, wahrhaft überirdischen Augenblicke im Leben, die uns auf uns selbst und auf das Göttliche in uns hinweisen, wenn wir sie nur ergreifen und uns an ihnen festhalten! Wäre das Irdische, das Vergängliche, mit seinem falschen Glanze und seiner falschen Freude, von selbstständigem Werthe, und lägen in ihm unser Glück und unser Friede, so müßten wir in solchen Momenten, wo auch unser leisester Gedanke davon fern bleibt, wo unsere ganze Seele mit etwas Anderem sich beschäftigt, uns im höchsten Grade verwaist und unglücklich fühlen, wir würden diesen Zustand kaum ertragen können. Und doch, wer kennt nicht die Seligkeit, das Wonnige eines ganz reinen, himmlischen Gebetes? Wer, der einmal so betete, möchte nicht diesen Moment ewig festhalten, sich ewig an diesem Troste und diesem Frieden des Innern erlaben? Wem geht es da nicht wie den Aposteln auf dem Berge der Verklärung, da sie voll heiligen Entzückens riefen: „Hier wollen wir Hütten bauen, o Herr, hier ist gut wohnen!“ O beantworte doch Jeder die Frage: Wer war einmal unglücklich in so einem Augenblicke? Gewiß Keiner, während in anderen Augenblicken des Unglücks so viel ist. Wer nur überhaupt mit ihnen bekannt ist, und sich wenigstens hie und da zu ihnen erhoben hat, kann nicht umhin, diese Augenblicke die schönsten und unvergleichlichsten des Lebens zu nennen. Der äußere Mensch ruht da beinahe ganz, das äußere Leben weicht zurück vor dem innern, das in aller seiner Kraft und Fülle emporflammt, das in allen seinen Kreisen thätig ist, und mit seiner ganzen Empfindung nach Einem Punkte hinstrebt. Der Eine Gegenstand, der da die ganze Seele füllt, das göttliche Wesen, vereinigt Alles in sich, was die Seele selig machen kann. Sie fühlt sich da in Gott, mit Gott, — als sein Ebenbild. Vor Allem schon die ewige Quelle ihres Seyns liegt in Gott. Sie vermag ihr Seyn nicht aus sich selbst zu schöpfen, da sie nicht durch sich selbst ist, sondern erst hervorgerufen wurde aus

dem Nichts in der Fülle der Zeiten. Sie vermag es aus allem Dem nicht zu schöpfen, was sie hienieden findet, da all dieses nicht einmal ihr selbst gleich ist, und bedürftiger ist als sie. Sie vermag es nur aus einem Höheren zu schöpfen, das durch sich selbst ist, — aus Gott. Ohne Gott könnte sie in jedem Augenblicke in das Nichts zurücksinken, aus dem er sie hervorrief, sie hat keine Bürgschaft ihrer Fortdauer, sie hat kein Band, wodurch sie an die Ewigkeit geknüpft ist. Darum die Unruhe und das Zagende einer gottlosen Seele, darum das Zusammentreffen des Verzweifelns an der Unsterblichkeit mit dem Unglauben an Gott, mit der Gottlosigkeit. Je weiter entfernt von Gott, desto weniger Hoffnung der Ewigkeit, desto weniger Selbstvertrauen in der Seele. Nur in Gott fühlt sie sich zur Ewigkeit berufen, und ahnt eine unendliche Fülle der Zeiten, die vor ihr her sich aufthun. Sie findet aber nicht nur die Sicherheit ihres Fortbestehens in Gott, sie fühlt und erkennt dieses ihr beschiedene ewige Daseyn auch als ein göttliches Daseyn. Sie ist selig in der wahren Erkenntniß ihrer selbst. Sie fühlt und erkennt sich als einen Geist, wie Gott ein Geist ist. Gott ist nicht nur ewig da, er ist auch vollkommen da. Sein Daseyn kennt keine Schranke. Wir Menschen nennen dieses die Allgegenwart Gottes, und sagen: Gott ist nicht allein der Zeit, sondern auch dem Raume nach unbeschränkt. Der Raum ist indessen für ein rein geistiges Wesen etwas ganz Anderes, als für uns Menschen. Der Raum ist Ausdehnung. Einen Raum einnehmen können nur Körper, weil sie allein solche Ausdehnung und Raum bedürfen. Das Wesen, von dem man sagen kann, daß es allen Raum ausfülle, wird eben dadurch von dem Begriff des Raumes ganz unabhängig. Es hat diese Bestimmung, die in dem Raume liegt, nicht vonnöthen. Der Geist ist in sich selbst vollendet. Die Allgegenwart Gottes, des reinsten Geistes, darf daher nicht so menschlich verstanden werden, als wenn Er nirgends vorhanden wäre, wohin er nicht in seinem Wesen ausgedehnt ist; denn der Geist,

der aus keinen Theilen besteht, hat auch keine so verstandene Ausdehnung. Seine Allgegenwart besteht eben in der inneren Beschaffenheit seines Wesens, in der inneren Ausdehnung seines Daseyns. Die Allwissenheit, Allweisheit und Allmacht Gottes geben den richtigen Begriff von seiner Allgegenwart. Da er der höchste und reinste Geist ist, liegt nichts außer seinem Daseyn, was in sich selbst zusammenstimmend, und darum beseligend ist, d. h. nichts, was gut ist. Gott ist darum so vollkommen, weil Alles in ihm liegt, und nur in Ihm Alles da ist, was einen geistigen Werth hat. Wie das Daseyn und das Bewußtseyn dieses Daseyns in allem Geistigen an und für sich nothwendig vorhanden ist, so ist dieses Daseyn in Gott als dem vollkommensten Geiste nothwendig ein Daseyn in der vollkommensten Zweckmäßigkeit, in der innersten Uebereinstimmung und in der höchsten Selbstständigkeit, endlich in dem klarsten und lautersten Bewußtseyn. Das Daseyn Gottes ist ein Daseyn ohne Anfang, ohne Ende, ohne ein dasselbe bestimmendes und aufrechterhaltendes Höheres, also das vollkommenste Daseyn. Es ist ein Daseyn nach allen den unendlichen Beziehungen der Zweckmässigkeit und Uebereinstimmung, der Reinheit und de. Vollendung. An diese Beziehungen schließen wir uns an, wenn wir uns an Gott anschließen, der die Fähigkeit zu denselben in uns gelegt hat; diesen Beziehungen widerstreben wir, wenn wir uns von Gott entfernen. Wir haben dann nicht nur ein unsicheres und schwankendes Bewußtseyn unseres Daseyns und unserer Dauer, sondern auch ein in sich selbst nicht übereinstimmendes, seiner Vollkommenheit und darum auch Seligkeit selbst entgegenstehendes Daseyn. Durch die Vereinigung mit Gott erhält unsere Seele nicht nur die Gewißheit des ewigen, sondern auch eines solchen Lebens, in welchem sie auf die zwar nicht vollkommenste Art und Weise, da dieß nur bei Gott möglich ist, aber doch auf eine sich immer mehr vervollkommnende und der Vollendung unaufhörlich näher kommende Weise da ist. In dem Begriffe dieser Vollendung liegt Selbst-

thätigkeit und freier Wille. Wir müſſen dieſe Beziehungen wollen und uns dazu hinwenden, wenn ſie in uns vorhanden ſeyn ſollen. Nur als gewollte und freithätig in uns hervorgebrachte können ſie vorhanden ſeyn. Von Gott, dem vollkommenſten Weſen, gehen dieſe Beziehungen aus und auf uns über, er erweitert ſie durch ſeine Allmacht und Allweisheit auf ſeine Geſchöpfe; nur als ſeine Geſchöpfe und nach ſeinem Willen, d. h. theilnehmend an ſeinem vollendeten Daſeyn, machen wir ſie uns zu eigen. Wir ſind nichts, wenn wir die Vollkommenheit aus uns ſelbſt ſchöpfen wollen, da wir doch ſelbſt unſer Daſeyn nur von Gott haben, wie Er allein uns auch die Fähigkeit, nach der Vollendung zu ſtreben, gegeben hat. Die lebhafte, innige Erkenntniß dieſer Wahrheit bringt die Tugend der chriſtlichen Demuth hervor, ohne die keine wahre Andacht beſtehen kann.

Ein Jeder, der ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget, und wer ſich ſelbſt erniedriget, der wird erhöhet werden.

Die Gefühle, welche während eines aufrichtigen und andächtigen Gebetes uns durchſtrömen, haben die Vervollkommnung unſeres Daſeyns zu ihrem Inhalt. Schon der beſchauliche und aufmerkſame Gedanke an Gott ſchließt die Idee eines Daſeyns in höherer Vollkommenheit, wonach wir ſtreben können, in ſich. Eben darum iſt dieſer Gedanke auch der roheſten Seele ſo natürlich, und dringt ſich ihr gleichſam von ſelbſt auf, als eine nothwendige Folge der in jedem menſchlichen Geiſte von Anfang an vereinigten beiden Gefühle des Daſeyns und der Kraft zur Erhöhung dieſes Daſeyns. Der Geiſt beſchäftigt ſich mit den ihm inwohnenden Vorſtellungen der Erhöhung zu vollerer Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit, und damit zu größerer Seligkeit; je weiter er in dieſen Vorſtellungen vorrückt, deſto näher kömmt er der Ahnung des höchſten, des göttlichen Weſens, und deſto lebendiger wird ſein Verlangen, ſein Daſeyn zur höchſten Vollendung zu bringen. Aber da gelangt er nun zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt

als eines Geſchöpfes, als eines nichts aus ſich ſelbſt hervorgegangenen Daſeyns. Er erkennt die Unmöglichkeit, jene höchſte Vollendung des Daſeyns zu erreichen, deſſen bloße Vorſtellung für ihn etwas von einem anderen Weſen ihm Mitgetheiltes iſt; er lernt ſeinen Schöpfer als den einzigen vollkommenſten Geiſt erkennen, und unausbleiblich entſteht in ihm der Gedanke und die Erkenntniß, daß er zwar aus ſich ſelbſt nichts ſey und nichts zu werden vermöge, von dem Schöpfer aber der unendlichen Theilnahme an ſeiner Vollendung und des unendlichen Fortſchreitens zu derſelben fähig gemacht ſey. Er ſieht ein, daß er die Vollendung nicht in ſich hervorbringen könne, — was nur Gott kann — aber daß er ſie in ſich aufnehmen, ſich mit Gott vereinigen könne. Und das iſt der Wille Gottes, den wir vollbringen ſollen; das iſt die Seligkeit, zu der er uns geſchaffen hat. Nicht im Vollendetſeyn, wie Gott, ſondern nur im unendlichen Aufnehmen des Geiſtes Gottes in uns kann unſere Seligkeit beſtehen. So iſt es die Gnade Gottes, was unſere Seligkeit ausmacht. Ihrer bedürfen wir in jedem Augenblicke im vollſten Maaße nicht allein zu Dem, was wir ſind, ſondern auch zu Dem, was wir werden ſollen. Und die Gnade, die uns zugetheilt wird, müſſen wir auch als ſolche erkennen und als ſolche in uns aufnehmen, weil wir ſonſt unſer Heil nicht aus Gott, ſondern aus uns ſelbſt ſchöpfen wollen, die wir doch aus uns ſelbſt zu nichts vermögend ſind. Unſer Gebet zu Gott iſt ſowohl Bitte um die Gnade, als Dank für die Gnade. Nie darf es Dank ſeyn ohne Bitte, weil wir nicht verkennen dürfen, daß wir unaufhörlich der Gnade bedürfen. Darin beſteht die chriſtliche Demuth, die Demuth des Zöllners in dem heutigen Evangelium. Eine chriſtlich demüthige Seele erkennt, daß alles Gute in ihr, jeder neue Schritt zur Vollkommenheit ihres Daſeyns göttliche Gnade ſey, und kann ſich darum desſelben nicht überheben. Sie wird vielmehr gerade dadurch hingeleitet zur Betrachtung ihrer Dürftigkeit und ihrer eigenen

Schwäche, ja wohl gar auf die ihrer Widerſetzlichkeit gegen die Gnade. Je mehr Gnade ſie empfängt, deſto mehr ſieht ſie ein, wie unumgänglich nothwendig ihr dieſelbe in jedem Augenblicke ſey. Sie hat immer das Auge auf Gott gerichtet. Deßwegen ſchöpft ſie immer Vervollkommnung und Seligkeit aus ihm, während der Stolze, gleich dem Phariſäer im Evangelium, ſelbſt im Danke für die Gnade nur auf ſich ſelbſt ſieht, ſich über andere Seelen der empfangenen Gnade wegen überhebt, ſie alſo nicht als reine Gnade dahinnimmt, auch nicht gedenkt ſeiner in jedem Augenblicke wiederholten Dürftigkeit und ſeiner unaufhörlichen Schwäche.

So haben wir zwei innig mit einander verbundene, ſchon hier auf Erden außer aller Verbindung mit dem Irdiſchen ſtehende Tugenden, — Andacht und Demuth. Sie erheben uns zu Gott und halten uns feſt an ihm. Wenn wir beſtändig an Gott denken und ihn als die einzige Quelle unſeres Daſeyns und unſerer Vollendung unaufhörlich anerkennen, welch' himmliſches Anſehen gewinnt ſchon dieſe Erde! Welch' ein heiliges, ſeinem Leben beſtändigen Werth ertheilendes Geſchäft des Chriſten hienieden iſt es, ſich in Andacht und Demuth zu üben! Wie augenſcheinlich ſind dieſe zwei Tugenden, in ſo hohem Grade er ſie ſeiner Seele zu eigen macht, auch Tugenden für das höhere Leben! In dem Evangelium heißt es von dem andächtigen und demüthigen Zöllner: Er gieng gerechtfertiget nach Haus. Sein Gebet im Tempel „Gott, ſey mir Sünder gnädig!“ hatte zu ſeiner Rechtfertigung gedient. Er erniedrigte ſich ſelbſt und fand darum in Gott ſeine Erhöhung. So wird unſer ganzes Leben, wenn es ein Leben der Andacht und der Demuth iſt, zu unſerer Rechtfertigung und Erhöhung dienen. Es kann auch unſer ganzes Leben ein Leben der Andacht und der Demuth, eine Uebung in dieſer Tugend ſeyn.

XXXX.

Der eilfte Sonntag nach Pfingſten.

Die chriſtliche Ergebung.

Marc. VII., 31—37.

Wir können das Gebet oder überhaupt die andächtige Stimmung, den ausdrücklichen Gedanken an Gott nicht immer in uns feſthalten, und uns nicht unaufhörlich unmittelbar mit ihm beſchäftigen, ſondern wir müſſen unſern Geiſt und unſere Kräfte oft auf etwas Anderes hinwenden, das aus den Verhältniſſen des menſchlichen Lebens hervorgeht. Wir müſſen nicht blos beten, ſondern auch arbeiten. Allein ſo wenig wir aufhören, zu ſeyn, und unſeres Daſeyns bewußt zu ſeyn, wenn wir uns mit dieſem Gedanken nicht immer ausdrücklich und unmittelbar beſchäftigen, ſo wenig weicht der Geiſt der Andacht und der Demuth, wenn er unſer Daſeyn einmal erfüllt und es zum Daſeyn in Gott gemacht hat, von uns, wenn wir nicht gerade beten. Dieſer Geiſt der Andacht und der Demuth iſt es ja, der uns vom Gebet zur Arbeit ruft, uns den wahren Zweck und die innere Bedeutung unſerer Arbeit nie verkennen läßt, und die Art, wie wir die Arbeit vornehmen, hat das Gebet beſtimmt. Mit Freuden erblicken wir in der Arbeit ein Beſtärkungsmittel unſerer rechten Geſinnung, einen Ausdruck unſerer Liebe zu Gott. Wir finden zugleich in ihr den Widerſchein der Seligkeit und der Vervollkommnung unſeres Daſeyns. Kurz, wenn wir mit Andacht und Demuth zu der Arbeit hinzutreten, ſo finden wir auch in ihr wieder

Gott, den Vervollkommner unſeres Daſeyns. O gerade in dieſem Betracht iſt das Leben ſo reich, ſo ſchön, ſo werthvoll, und wird doch ſo wenig gewürdigt! Die reine geiſtige Freude, welche wir im Gebet empfinden, und die aus dem Frieden und der Vollendung in Gott fließt, wird uns, wenn wir den Geiſt der Andacht und der Demuth in uns bewahren, auch bei unſerer Thätigkeit außer dem Gebet begegnen, und während des ganzen Lebens unſer Inneres dem Himmliſchen ſo ununterbrochen annähern, daß, wenn einſt die irdiſche Hülle von uns hinwegfällt, die Seele blos verliert, was ſie nun nicht mehr bedarf, den Leiter zum Himmel. Es liegt viel, ſehr viel daran, daß wir unſer ganzes Leben auf Erden nicht oberflächlich und gleichſam träumend auffaſſen, ſondern, es auf das Höchſte beziehenden, ſeinen Ernſt und ſeine Würde überſchauen. Wie Viele leben dahin, ohne ihr Leben zu verſtehen, ohne von ſeiner rechten Seite es zu ergreifen! Wie Viele haben ein Daſeyn, und wiſſen es nicht zu würdigen! Aber der Menſch, der zugleich mit dem Bewußtſeyn ſeines Daſeyns auch das der Fähigkeit zu vollendetem Daſeyn, in Gott, verknüpft hält, ſein mangelhaftes Daſeyn an das vollkommene des höchſten Weſens anreiht, und dadurch nun in ewigem Fortſchreiten begriffen iſt, ſieht das Leben ganz anders. Er hat ein inneres Leben, dem das äußere nur Mittel, nur Unterſtützung iſt. Steigen wir auf von dem Daſeyn eines Kindes, das ſich deſſen noch nicht einmal bewußt iſt, zu dem Bewußtwerden des Daſeyns, von da zu dem Bewußtwerden eines vollendungsfähigen Daſeyns in Gott, dem Vollendeten, — von da weiter zur wirklichen Vervollkommnung durch die Vereinigung unſeres Daſeyns mit dem göttlichen Daſeyn, und ruhen wir ein wenig auf dieſer Stufe, um nun das Leben zu überblicken! Unſer erſtes wahres, andächtiges Gebet ſtellt uns auf dieſe Stufe. Von dieſem Gebete uns erhebend, fühlen wir nun ſchon ein vervollkommtes und ein nach immer größerer Vervollkommnung fähiges Daſeyn. Wir füh-

len jede unſerer Kräfte, für ſich und in Verbindung mit den andern, dieſer Vollkommenheit entgegenſtreben, wir finden Gott als das Vollendete und uns Vollendende in uns, und darin unſere ganze Befriedigung. Dieß iſt die innere Freude, die uns im Gebet durchſtrömt, und uns dann, wenn auch nicht immer gleich ſtark fühlbar, eigen bleibt. Dieſe innere Freude oder Befriedigung, vermöge deren wir das Höchſte in uns ſelbſt, unmittelbar mit uns vereinigt finden, lehrt uns den wahren Anblick des Lebens auf Erden und die ächte Bedeutung desſelben, indem ſie Alles, was nicht in uns ſelbſt liegt, in Beziehung zu unſerem Innern ſetzt. Sie wirft den Strahl unſerer Andacht und Demuth, d. h. unſerer Vereinigung mit Gott, über das ganze Leben, und führt alles Aeußere auf zweierlei Berührungspunkte mit dem Innern. Sie läßt uns nämlich in Dem, was uns von außen zukömmt, Gott ſchauen, mit dem wir innerlich vereinigt ſind, und gibt dadurch unſerer Freude an ihm Nahrung, und zweitens gibt ſie uns nicht nur durch dieſe Anſchauung, ſondern auch durch die Möglichkeit der Mittheilung und Verbreitung unſerer Vollkommenheit auf andere vervollkommnungsfähige Weſen und durch den Gegenſatz des Böſen, ſtets Gelegenheit, unſere Vereinigung mit Gott zu ſtärken und zu befeſtigen. So nehmen wir Gott wahr in und außer uns, und wirken, leben mit ihm in und auſſer uns.

Der Gute findet überall Gott, und ſchließt ſich an ihn an. Alles um ihn her gewinnt Zuſammenhang und wird zum Ganzen, deſſen Mittelpunkt Gott iſt. Das All der mit ihm zu gleicher Seligkeit berufenen Weſen iſt ihm der höchſte Ausfluß der göttlichen Weisheit, Allmacht und Güte. Seine Vervollkommnung, ſein Zunehmen in der Aehnlichkeit mit Gott, hat die nothwendige Folge, daß auch von ihm Liebe und Seligkeit ausgeht. In allem ſeinem geiſtigen Weſen ſtimmt er überein mit der Schöpfung Gottes, des höchſten geiſtigen Weſens; darum auch ſein Handeln. Er

wäre nicht so göttlich, nicht so vollkommen, wenn sein Geist nicht überall das Höchste, das Selige, das Unendliche hervorriefe. Mit einem Menschen, der gut wird und sich zu Gott wendet, ist es wie mit dem Taubstummen, den Jesus heilte. Jesus legte seine Finger in seine Ohren, berührte seine Zunge, sah gegen Himmel, und auf sein Wort wurden die tauben Ohren eröffnet, das Band der stummen Zunge löste sich. Der Berührte vernahm die Worte Derer, die um ihn waren, er redete selbst recht. Er aber und Alle, die zugegen waren, und es mit ansahen, verwunderten sich und riefen: Er hat Alles gut gemacht, den Tauben hat er das Gehör, den Stummen die Sprache gegeben. Ein ähnliches Gefühl ist das der frommen Seele, die ihr Daseyn in Gott empfindet. Er hat Alles gut gemacht! Wer sich Ihm hingibt, ganz hingibt, dem gereicht Alles zur Vollkommenheit. Er öffnet die Seele für den ewigen, unendlichen F[illegible]n.

So reiht sich an die Tugenden der Andacht und Demuth die der Ergebung an, für die das Leben auf Erden wieder gleichsam eine Schule ist. Jeder Augenblick unsers Lebenes soll Gott angehören, von uns ihm anheimgestellt seyn. Die Schicksale des Lebens kommen uns ja von Gott. Die Art, wie wir diese Schicksale hinnehmen, ist ein Zeichen unserer Gesinnung gegen Gott, und hat auch wieder Einfluß auf dieselbe. Wie wir in dem oft wiederholten und uns nie ganz fernen Gedanken an das höchste Wesen und in der Betrachtung desselben unsere Vereinigung mit ihm befördern, und vollkommener werden, — wie wir ferner durch das stete Bewußtseyn und die immer inniger werdende Ueberzeugung, daß wir unsere Vollkommenheit nur in Gott erreichen können, und ohne ihn nichts sind, immer fester an ihn geknüpft werden, so erzieht auch die Ergebung in Alles, was über uns ergehet, der Gehorsam gegen den Geist Gottes, den wir als den Grund aller Dinge und alles Geschehenden erkannt haben, zu einer immer größeren Aehn-

lichkeit mit Gott. Wie inhaltsvoll und bedeutend iſt das irdiſche Leben, ſchon wenn er es mit dieſen drei Tugenden ſchmückt, dem wahren Chriſten! Kann er ſeinem Leben auf Erden die dreifache himmliſche Aufgabe ſetzen: das Bewußtſeyn Gottes, das der Abhängigkeit von ihm, um zur Vollendung zu gelangen, und die wirkliche Hingebung an Gott als das Vollendete gleichſam von der unterſten auf die höchſte Stufe in ſich zu bringen und zu erziehen, — und es doch für werthlos achten? Oder lebt und arbeitet er für Vergängliches, wenn er ſo lebt? Jeder Augenblick des irdiſchen Lebens bekömmt da ſeinen himmliſchen Inhalt. Sey es nun, daß der Geiſt des Menſchen ſich gerade mehr mit der Andacht, mit der Beſchauung des höchſten Weſens, mit dem Gebete beſchäftigt, — ſey es, daß er vorzugsweiſe auf ſich ſelbſt den Blick wirft, und demüthig erkennt, daß er Alles der unermeßlichen Gnade des höchſten Weſens zu danken und von ihm auch die Vollendung zu empfangen habe, — oder ſey es, daß er, von dieſer Erkenntniß Gottes und der Vollendung getrieben, zu dem höchſten Weſen ſich hinwendet, an ihm ſich feſthält, und Alles als ſeinen Willen dahinnimmt, der zur Vollendung führt, — immer iſt es Gott, der dem Leben ſeinen Zweck und ſeinen Gehalt gibt, immer ein Leben des Geiſtes, dem das Aeußere nur als eine Sendung Gottes, als Einwirkung und Ausfluß des höchſten Weſens gegenüberſteht. Andacht, Demuth und Ergebung, die ſo wechſelsweiſe in einander ſich verſchlingen, ſind eine Fortbildung des menſchlichen Geiſtes in ſich ſelbſt. Wer kann die Beziehung des Aeußern auf dieſes Innere als Mittel zum Zweck verkennen? Erinnert nicht Alles, was um uns her iſt, uns an Gott, an ſeine Vollendung und unſer Verhältniß zu ihm als Geſchöpf zu dem Schöpfer, und kündigt ſich nicht Alles als von ihm kommend, als ſeinem Willen und ſeinen Zwecken dienend an? Steht nicht das Ganze der Schöpfung im innigſten und offenbarſten Zuſammenhange mit der Vollendung des Schöpfers? Wir

dürfen das irdiſche Leben nur von ſeiner rechten Seite erfaſſen, dürfen Gott nur darin ſuchen, um ihn überall zu finden, überall die himmliſche Grundbedeutung dieſes Lebens zu entdecken. Wenn Jeder von dieſer Seite das Leben nähme, es ſo zu würdigen wüßte, welch' himmliſches Verhältniß würde zwiſchen allen Menſchen als Mitgeſchöpfen herrſchen! Wenn Jeder auf Gott, auf das wahre Ziel, ſein Auge gerichtet hielte, und Alles auf Gott bezöge, wie er es thun ſoll, ſo würden auch alle Menſchen die Beziehung erkennen, in welche Gott ſelbſt ſie zu einander geſtellt hat; ſie würden einſehen, daß die Verbindung, in der ſie zu einander ſtehen, eine Verbindung in Gott iſt, und daß in Gott alle Berührungs-Punkte liegen, die zwiſchen ihnen ſtatt finden. Auch das Verhältniß des Menſchen zum Menſchen würde ſonach ein göttliches ſeyn, — ähnlich demjenigen, welches zwiſchen den ſeligen Geiſtern ſtatt findet, die eine gemeinſchaftliche Seligkeit in Gott haben.

„Gott hat Alles gut gemacht!" — So ſollte jeder Menſch denken, ſein ganzes Leben hindurch, und ſollte ſeinen freien Willen nach dem Beiſpiele Gottes auch ganz für das Gute verwenden. Er ſollte dieſem Guten überall ſich anſchließen. Er findet in ſich die Fähigkeit zum höchſten Guten, das hat Gott ſo eingerichtet; der Menſch ſoll aber nun dieſes Gute auch wollen, es zu erreichen ſtreben, um gut zu ſeyn nach dem Beiſpiele und nach dem Willen Gottes. Unſere Vernunft, des Aufſchwunges zu dem Höchſten fähig, wird durch die Außenwelt um uns her aufgebildet und erzogen, das hat Gott ſo eingerichtet; wir ſollen aber dieſe Stimme, die aus Allem außer uns zu unſerer Vernunft ſpricht, hören und uns emportragen laſſen zu dem Ewigen. Gott öffnet uns Augen und Ohren, wir ſollen ſie gebrauchen. Er führt einen Geiſt dem andern zu, auf daß einer in dem andern das Gute finde; wir ſollen darauf achten.

Unſer Verhältniß zu den Nebenmenſchen, das wichtigſte

und hauptsächlichste auf Erden, hat also auch eine Haupt-Beziehung auf das Himmlische. Sie sind der Vereinigung mit uns in Gott nicht nur fähig, sondern diese Vereinigung geht auch zwischen Menschen, von denen jeder mit Gott vereinigt ist, von selbst hervor. Auch hier darf der menschliche Geist die himmlische Beziehung nur wollen, und sie findet statt. Wo Zwei oder Drei in meinem Namen beisammen sind, sagt Jesus, da bin ich mitten unter ihnen. Die Menschen können aber in jedem Augenblicke im Namen Gottes beisammen seyn, wenn sie es wollen, und sie können es nicht nur, sondern Alles auf Erden dient auch wieder dazu, sie hiezu aufzufodern. Sie können im Gebete, in der unmittelbaren Betrachtung des göttlichen Wesens beisammen seyn, und die höchsten Gedanken einander mittheilen. Sie können in der Demuth beisammen seyn. In dieser Beziehung fühlen sie sich nämlich durch die Demuth gegen Gott aufgefodert, auch gegen einander selbst nicht stolz zu seyn. Jeder erkennt ja, daß er all' seinen Werth und dereinst seine Vollendung nur in Gott, in der göttlichen Gnade findet, und daß er durch sich selbst nichts ist. Jeder hat den Willen Gottes, Alles zur Vollendung zu bringen, in sich aufgenommen. Der Stolze aber geht von sich selbst aus, und will Andere weniger vollendet, als sich selbst wissen. Darum verträgt auch der Stolz gegen Nebenmenschen sich nicht mit dem christlichen Geiste, und die christliche Demuth bewährt sich auch in dem Kreise der vernünftigen Geschöpfe unter einander. Die Menschen können beisammen seyn in der Ergebung. Aller Unfriede, Haß, Neid, Verfolgung u. s. w. verschwindet unter Menschen, die auf solche Weise beisammen sind. Jeder erhält ja Alles nur von Gott, bezieht Alles auf Gott, Jeder will nur Vollendung seiner und aller Andern, und gerade zu diesem Ziele schreiten sie am Leichtesten gemeinschaftlich. Ja, sie spenden einander Trost, Hilfe, Rath, Beruhigung. Sie sind ja vereinigt in der Ergebung gegen Gott. Sie tragen

gemeinſchaftlich, was er ſendet, ſtärken ſich wechſelsweiſe in Geduld und Gehorſam.

Auch wir, die wir jetzt die Geiſter zu dieſer Betrachtung vereinigen, ſind beiſammen im Namen Jeſu. Jeſus iſt mitten unter uns. Er lenkt unſere Gedanken und heiligt ſie. Was wir nicht gegen einander auszuſprechen vermögen, was das Wort nur andeutet und es nicht zu erſchöpfen weiß, das vollendet er in uns, indem Er ſelbſt zu uns ſpricht, und unſer Ohr eröffnet, ihn zu hören.

Jeſus iſt mitten unter uns. Der gemeinſchaftliche Gedanke an ihn, die gemeinſchaftliche Betrachtung, hat uns ihm genähert. Wir ſind von einem und demſelben Gefühle, von einer und derſelben Geſinnung gegen ihn beſeelt. Wer von uns hat nicht den Willen, Jeſus ſo mitten unter uns zu behalten, ihm immer ſo nah' zu ſeyn? Aber ſo wie jetzt können wir nicht immer in ſeinem Namen beiſammen ſeyn. Wir können nicht immer den Geiſt mit unmittelbarer Betrachtung beſchäftigen, nicht immer von Ihm reden, Seiner uns gemeinſchaftlich freuen. Wir können nicht immer ſo beiſammen ſeyn. Wenn uns das Leben zu anderen Beſchäftigungen, wenn es uns auf verſchiedenerlei Wege und nach den mannigfaltigſten Richtungen abruft, wenn wir dieſe unſere Betrachtung endigen müſſen, werden wir dann wieder einſam und verlaſſen, dem Irdiſchen und Vergänglichen dahingegeben, fern von dem Himmel umher wandern? Wird Jeſus dann nicht mehr ſo mitten unter uns ſeyn? Werden wir dieſen Frieden, der uns jetzt beſeligt, nicht erhalten können? — Wir können es. Wenn auch nicht immer auf dieſelbe Weiſe, wenn auch nicht immer in Gebet und Betrachtung, wir können immer im Namen Jeſu vereinigt ſeyn. Er wird dann immer mitten unter uns ſeyn. Wir ſind um ihn verſammelt, wenn Jeder für ſich mit ihm vereinigt bleibt.

XXXXI.

Der zwölfte Sonntag nach Pfingſten.

Die chriſtliche Liebe.

Luk. X., 23—37.

Man darf den Ausſpruch Jeſu: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen beiſammen ſind, da bin ich mitten unter ihnen" nicht auf die Augenblicke beſchränken, in welchen zufällig ein Beiſammenſeyn dem Raume nach ſtattfindet. Wir müſſen vielmehr auch bei Betrachtung dieſes Ausſpruches über die irdiſchen Schranken uns hinwegdenken, und das Weſentliche, den Geiſt allein, in's Auge faſſen. Durch das Verſprechen Jeſu, mitten unter uns zu ſeyn, wenn wir in Seinem Namen beiſammen ſind, fallen in der That dieſe irdiſchen Schranken gewiſſermaſſen jetzt ſchon, und vermögen nichts über uns. Jeſus iſt ja vom Raume unabhängig; er iſt reiner Geiſt. So weit wir von einander entfernt ſeyn mögen, die wir den Namen Jeſu auf gleiche Weiſe verehren, dieſer Raum trennt ihn nicht von der Vereinigung mit Beiden. Jeſus iſt es, den wir uns nahe fühlen, und der eben durch dieſes Gefühl, das einem Jeden von uns zu Theil wird, uns ſelbſt einander immer näher bringt. Werden dann einſt die irdiſchen Schranken gänzlich fallen, ſo werden alle Diejenigen, die in Jeſu Chriſto lebten, erkennen, wie ſo ganz nahe ſie einander waren, wie Jeſus ſie ſchon hier auf Erden um ſich her verſammelt, und wie ſchon ſchon hier das Verſprechen Jeſu in Erfüllung gegangen war.

Dieß iſt das geiſtige Band der Liebe, das alle Men-

ſchein einander zu Nächſten macht, und dieſe Erklärung gibt Jeſus ſelbſt, indem er einem jeden Menſchen als erſtes Gebot auflegt: „Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und aus deinem ganzen Gemüthe lieben", und als zweites: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt," — ein Gebot, von welchem er ſagt, daß es dem erſten gleich ſey. Das zweite Gebot iſt ſonach in dem erſten enthalten, d. h. wer das erſte erfüllt, wer Gott ſo aus ganzer Seele liebt, für Den ſind alle Menſchen Brüder, und liegen ſeinem Herzen nahe, weil ſein Geiſt mit dem ihrigen im Namen Jeſu vereiniget iſt. Alle Menſchen, die Gott lieben, ſind im Geiſte beiſammen, und Jeſus iſt mitten in dieſer großen Verſammlung.

Aber auch mit den Irrenden und Gottloſen ſind wir, wenn wir Gott lieben, im Namen Jeſu beiſammen, und auch zwiſchen ihnen und uns ſteht Jeſus. Ja, gerade da iſt dieſes oft recht augenſcheinlich. Es iſt auch hier mit dem geiſtigen Beiſammenſeyn wie mit dem irdiſchen. Wenn ein Verwandter, ein Freund von uns ſeine Heimath verläßt, und in die Ferne geht, wo ein Verderben auf ihn lauert, wie folgen wir ihm ſo ängſtlich und unaufhaltſam, wie ſind wir immer beiſammen mit ihm, wenn er uns auch nicht bei ſich wiſſen will, wenn er uns auch zu entfliehen trachtet! Oder wenn ein Bruder von dem Herzen des Bruders ſich losreißt, und ihm feind wird, ſo wird ſich der Angefeindete nicht von ihm trennen, nur um ſo inniger an ihn ſich anſchließen, und wird nicht ablaſſen, bis derſelbe ihm ſich wieder zuwendet, und dieſer wird endlich die Liebe und Treue des Bruders erkennen, und wird einſehen, wie nahe dieſes Herz ſelbſt in den Zeiten, als er es haßte, ihm geweſen. So iſt es mit dem Sünder und den Guten. Wie Jeſus ſein ganzes Leben hindurch vorzugsweiſe bei den Sündern war und ſeinen Verkehr mit dieſen hatte, weil ſie ſeiner am Meiſten bedurften, ſo ſind die Guten im Namen

Jesu um die Sünder, nehmen sich ihrer an, suchen sie zu bekehren und ihre thörichten Meinungen zu berichtigen, und wenden Alles an, auch in ihnen den Namen Jesu zur Verherrlichung zu bringen. Jesus steht ihnen bei, ist mitten unter ihnen.

O wie oft hat wohl Jeder von uns dieß erfahren! Wie oft waren wir im Begriffe, von dem rechten Wege abzuweichen, oder hatten gar schon die ersten Schritte gethan auf dem Weg des Bösen, aber gute Seelen waren uns nahe im Namen Jesu, und vereinigten uns von Neuem mit diesem göttlichen Mittler! Oder wie oft sahen wir einen in den Abgrund des Lasters versunkenen, einen verdorbenen und verwahrlosten Menschen, vor dem unser Herz im ersten Augenblicke, wo wir ihn gewahr wurden, zurückschauderte, und dem wir uns nicht zu nahen wagten; aber da sahen wir Jesum, den Herrn, im Geiste zwischen ihm und uns stehen! Im Namen Jesu traten wir ihm nahe. Und siehe! Jesus war wahrhaft mitten zwischen uns. Aus unserem Herzen floß der Glaube und der Trost, der von ihm ausgeht, in das des Sünders, daß er seiner Irrwege sich bewußt ward, und dessen, was er so leichtsinnig dahingegeben für den Tand der Erde. Jesus knüpfte das Band fest, das schon anfieng, sich aufzulösen.

Also auch der Himmel der Liebe gehört uns schon hienieden an, und schwebt verklärend und feierlich über der ganzen Erde. Wie wir, zum Firmamente aufblickend, tiefe Rührung und Ergriffenheit fühlen, und in den Reihen glänzender Sterne den Eingang zu einer neuen Welt zu sehen glauben, so jede solche Scene der Liebe! Achtest du die Welt gering, wenn du nicht deinen Sinnen schmeicheln kannst, und findest nichts Himmlisches, deinen Geist damit zu nähren, und kannst doch Jedem deiner Mitmenschen im Namen Jesu nahen, mit jedem deiner Mitmenschen einen Bund der Liebe schließen, in dessen Mitte Jesus steht, — und hast doch in jedem Augenblicke des Bedürfens einen

Bruder, der sich dir im Namen Jesu naht, der einen neuen Bund mit dir aufrichtet, in dessen Mitte Jesus steht, den du verloren!

O bedenke, fühle, was in dieser Wahrheit liegt! Im Namen Jesu sind wir hier beisammen, hier auf Erden, wie dort im Himmel die Engel und seligen Geister. Alle sind wir verbunden, so weit auch der Raum uns trennen mag. Jesus ist mitten unter uns. In seinem Namen reiche ich dir Trost und Labung, und den Frieden, die Freude des Himmels; in seinem Namen reiche du mir, was er spendet, jede beseligende Wahrheit, jeden erhebenden Gedanken! Nicht wir sind es, die wir uns um einander versammeln, Jesus ist ja unter uns; um Ihn sind wir versammelt, in seinem Namen bieten wir uns die Hände. Nur darauf sind wir bedacht, daß Keiner aus diesem Kreise sich verliere, Keiner aufhöre, an diesem Himmel Theil zu nehmen. Wo eine Lücke entstehen will in unserm Kreise, da eilen wir alle hin mit Jesus, und er heilt und segnet, und wir bleiben vereinigt in seinem Namen.

Das heutige Evangelium macht es uns anschaulich, wie die Welt wäre ohne dieses himmlische Band der Liebe, und was aus ihr geworden ist durch dieses himmlische Band der Liebe. Der Priester und der Levite, welche die Straße von Jerusalem nach Jericho hinabzogen, und den unter die Mörder Gerathenen nackt und in seinem Blute liegen sahen, und dennoch an ihm vorübergingen, trafen zwar wohl dem Raume nach mit ihm zusammen, aber im Geiste waren sie weit entfernt von ihm, und sie standen mit ihm in keiner Verbindung. Der Ort, wo sie ihn trafen, und der Anblick, der sich ihnen hier darbot, war ihnen ganz gleichgiltig, und sie nahmen da nichts wahr, als Das, was in ihre Sinne fiel, nämlich einen ihnen ganz fremden und unbekannten Verwundeten und Beraubten. Nur das Auge empfand einen Eindruck, das Ohr vernahm das schmerzliche Wehe-

klagen des Unglücklichen, und führte dieſelben dem Geiſte zu; aber dieſer, das Innere des Prieſters und des Leviten, blieb ungerührt davon. Nur das Irdiſche, das Sinnliche, war es, was dieſe Menſchen hier umgab und ſie beſchäftigte. Darum gingen ſie kalt und gleichgiltig vorüber. Ganz anders der barmherzige Samariter. Da er den Geplünderten ſah, wurde ſein Inneres bewegt, er ging hinzu, verband ihm ſeine Wunden, goß Oel und Wein darein, ſetzte ihn dann auf ſein Thier, führt ihn in die Herberge und pflegte ſeiner. Der Geiſt war es, der hier an dem Vorgefallenen Theil nahm, der hier handelte. Nicht das Aeußerliche konnte es ſeyn, was den Geiſt anſprach zu ſolchem Handeln, denn dasſelbe iſt nur für die Sinne. Es lag in dem Geiſte ſelbſt, was ihn zu all dieſem beſtimmte. Der Geiſt nahm hier ſeinen Himmel wahr. Sein göttliches Leben regte ſich und fand Stoff, ſich zu äußern, und dadurch ſich ſelbſt zu erhöhen. Gott war bei allen dieſen Handlungen des Samariters auf eine beſondere Weiſe zugegen. Auf ihn bezog ſich ja eigentlich dieſes Handeln, von ihm ging es ja eigentlich aus. So war es der Name Gottes, in welchem der Samariter gab, und der Name Gottes war es, in welchem der Verwundete das Gegebene in Empfang nahm. Dieſe nämliche Stätte, welche dem Prieſter und Leviten nichts als einen irdiſchen Anblick geboten, ſie ganz kalt und gleichgiltig gelaſſen hatte, welchen Himmel, welche Seligkeit ſchloß ſie jetzt auf! Wie wichtig und inhaltsreich wurde ſie dem Barmherzigkeit Uebenden ſowohl als dem Barmherzigkeit Empfangenden! War es Letzterem nicht, als ſende Gott ihm, dem Verlaſſenen, an dem Prieſter und Le[illegible]r erbarmungslos vorübergingen, einen Engel zu, um ſein Gebet zu erhören, das er in ſo heißer Angſt und ſchmerzlichem Sehnen gegen Himmel gerichtet hatte? Sein Auge war geſchloſſen, er ſah die Hand nicht, die ihm Hilfe brachte, er empfand nur die Wirkungen der Liebe, die bei ihm weilte. War es ihm nicht, als ob dieſelben unmittelbar

von Gott auszuflehen? Er kannte seinen Retter, seinen Wohlthäter nicht, trug nicht einmal ein Bild von ihm, den er nie gesehen, in seinem Innern; wem sollte er danken, wem diese Hilfe zuschreiben? Sein Gedanke konnte nur Gott seyn. Nur Gott war es, zu dem er hatte rufen können, und der ihn erhören konnte. Menschliche Hilfe war entfernt, und außer dem Priester und Leviten wußte nicht einmal Jemand etwas von seiner Lage, seinem Leiden. Nur Gott, der um ihn wußte, konnte ihm einen Retter senden, sey es nun ein Engel, sey es eine barmherzige Seele. Nur Gott konnte außer dem Willen auch die Kraft senden, zu helfen. Seine Fügung war es, daß der Samariter Oel, Wein und Linnen bei sich trug, und ein Thier besaß, den Verwundeten darauf zu setzen. Gottes Barmherzigkeit war es, die es nur zuließ, daß er, der schwache, sündige Mensch, welcher das über ihn verhängte Unglück als die gerechte Strafe seiner oft begangenen Fehltritte erkennen mußte, nun doch wieder diese Linderung, Gnade und Rettung erfuhr. Gott hätte jede Hilfe fern von ihm halten und seinem Schicksale ihn überlassen können. So war es nur Gott und die göttliche Liebe, was zunächst in den ihm nun zugegangenen Wohlthaten ihm vor Augen trat, zunächst nur das Gefühl der Gottheit, was sein Herz erfüllte, und wenn er nachher Aug' und Herz dem liebevollen Samariter, seinem irdischen Retter, zuwandte, so war es dennoch nur das Göttliche, was er an ihm wahrnahm. Dieser ihm so fremde Mensch war nun durch seine Handlungen in wenig Augenblicken in eine so nahe Verbindung mit ihm getreten, war ihm nun so werth und freund geworden. Wie muß, als er zum Erstenmal seinem Retter in's Auge sah, alles Irdische und Zufällige an demselben, sein Aussehen, seine Kleidung, seine Sprache u. dgl. vor ihm verschwunden, wie gleichgiltig muß all dieses ihm erschienen seyn, da er den Geist, die Gesinnung desselben kannte, da er die Wirkungen seiner Göttlichkeit erfahren hatte. Er sah

nicht blos seinen Retter, er sah Gott, den Unendlichen, der mit ihm war.

Und der Samariter, wie wird er die Barmherzigkeit an dem Unglücklichen geübt haben? Er sah ihn in seinem Blute, so verlassen und hilfebedürftig, liegen. Ihm waren die Mittel gegeben, ihm beizustehen; was der Unglückliche im Innersten seines Herzens mit ängstlicher Bitte und vielleicht mit der letzten Hoffnung von dem göttlichen Wesen erflehte, was für ihn jetzt eine unaussprechliche Gnade, ein Wunder der Allmacht war, für das er in seinen ganzen Leben nicht genug danken zu können glaubte, das konnte Er, der einfältige und wenig geachtete Samariter, dem Armen jetzt gewähren. Er konnte an Gottes Statt das Gebet desselben erhören, es in Erfüllung bringen. Woher kam es, daß Er im Vergleiche zu seinem bedauerungswürdigen Mitmenschen jetzt so hoch erhaben, beinahe ausgerüstet mit der Macht Gottes und mit dem Segen des Himmels, dastand? Woher kam es, daß nicht Er so dürftig, so bejammernswerth da lag, daß nicht Er so inbrünstig und geängstet um Trost und Gnade gegen Himmel flehte? Vielleicht einige Stunden früher, wenn er diesen Weg gezogen, einige wenige Umstände in seinem Leben, die ganz und gar nicht von ihm abhiengen, wenn verändert gewesen wären, so würde Er mit seinem Blute diesen Platz geröthet, mit seinem Anblick zu Jammer und Erbarmung aufgefodert haben. Ein Schauder überlief ihn. Gott war es, der die tausend und tausend Gefahren von ihm entfernt hielt, die in diesem Augenblicke ihn zu dem unglücklichsten und verlassensten Menschen hätten machen können, und statt dessen mit der Gewalt ihn umgürtete, selbst ein jammerndes, in den Staub dahingestürztes Wesen zur Freude des Herzens, zu unendlichem Jubel zu erheben. Gott war es, der ihn in diesem Augenblicke hieherführte, der den armen Verwundeten mit einem Winke seiner Allmacht aus dem Staube emporheben, der ihn von allen seinen Uebeln befreien konnte, und statt dessen den Sama-

riter zu seinem Engel machte, seinen Segen auszutheilen. Wenn dieser nun die Freude des Geretteten mit ansah, den Dank desselben hörte, seine Gebete, womit er den Himmel um Belohnung der edeln That anflehte, und sich nun bewußt war, wie wenig er gethan, wie er nur einem Zuge seines Herzens gefolgt war, der ihn selbst zu einer seligen Empfindung dahinriß, wenn er bedachte, wie groß sich Gott in diesem Augenblicke an ihm erwiesen, — nur die innigste Andacht, der erhebendste Gedanke an Gott konnte es seyn, was zunächst in sein Herz kam. Er sah den Geretteten nicht durch sich, er sah ihn durch Gott gerettet.

Ja, wahrlich, Gott weilte mitten unter ihnen, da sie in diese dem verblendeten Auge blos irdisch und zufällig erscheinende Beziehung zu einander traten. Lauter göttliche Gefühle waren es, die in ihnen sprachen.

Der vorübergehende Priester und Levit hatten davon keine Ahnung. Wie nahe waren sie einer himmlischen Stunde gewesen, und giengen an ihr vorüber, klagten vielleicht in eben dieser Stunde über die Verächtlichkeit und Armseligkeit des Lebens, — eilten vielleicht vorüber, um sich doch auch eine Art Macht und Ansehen irgendwo zu erringen, und ihre Verächtlichkeit damit zu decken. Ihre Stunde war vorüber wie die des Samariters, mit ihr der Schein von Größe, den sie sich vielleicht im Schweiße ihres Angesichtes erkauft hatten; der Samariter hatte eine Seligkeit mehr in seinem Herzen, die nie wieder von ihm wich. Er hatte bei Gott geweilt, aus der Fülle seiner Allmacht, seines Friedens, seiner Liebe geschöpft, hatte an seiner Herrlichkeit Theil genommen. Sein Leben hatte eine himmlische Kraft erfahren.

Das Gleichniß Jesu von dem barmherzigen Samariter ist aber ein Bild, deren das menschliche Leben tausenderlei und täglich aufstellt, wenn in den Herzen der Menschen die Liebe sich findet. Es ist von Jesus nur beispielsweise erzählt.

XXXXII.

Der dreizehnte Sonntag nach Pfingsten.

Die Dankbarkeit und der Glaube des Christen.

Luk. XVII., 11 — 19.

Während seines ganzen Lebens war Jesus beschäftiget, das Himmlische, das schon auf dieser Erde allen Menschen so nahe liegt, zu enthüllen und darauf aufmerksam zu machen, und wenn wir Ihn hierin zum Wegweiser nehmen, so kann uns nichts davon verborgen bleiben. Ist es doch schon ein Beweis für die Verknüpfung des Himmlischen mit dem Irdischen, daß Jesus, der Göttliche, Fleisch geworden und unter uns gewandelt ist! Jesus, mit der Macht und dem Segen des Vaters ausgerüstet, handelte unaufhörlich im Geiste des barmherzigen Samariters, und lehrte die Menschen, auf eine ähnliche Weise zu handeln. Das heutige Evangelium führt uns nun auch einen solchen Anblick zu Gemüthe. Jesus zog mitten durch Samaria und Galiläa; wohin er nur immer kam, erscholl die Stimme ihm nach: „Herr, erbarme dich unser!" Und er verschloß dieser Stimme nie sein Gehör, er war überall ein liebreicher Erbarmer. Wenn nicht in demselben Grade, wie Jesus, vernehmen doch auch wir diese Stimme. Sie kann uns begegnen, wohin wir treten mögen. „Erbarme dich meiner!" So spricht so oft der Nächste zu dem Nächsten. O, daß Jeder, zu welchem es gesprochen wird, den wahren Sinn desselben überlegte, und das richtige Verständniß in sich festhielte, es würde dann für ihn die Quelle des Himmlischen werden. In jeder Bitte um Erbarmung

liegt nämlich für den Christen die Erinnerung an Jesus, den Allerbarmer. Ihm allein würde auch jetzt noch von allen Seiten der Ruf um Erbarmung entgegenschallen, wenn er noch sichtbar hienieden wandelte. Durch Ihn würde jeder Rufende Erhörung finden. Er würde, wie damals, den Vater bitten, und der Vater würde ihm Kraft geben, seinen Willen zu vollbringen. An eben diesen Vater hat Jesus uns gewiesen, hat uns ihn wahrhaft als Vater kennen und lieben gelehrt, und wir dürfen, wie Jesus selbst, die bittende Hand zu ihm erheben. Ja, noch mehr: Jesus selbst ist, obgleich nicht sichtbar, unter uns geblieben, und wird seinem Versprechen gemäß bei uns bleiben bis an das Ende der Tage; Er unterstützt unsere Bitten und läßt uns Erhörung finden. In Seinem Namen dürfen wir bitten, in Seinem Namen werden wir erhalten. Da wir schon das Höchste durch ihn empfangen haben, dürfen wir in allen Stücken auf ihn vertrauen und unsere Hoffnungen ihm anheimstellen. Wir empfinden es auch tausendmal im Leben, daß die göttliche Kraft und der göttliche Segen im Uebermaaß auf uns herabträuft, und wohl selten wird eine Bitte um Erbarmung in unsere Ohren dringen, ohne daß wir schon in dem Augenblicke der Bitte wenigstens einigermaßen zu Helfern bestellt sind. Selbst das Höchste, was Jesus gab, vermögen wir zu geben, da wir es eben von ihm für ewige Zeiten empfangen haben, — das göttliche Wort, den himmlischen Frieden. Was waren alle Gaben Jesu gegen diese Gabe? Da offenbart sich aber auf's Neue, wie sehr die Niedrigkeit des menschlichen Lebens nur darin liege, daß der menschliche Sinn das Hohe, von dem es überall durchdrungen ist, nicht sucht, und sogar, wenn es ungesucht ihm begegnet, es so häufig von sich stößt. Wo war ein Mensch, welcher die irdische Wohlthat Jesu verschmähte, ihn in diesem Sinne nicht als Wohlthäter erkannte, und ihn mit lauter Stimme um seine Hilfe anrief? Wie Viele dagegen verschmähten die höhere Gabe, die geistige Hilfe Jesu, wollten sie nicht als Wohlthat aner-

kennen, und verfolgten ihn wohl gar darüber! Als Jesus am Kreuze hieng, da überschüttete er das ganze Menschengeschlecht mit unendlicher Wohlthat. Nur Wenige wußten es, und hatten Sinn und Herz dafür; aber seine Wohlthat griff dennoch eine starke Wurzel, verbreitete sich rings umher, und ward zu einem Baum, der an den Himmel reicht. Die Erde ist erfüllt von dieser Wohlthat, und im Voraus ist ein Jeder, der in diesem Sinne nach Erbarmung ruft, sicher der Erhörung. Ja, auch in dieser Hinsicht kann jeder Mensch ein Stellvertreter Jesu seyn. Die Geschichte von dem barmherzigen Samariter kann sich auch von dieser Seite in jedem Augenblicke wiederholen. Um wie viel ist sie dann noch herrlicher und himmlischer! Man darf behaupten, daß fast kein Schritt, den der Mensch auf Erden thut, hierin ganz ohne Einfluß bleibe, — so wie Jesus bei jedem seiner Schritte die geistige Wohlthat ausgestreut hat. Unser ganzes Leben kann nach dem Sinne des Lebens Jesu ein Umherwandeln mit der Fülle der Gnade seyn. Wenn wir den Himmel in uns tragen, so werden wir ihn auch überall mit hintragen, wohin wir kommen. Unser Anblick selbst ist dann ein Blick in den Himmel. An unserem Beispiel richtet der Gefallene sich auf, der Irrende findet an uns einen Wegweiser. Die himmlische Lehre können wir überall verbreiten, können jedes wahre Uebel damit bekämpfen, und allem Druck der Erde abhelfen. Als Jesus einmal sein göttliches Reich auf Erden gestiftet hatte, als er einmal für uns gelitten hatte, und gestorben war zu unserer Erlösung, da war es nicht mehr nöthig, daß er so umherwandelte, und die irdischen Gebrechen heilte, und von irdischen Uebeln befreite. Das Höchste hatte er dem menschlichen Geschlechte bereits gegeben, und dadurch dem irdischen Leiden seinen Stachel genommen. Auffallend ist die Veränderung, die von diesem Augenblick an vorgieng. Zuvor waren Schaaren von Leidenden und Hilfsbedürftigen um Jesus versammelt, flehten ihn um Erbarmung, und er erbarmte sich ihrer. Er machte die Blinden sehend, die Tau-

ben hörend, die Aussätzigen rein, die Lahmen gesund. Aber da er seinen Lauf vollbracht, da sein Wohlthäterleben ein Ende genommen hatte, da vervielfältigte sich die Schaar der Leidenden, und die Zahl der irdischen Uebel vermehrte sich. Man sah Reihen von Menschen, die dem schmerzlichsten Tode dahin geopfert, mit den grausamsten Qualen gemartert wurden. Auch sie riefen zu Jesus, aber nicht um Errettung aus ihren Leiden. Sie priesen ihn als ihren unendlichen Erbarmer, während sie eines langsamen, peinvollen Todes dahinstarben. Ja, um Jesu willen litten sie das Unsägliche. Er, der zuvor den Todten das Leben gegeben hatte, war jetzt so Vielen die Ursache des Todes. Und dennoch war er nie so hoch gepriesen, nie so innig verehrt, nie so völlig erkannt worden, wie zu dieser Zeit. Seine himmlische Erbarmung wehte lindernd und beseligend mitten unter den Stürmen und Gräueln der Welt, und verwandelte sie selbst in Freude. Er hatte den Seinigen ein Leben gegeben, das sie emporhob über alle Schicksale und Gefahren, unabhängig von dem Aeußern, — ein Leben, wie er selbst im bittersten Tode am Kreuze es noch genoß, das himmlische Leben. Die ersten Augenblicke, wo er Bitten unerhört ließ, — nämlich die Augenblicke seines Leidens und Sterbens — waren es, in welchen er diese höchste, für immer wirkende Gabe, dieses himmlische Leben ertheilte. Als die Seinigen so tiefbetrübt und schmerzlich zu ihm aufsahen, — als sie ihn, den Gekreuzigten, nicht mehr um Rettung aus dieser Noth, aus diesen fürchterlichen Stunden, anzuflehen wagten, da war es, wo er am Meisten beschäftigt war, ihre stummen Bitten zu erhören. Von da aus strömte das himmlische Leben über die ganze Erde. Wo ist jetzt ein Ort, an welchem das irdische Leben nicht zugleich ein himmlisches seyn kann? Dieses himmlische Leben ist unsere Seligkeit, und von ihm können wir jedem Bedürfenden mittheilen, können ihn dadurch emporheben über alle Uebel der Erde, ihm in allen seinen Bedrängnissen ein Helfer seyn. Das ist das wahre Oel und der wahre Balsam für

alle Wunden. Gehe nicht vorüber, wie der Prieſter und der Levite, wo du einen Verwundeten triffſt, der dieſe Heilung nöthig hat!

Das heutige Evangelium zeigt uns das Himmliſche des menſchlichen Lebens und die Urſachen der Verkennung desſelben noch von einer anderen Seite. Es war gewiß kein blos irdiſcher, werthloſer Augenblick, als Jeſus ſelbſt, der Göttliche, zehn ausſätzige Männer, die ihn um Hilfe anriefen, durch ein Wunder von ihrem Ausſatze befreite. Die Gereinigten hatten die unmittelbare Macht und Liebe des Himmels an ihrem eignen Leib erfahren, und nicht ein barmherziger Samariter, Gott ſelbſt, in ſichtbarer Geſtalt, hatte ſich ihrer angenommen. Und doch war unter dieſen zehn Männern nur das Herz eines Einzigen dieſem Himmel offen.

Wir ſehen da den Unterſchied der menſchlichen Geſinnungen, und wie viel es darauf ankomme, daß ein Herz bereits für das Himmliſche empfänglich geworden iſt. Das Höchſte kann einem Herzen widerfahren, und es hat dennoch keine Ahnung davon, wenn es nicht bereits desſelben werth geworden iſt. Die wunderbare Heilung gieng an den neun ausſätzigen Männern ſo innerlich wirkungslos vorüber, daß ſie nicht einmal zurückkehrten zu dem Orte, wo die Gnade ihnen erſchienen, und zu Jeſus, von dem ſie ausgegangen war. Nur der Zehnte erkannte in ſeiner Geneſung die Hand Gottes, und wurde aufmerkſam auf das hohe Weſen, dem er ſeinen Dank zu bringen hatte.

So wahr iſt es: Gott iſt uns auch hier auf Erden immer nahe, und Seine Allmacht und All-Liebe umgibt uns, wo wir uns auch befinden mögen, Er iſt um unſertwillen Fleiſch geworden und hat unter uns gewandelt, aber wir ſind ſo oft ihm geiſtig ferne, wir gewahren ſeine Nähe nicht und hängen unſer Herz an eitle Dinge. Ein einziger, großer Tempel des Herrn, ein Heiligthum voll Friede und voll Freude wäre damals die Erde geweſen, wenn Jeder, der da eine Wohlthat aus der Hand des Herrn empfieng, gleich jenem Einen

von den zehn geheilten Aussätzigen, Gott die Ehre gegeben, ihn gelobt und gepriesen, ihn angebetet und ihm seinen Dank dargebracht hätte. Die Quellen der himmlischen Gnade waren ja geöffnet, und strömten in alle Seelen. Und eben so würde es auch jetzt noch seyn, wenn kein Undankbarer unter den Menschen wäre, wenn die Herzen derselben eben so sehr zu Gott sich erhöhen, als Er sich segnend und wohlthuend auf jedes Menschenherz herabsenkt. Ein Dankgebet wäre es, was dann von den Lippen aller Menschen zum Himmel aufstiege. Aber dann würden die Menschen auch erst recht diesen Himmel, der in unaufhörlichen überreichen Gaben von Oben ihnen mitgetheilt wird, erkennen und darin leben. Immer wieder auf Gott würden sie zurückkommen, möchten sie nun geben oder empfangen, der Dank ihres Herzens würde sie an Gott festhalten.

Kein Augenblick, in welchem wir damit beschäftiget sind, dem Herrn unsere Dankbarkeit zu beweisen, geht verloren für unser himmlisches Leben. Jeden Augenblick können wir aber zu einem solchen Augenblick der Dankbarkeit machen. In jedem Augenblicke sind wir ja Alles, was wir sind, nur durch Gott. Wenn wir immer das Bewußtseyn lebendig in uns erhalten, von wem unser Seyn und Haben ausgeht, so werden wir auch Alles auf Gott zurückführen, und Alles nach seinen heiligen Zwecken gebrauchen.

Vor Allem würden wir von beständigem Danke erfüllt seyn für die himmlische Gabe des Christenthums, und wenn unser Dank ein wahrer und aufrichtiger wäre, so müßten wir auch immer das Christenthum hoch halten über Alles, es zur Richtschnur nehmen in all' unserem Denken und Handeln, und überall Jesus nachfolgen, unserem Herrn und Meister.

Das heutige Evangelium zeigt uns endlich die Dankbarkeit darum in einem besonders schönen Lichte, weil wir daraus erkennen, wie Jesus vor Allem darauf hinwirkte, diese Tugend in dem Herzen des Menschen zu erwecken, zu stärken und zu unterhalten. Auf diese Eine dem Menschen natür-

lichſte Tugend baute er gleichſam alle übrigen. Wen nicht einmal die Dankbarkeit zur Erkenntniß und zur Liebe Gottes führt, über Den wird auch nichts anderes eine Gewalt haben. Und eben ſo, wen nicht einmal die Wunder Jeſu, ſeine ſegensreichen Thaten, zum Dank und zur Verehrung Jeſu brachten, an Dem mußte Alles verloren gehen, was zu ſeinem Heile dienen konnte. Aus dieſem Grunde ſprach Jeſus ſo mißfällig von den neun Geheilten, die nicht einmal zurückkehrten, um zu danken.

Die Dankbarkeit iſt am nächſten verbunden mit dem Glauben. Man kann ſagen, daß ſie denſelben in ſich ſchließe. Denn die erſte Bedingung der dankbaren Geſinnung iſt: Erkenntniß der Wohlthat nach ihrem ganzen Umfange, und zwar nicht blos nach ihrem äuſſeren, ſondern auch nach dem Sinn und Geiſte des Wohlthäters, der ſie geſpendet. Das Herz wird nicht zum Dank bewegt, wenn es die Wohlthat nicht als Wohlthat hingenommen hat, die Größe derſelben nicht einſieht, und dem Willen des Wohlthäters, ſie zu erweiſen, keine ganz reinen, uneigennützigen Triebfedern zu Grunde legt oder ihm die erwieſene Wohlthat nicht allein und völlig zuſchreibt. Wer aber auf ſolche Weiſe die unzähligen Wohlthaten aus der Hand Gottes annimmt, glaubt an ihn. Er glaubt an ſeine Allmacht und Allweisheit, indem er ſich bewußt iſt, daß Gott ihm da geholfen habe, wo keine andere, auch noch ſo hohe Macht und Weisheit auf ſolche Weiſe helfen konnte; er glaubt an ſeine All-Liebe, indem er dieſelbe an ſich ſelbſt in ſo ausgezeichneter Art erfahren hat. Dieſen Glauben wollte Jeſus erwecken, erhöhen und unterhalten, um durch ihn die Herzen empfänglich für ſein Wort zu machen.

So begegnen uns auch jetzt noch Undankbarkeit und Unglaube gewöhnlich in Vereinigung. Wie jene neun Geheilten, die nicht wieder zu Jeſus zurückkehrten, rufen auch jetzt noch Viele in ihren Leiden und Bedrängniſſen mit lauter Stimme zu Gott um Hilfe, — und wenn ihnen geholfen iſt,

ſo denken ſie nicht an Gott, und geben ihm nicht die Ehre. Sie glauben nicht, daß Gott ihnen geholfen habe, und daß ihr Gebet es geweſen, welches die Hilfe veranlaßt. Sie ſchämen ſich beinahe, in der Angſt ihres Herzens zu Gott gerufen zu haben, und meinen, das Uebel würde ohne dieß gerade ſo ſchnell ſein Ende genommen haben, oder wenn ſie auch noch eine beſondere Mitwirkung Gottes dabei für möglich halten, ſo überzeugen ſie ſich doch nicht davon, daß er aus unendlicher Liebe zu ihnen das Wunder gewirkt habe.

Sie berauben ſich dadurch ſelbſt der vollen Wirkung der göttlichen Hilfe. Sie wiſſen Das, was an ihnen geſchehen, mit ihnen vorgegangen iſt, nicht zu ſchätzen, und vergeſſen ihren früheren Zuſtand, ſo bald er ſich geändert hat. Deßwegen verfallen ſie in kurzer Zeit von Neuem in denſelben.

Das Gott Angenehme, Gott Wohlgefällige der Dankbarkeit liegt in dem Glauben, deſſen lebendiger Ausdruck ſie iſt. Wir könnten uns nicht dankbarer gegen Gott erweiſen, als wenn unſer ganzes Leben ein recht lebendiger Ausdruck des Glaubens wäre. „Er glaubt an Gott, an Jeſus Chriſtus,“ — dieß ſoll jede Handlung eines Chriſten von ihm offenbaren. Je lebendiger der Glaube, deſto himmliſcher das Leben. Der wahre Glaube bleibt nicht bei dem Gedanken, bei dem Bewußtſeyn ſtehen, er ſucht ſeinen Gott auch auf, und die unendlichen Eigenſchaften Gottes, an die er glaubt, ſind die einzige vernünftige Richtſchnur ſeines Lebens.

Betrachten wir wieder, wie das menſchliche Leben ein Lehrmeiſter auch des Dankes und des Glaubens iſt! Dankbarkeit gehört unter diejenigen Tugenden, die wir auch gegen Menſchen zu üben haben, und zwar bei tauſendfältigen Gelegenheiten. Was thun wir aber, wenn wir einem Menſchen ſo recht viel zu danken haben, ihm ſo recht von Herzen dankbar ſind?

XXXXIII.

Der vierzehnte Sonntag nach Pfingsten.

Das Vertrauen und die Hoffnung des Christen.

Matth. VI., 24 — 33.

Bis der Mensch eine solche Ausbildung seiner geistigen Kräfte erlangt hat, daß er des Dankes fähig ist, hat er der Wohlthaten schon so viele empfangen, und so Viele haben da schon Anspruch auf seine Dankbarkeit, daß diese eine der ersten und mächtigsten Regungen der erwachten Vernunft ist, — uns vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil wir daraus sehen, daß auch im Leben so Vieles auf die Dankbarkeit gebaut ist. Derjenige, dessen Vernunft erst erwacht ist, weiß nun aber von einem großen Theile der empfangenen Wohlthaten gar nichts, eben weil sie noch keinen bleibenden Eindruck auf ihn machen konnten, von einem anderen Theile derselben trägt er nur eine schwache und unvollkommene Erinnerung mit sich. Allein die Vernunft läßt ihn dennoch nicht in dieser Ungewißheit. Er erkennt durch sie, was an ihm geschehen ist. Aus Dem, was er jetzt ist, entwickelt er im Geiste die Reihe der Bedürfnisse, die er hatte, und die befriedigt werden mußten, wenn er diese Stufe erreichen sollte. Er hat indessen auch jetzt noch weitere Stufen zu ersteigen, hat jetzt noch Bedürfnisse, die er nicht selbst zu befriedigen im Stande ist. Er empfängt noch fortwährend auf gleiche Weise Wohlthaten, und sieht jetzt die Hände, die ihm wohlthun. An dieser Ununterbrochenheit der Wohlthaten erkennt er die Wohlthäter. Mütter und Väter wissen es, welch' ein festlicher Augenblick es ist,

wenn die unwillkührliche Liebe und Anhänglichkeit des Kindes an ſie zum Erſtenmal eine freiwillige und bewußte, zum Erſtenmal Dank wird. Es iſt ihnen ein feſtlicher Augenblick, weil er für das Kind ein ſolcher iſt. Das Kind verſteht nun zum Erſtenmal den Kreis der Liebe, in dem es ſich bewegt. Ein ſtärkeres Band, als je bisher, umſchlingt Kind und Eltern, ein durch die Vernunft geſchlungenes. Es iſt die erſte, jugendliche, durch nichts entweihte Freude an dem inneren Leben, was das Kind zu dieſer Zeit mit den Eltern theilt. Es wird gewahr, daß dieſes reiche innere Leben, welches eben jetzt wie ein ſchöner Morgen in ihm emporſteigt und den herrlichſten Tag verkündet, nicht von ſelbſt entſproſſen, ſondern durch die Liebe und Sorgſamkeit der Eltern hervorgerufen worden ſey und noch immer weiter entwickelt werde. Es empfindet den Zuſammenhang ſeines inneren Lebens mit dem der Eltern, aus welchem es ihm gleichſam unmittelbar hervorgegangen zu ſeyn ſcheint, wie es überhaupt ſein ganzes Daſeyn anfangs nur mit dem der Eltern in Verbindung bringt. Es kann nie vergeſſen, daß es von Anfang an einem höheren Seyn verknüpft war, Alles aus demſelben ſchöpfte, und gleichſam die Nahrung ſeines Lebens von ihm erhielt, — kann nicht zweifeln, daß daſſelbe immer über ihm erhaben bleibe, und fühlt ſich darum für immer zu ihm hingezogen. Das Kind kennt nichts Höheres auf Erden als ſeine Eltern, von denen es Alles empfangen hat. Aber die Eltern führen das Kind zu höherer Erkenntniß. „Sieh',“ ſagt die fromme Mutter, der verſtändige Vater, „auch wir haben nichts von uns ſelbſt, ſondern Alles, was wir dir gegeben haben und noch geben, — Alles, was wir an dir thun können, haben wir einſt gleichfalls empfangen, da wir deſſen noch ſo bedürftig waren, wie du, — und Diejenigen, von denen wir es empfangen haben, hatten es auch wieder von Anderen empfangen. Ja, noch jetzt, da unſere guten Eltern längſt von dieſer Erde hinweg ſind, empfangen wir täglich aus anderen Händen eine Menge Wohlthaten, und ſo Vieles, Vieles, was dir zu Theil

wird, liebes Kind, kann dir unſere Hand nicht mittheilen. Du empfängſt es anders woher. Was du aus unſeren Händen empfängſt, iſt nur ganz wenig gegen dieſes Andere. Dein Leben, deine Geſundheit, deine Kräfte ſtehen nicht in unſerer Macht, wir können ſie nur befördern und unterſtützen, aber Hervorbringer derſelben und Herr darüber iſt ein anderes Weſen, — jenes Weſen, von welchem alle Menſchen Alles empfangen, was ſie bedürfen, und von welchem Alles ausgeht, was gut iſt. Alles, was wir dir mittheilen, iſt von ihm. Er ſchafft und erhält das innere Leben der Menſchen, das ſo groß und unendlich iſt. Ja, er ſelbſt lebt in Jedem von uns, iſt in jedem Augenblicke auf das Innigſte mit uns vereinigt, da wir ohne ihn nichts wären, — Gott, von dem wir ſchon oft zu dir geredet haben, ohne daß du es noch ſo recht begreifen konnteſt, deſſen Namen du ſchon ſo oft gehört haſt, und deſſen Haus die ganze Welt iſt, in der er alle übrigen Weſen als ſeine Kinder um ſich verſammelt, und in der er waltet als ein Vater. Wie du uns bitteſt, wenn du etwas bedarfſt, ſo erheben auch wir zu ihm die Hände, und bitten, und er gibt uns Alles, was wir bedürfen. Nun, da du dieß alles weißt, und das Weſen, von welchem Alles herrührt, ſo gut erkennſt als wir, wirſt du gleichfalls deine Hände zu ihm erheben und mit deinen Bitten dich ihm nahen. In ſeiner unendlichen Güte und Liebe richtet er es ſo ein, daß ein Menſch dem andern die göttlichen Wohlthaten ausſpendet, und gleichſam als Geber derſelben erſcheint, obgleich er hierin nur ein Vertreter Gottes iſt. Denn das iſt die höchſte Freude, die er dem Menſchen geben kann, wenn er ihn an ſeiner unendlichen Liebe und der Seligkeit Theil nehmen läßt, die er überall verbreitet, auf eine ähnliche Weiſe, wie wir durch dich den Armen das Almoſen geben, um dir die Freude des Gebens zu verſchaffen.“ Wenn das Kind dieſe Worte in ſeinem Herzen behält, und das ganze Leben dazu benützt, ſie immer beſſer verſtehen zu lernen, ſo wird es fortan nie den Eltern allein danken für Dasjenige, was ihm

von ihnen zu Theil wird, sondern es wird allemal sein Herz auch höher erheben zu Dem, von welchem alles herrührt, und der alle Menschen als seine Kinder betrachtet. Wie es anfangs voll Dank gegen die Eltern gewesen ist, und denselben mit ganzem Herzen ergeben war, so wird es nun auch gegen Gott sich verhalten. Es wird durch sein ganzes Leben ein Kind Gottes seyn.

Dankgebete sind die ersten Gebete eines jeden Menschen, wie Dank gegen die Eltern die erste Empfindung des seiner Vernunft mächtig werdenden Kindes ist. Alles, was der Mensch ist und was er in sich empfindet, was die Eltern ihm mitgetheilt und in ihm entwickelt haben, ist er ja, wie er nun weiß, durch Gott. Es ist das erste Bewußtseyn der Abhängigkeit von Gott, was ihn zur Kenntniß Gottes führt.

Der in der Dankbarkeit liegende Glaube führt aber zunächst noch zu zwei anderen schönen Tugenden des Christen: Vertrauen und Hoffnung, — wie diese auch in der Brust des Kindes aus dem Dankgefühl hervorgehen.

Jesus leitet sie in den Worten des heutigen Evangeliums selbst aus der Tugend des Dankes ab, indem er spricht: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euren Leib, womit ihr euch bekleiden sollet! Ist das Leben nicht mehr, als die Speise, und der Leib mehr, als die Kleidung?“

Mit diesen Worten öffnet uns Jesus den ganzen Himmel des Lebens, da er dadurch das Irdische als Nebensache, und das Himmlische schon hier auf Erden als Hauptsache bezeichnet, eigentlich das dem Irdischen selbst anklebende Himmlische uns offenbart. „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige zugegeben werden!“ Schöner läßt sich die Aufgabe unseres Lebens in Worte nicht fassen. Wenn wir in uns den Himmel haben, so ist er auch um uns. Aber diesen Himmel müssen wir suchen, d. h. da müssen wir selbstthätig seyn, ohne

unſere Mitwirkung kann er uns gar nicht zu Theil werden. Wir müſſen ihn thätig wollen. In allem Uebrigen iſt dann von ſelbſt und eben durch das Reich Gottes, das wir geſucht und gefunden haben, für uns geſorgt.

Leib und Leben danken wir Gott, ehe wir ihn darum gebeten haben, und mit dem Danke dafür vereinigt ſich auf das Natürlichſte die Bitte um Erhaltung dieſer Güter, welche uns ja zu dieſem Zwecke gegeben ſind, und der Anblick der Vögel in der Luft, welche nicht ſäen, noch ernten, noch in die Scheuern ſammeln, und dennoch ernährt werden, der Anblick der Lilien auf dem Felde, welche nicht arbeiten noch ſpinnen, und dennoch wachſen, und prächtiger gekleidet ſind, als Salomo bei aller ſeiner Herrlichkeit, iſt uns der ſicherſte Bürge, daß wir nie aufhören werden, von Gott Wohlthaten zu empfangen und ihm zu danken.

Je größer die Dankbarkeit, deſto größer der Glaube. Wie Großes hat der Herr an uns gethan, und wie große Wohlthaten erweiſt er uns noch täglich! Der Kleingläubige iſt nicht wahrhaft dankbar. Erkennt er, was an ihm geſchehen iſt? Erkennt er die Allmacht Gottes, wenn er zweifelt, ob dieſelbe in jedem Augenblicke, und alſo auch in der Zukunft, dieſelbe ſey? Erkennt er deſſen Alliebe, wenn er Bedenken trägt, ob Gott auch fortan wohlthätig gegen ihn ſich erzeigen, fortwährend für ihn ſorgen werde? So wenig, als ein Kind, das es für möglich hält, daß ſeine Eltern aufhören könnten, ihm wohlzuthun, und für die Zukunft beſorgt iſt, ob es auch da noch das Nöthige von ſeinen Eltern erhalten werde.

So fließen Vertrauen und Hoffnung nothwendig aus der Dankbarkeit und dem Glauben. Wenn ſie ächt ſind, laſſen ſie uns Alles in Gott finden, für die Zukunft wie für die Gegenwart.

Wie jede Tugend findet auch die Hoffnung im Chriſtenthume ihre Vollendung. Durch Chriſtus iſt das

höchste Heil der Menschheit widerfahren. In ihm ist uns Alles gegeben für die Gegenwart und für die Zukunft.

Alles, was uns anders hienieden noch nicht erreichbar ist, ragt doch wenigstens schon als Hoffnung herein in dieses Leben. Die Hoffnung, die auf Gott gegründet ist, die Hoffnung des Christen ist kein schwaches, schwankendes Flämmchen gleich den Hoffnungen, die da blos die irdischen Dinge betreffen, sondern sie ist ein starkes, helles, unauslöschliches Licht, — eine Sonne, die den ganzen Erdball erwärmt und erleuchtet. Möchte das Leben auf Erden noch so schwer und mühevoll, noch so eng und niedrig seyn, eine solche Hoffnung, die schon jetzt ihren ganzen Schein darauf wirft, würde es verklären und dem Himmel nahe bringen. Die geringste Handlung kann nicht mehr geringfügig erscheinen, wenn die von Christus in die Welt gebrachte Hoffnung sich daran heftet. Denn sie gewinnt dadurch schon eine sichere Beziehung auf das Himmlische, eine genaue Verbindung mit demselben. Und wo ist etwas, an das sich für den Christen nicht diese Hoffnung anklebt, da ihm Alles von Gott kömmt? Das Reich Gottes, in welchem Christus seinem Versprechen gemäß für Alle Wohnungen bereitet, ist eine unaufhörliche Hoffnung des Christen, die unaufhörlich an ihm in Erfüllung geht.

Es kömmt nur darauf an, daß wir vertrauensvoll in die Welt hineinblicken, so werden wir da überall das Göttliche finden. Das Kleinste predigt uns die unendliche Weisheit, Macht und Liebe Gottes. Nichts geht verloren dem Zwecke, zu dem es Gott bestimmt hat; im Einzelnen wie im Ganzen erkennen wir überall den großen, unaussprechlich liebevollen Plan der Gottheit. Und nur an uns selbst, den aufs Höchste Begabten, um welche die ganze Schöpfung dienend sich herreiht, sollten wir verzweifeln? Wir sehen gleichsam in das Auge Gottes, sind von seiner Hand geführt, und hören seine Worte, — und dennoch sollten wir uns dieses Leben wie eine Wüste, uns selbst als Verlassene denken, sollten das Himmlische darin nicht erkennen wollen, weil es

auch verkennbar ist? Es hängt da so Vieles, ja Alles von uns selbst ab. Wie die ganze herrliche und überreiche Schöpfung, die selbst dem Irdischgesinnten das Leben so verlieblicht und werther macht, die Unermeßlichkeit des Firmamentes und alle Schätze der Fluren, mit Einemmale vor uns verschwinden, wenn wir den Blick dafür verschließen, so schwindet auch das sonst uns überall begegnende Himmlische, wenn wir ihm unser inneres Auge entziehen. Und wie einem Blinden, dessen Augen Jesus öffnete, nun, da er die wunderbaren Herrlichkeiten der Welt erblickte, da er gleichsam aus sich heraustrat und auf ganz neuen Wegen überall Gott fand, die Erde als ein nie geahntes, entzückendes Paradies erscheinen mußte, so ergeht es einem Menschen, dessen Auge zum Erstenmal dem Himmelreich sich öffnet. Der himmlischen Gesinnung liegt der Himmel offen.

Die Geringschätzung und Verkennung unseres Lebens hienieden rührt wohl hauptsächlich von der Vergleichung, welche wir zwischen ihm und dem Leben jenseits des Grabes, nach den unaussprechlichen Verheissungen Jesu, anstellen, her. In so ferne kann man sagen, daß gerade die Hoffnung bei Vielen dazu diene, ihnen das Leben öde und traurig, die Gegenwart zu einer Last zu machen. Allein das ist nicht die wahre christliche Hoffnung, die solche Wirkungen mit sich führt. Eine solche falsche Hoffnung stellt nämlich entweder eine Vergleichung der rein irdischen Freuden mit den überirdischen an, und hegt also von den letztern ganz falsche Begriffe, oder sie mißkennt den Zusammenhang und die Gleichartigkeit des hienieden uns schon zu Theil Werdenden mit dem für jenseits uns Verhießenen. Beides ist eine Verkehrtheit. Die ächte Sehnsucht nach Vervollkommnung des innern Lebens kann nie übermässig werden, und den himmlischen Frieden stören, der auch Dem, dessen Vervollkommnung nur bereits begonnen hat, inwohnt. Gerade in diesem Frieden liegt der Grund und die wesentlichste Bedingung unserer fortschreitenden Seligkeit, und er könnte uns nie zu Theil werden, wenn die

Sehnsucht nach dem Höchsten, das unserer Vervollkommnung einen unendlichen Stoff gibt, immer so vorherrschend in uns wäre, als sie in Menschen jener Art hier auf Erden ist. Jesus setzt unsere Seligkeit in unausweichliche Verbindung mit der Erfüllung des uns gegebenen Gebotes: „Lieber Gott über Alles, aus ganzem Herzen!“ Die Liebe zu Gott kann aber jedes Herz ganz ausfüllen, und wird es dann auch ganz befriedigen; unser Zuwachs an Seligkeit ist wohl ein Zuwachs an der Liebe Gottes, aber keine Vermehrung, sondern eine Verstärkung derselben. Sie kann uns auch jenseits nur ganz erfüllen; aber wir werden noch höhere Seligkeit aus ihr schöpfen, weil Gott unserer Liebe sich immer mehr offenbart. Denselben Geist, den dort die Anschauung Gottes mit der unaussprechlichsten Seligkeit erfüllen wird, erfüllt auch schon hier auf Erden der Gedanke an Gott, der ihm ganz angehört und das Heiligste seines Lebens ist, mit unaussprechlicher Seligkeit. Die Hoffnung selbst bildet einen Theil seiner jetzigen Seligkeit.

Wahrlich, es ist viel daran gelegen, daß der Mensch schon hier auf Erden sich in seinem Gott ganz selig fühle. Ist es nicht thöricht, nach höherer Seligkeit zu schmachten, und diejenige nicht zu erschöpfen, die bereits gegeben ist? Wo aber ist der Mensch, der da des Wahnes seyn kann, er habe das Göttliche, wie es hier auf Erden sich darbiete und ergreifbar sey, mit ganzem Herzen, mit voller Seele ergriffen, halte es fest nach allen seinen Beziehungen, und lebe ganz in dem Göttlichen? Könnte indessen auch ein Mensch mit Wahrheit dieses von sich sagen, so würde schon hier auf Erden sein Herz von einer Seligkeit erfüllt seyn, die ihn ganz beschäftigen, allen seinen Kräften ein unendliches Leben geben, und ihm nur wenig Raum lassen würde, der zu hoffenden Vermehrung seiner Seligkeit unruhig nachzuhängen.

XXXXIV.

Der fünfzehnte Sonntag nach Pfingsten.

Das neue Leben durch Christus.

Luk. VII., 11 — 16.

Die wahre christliche Hoffnung feuert an zur Thätigkeit für die Zukunft, und erregt nicht Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Denn der Christ, welcher die ächte Hoffnung in sich trägt, bedenkt wohl, daß gerade sein Leben auf Erden es ist, was das Maaß seiner Seligkeit im Himmel dereinst bestimmen wird, und daß er mehr, als er jetzt nur im Stande ist, sich nach der jenseitigen Seligkeit zu sehnen, einst jede hienieden versäumte Seligkeit auf's Bitterste bereuen werde. In dieser Hinsicht ist das heutige Evangelium von merkwürdigem Inhalt. Es veranlaßt vorzüglich zwei Betrachtungen in unserer Seele: Jesus, dessen Wunder immer zugleich als Thaten der Liebe sich darstellen, und eben dadurch so hohe Zeugen des Göttlichen sind, ruft hier einen schon Dahingeschiedenen zurück in das Leben, — und: Er that es aus Mitleid für die Mutter. Wie oft hört man Jemand sagen: „wenn ich nur einmal todt wäre," — oder: „das wäre mir etwas Schreckliches, nach dem Tode noch einmal auf diese Welt zurückzukommen!" Wie muß es aber einem Solchen zu Muthe seyn bei Lesung des heutigen Evangeliums? Muß er nicht ganz irre werden in seinen frommen Betrachtungen, und mit Schrecken gewahren, daß solche Gedanken denn doch nicht ganz mit dem Willen Gottes, mit der Handlungsweise Jesu übereinstimmen? Muß er

nicht zu ſich ſelbſt ſagen: „wenn ich an der Stelle jener Mutter geweſen wäre, ich hätte, ſo begreiflich ihr Schmerz auch iſt, Jeſus doch keinen recht aufrichtigen, herzlichen Dank wiſſen können," — und muß er nicht glauben, daß die Thränen, welche Jeſus in den Augen der Mutter trocknete, in denen des Jünglings deſto ſtärker und ſchmerzlicher hervorbrachen, ſobald er wieder zum Bewußtſeyn gelangte. Auf der anderen Seite wird er ſich ergriffen fühlen von den Worten: „Er gab ihn ſeiner Mutter." Lebend gab er ihn ſeiner Mutter. Eine Gabe, die nur Gott geben konnte, — eine Gabe der unendlichen Liebe! Es war noch dazu der Augenblick jener Gabe ein ſolcher, in welchem das Göttliche ſeine Kraft und ſeinen Einfluß auf das Irdiſche recht deutlich offenbaren ſollte. Das Evangelium macht es beſonders bemerkbar, wie da das Göttliche mit dem Irdiſchen ſo nahe zuſammentraf. Jeſus wollte in die Stadt Naim gehen, und viel Volks gieng mit ihm. Als er nahe an das Stadtthor kam, trug man einen Todten heraus, den einzigen Sohn ſeiner Mutter, die eine Wittwe war, und viel Volks gieng mit ihr. Zwei Volkshaufen begegneten ſich alſo bei dem Thore der Stadt Naim, von denen jeder um einen ganz anderen Mittelpunkt und zu einem ganz anderen Zwecke verſammelt war. Der eine begleitete Jeſus, den Sohn Gottes, der von ſich ſelbſt ſprach: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; der andere folgte einem Leichname, einem zum Staub und Moder beſtimmten menſchlichen Körper, der regungs- und empfindungslos in einem kleinen Sarge lag. Die Gefühle Derer, welche ſich da begegneten, waren daher höchſt verſchieden; die einen waren voll Empfindung des Lebens, das Jeſus ihnen verhieß, und das von ihm ausgieng, während die anderen ganz ergriffen von dem Gefühl des Todes waren, der ſo eben ein noch ganz junges und kräftiges Leben aus ihrer Mitte hinweggeriſſen hatte. Die einen waren freudig, die anderen voll Trauer. Jeſus trat zu dem Sarge; wie erwartungsvoll

mußten da alle seyn, die umher waren! Was sollte jetzt geschehen? Was mochte Jesus im Sinne haben? Diejenigen, die sich da immer den Tod wünschen, und die es für die höchste Wohlthat halten, nur einmal über dieses Leben hinweg zu seyn, können, wenn sie diese Geschichte lesen, nichts anderes erwarten, als daß Jesus den Todten segnen und selig preisen, zu der Mutter aber sagen werde: „Warum weinst du?" Und wenn dann die Mutter ihrem Kummer Worte gegeben und vielleicht den Herrn um Hilfe angesprochen hätte, so hätte er ihr wie der Mutter der Zebedäiden, die ihren beiden Söhnen die ersten Plätze im himmlischen Reiche erbitten wollte, antworten müssen: „Weib, du weißt nicht, was du bittest!" Statt dessen sagte Jesus zu ihr: „Weine nicht!" und zu derselben Zeit rief er dem Todten zu: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!" Schon der Anblick Jesu, und der Ausdruck, womit er die Worte sprach: „Weine nicht!" mußten die Thränen der guten Mutter wenigstens lindern, und ihr Trost in das Herz gießen. Aber noch mehr mußte sie ergriffen werden, da Jesus anfieng, mit dem Todten, gleich als ob er nicht todt wäre, zu reden, und ihm zurief: „Jüngling!" Es muß ihr schon wohl gethan haben, ihn wenigstens einen Augenblick wieder als lebend zu denken, ihn rufen zu hören. Der Befehl, den Jesus hierauf an den Todten richtete: „Ich sage dir, steh' auf!" war kaum zu ihrem Ohr gedrungen, so erhob sich schon der Todte. So freudig der Schrecken seyn mochte, den sie darüber empfand, als nun so plötzlich und wunderbar ihr Jammer ein Ende nahm, hinderte er sie doch, dem ihr wiedergeschenkten Sohne sich zu nähern. Jesus nahm daher den Jüngling, dessen erste Augenblicke natürlich auch denen des Erwachens aus einem tiefen, schweren Schlafe glichen, bei der Hand, und führte ihn zu seiner Mutter. Er selbst weihte auf solche Weise die ersten Augenblicke des neuen Lebens ein, als eine Wiedervereinigung. Die Liebe der Mutter sollte das Erste seyn, was dem vom Todte Er-

weckten hienieden wieder begegne. Die kindliche Liebe sollte das erste Gefühl seyn, an dem er sein neues Leben wahrnahm. Und gewiß, diese Gefühle der gegenseitigen Liebe füllten die erste Zeit nach der Erweckung ganz aus. Die Mutter hatte ihren Sohn verloren und ihn wieder gefunden, der Sohn war wieder ganz mit ihr vereinigt. Was in der Zeit zwischen seinem Tode und seiner Wiederbelebung die Seele des Jünglings auch erfahren haben mochte, sicher war sein jetziges Leben in jeder Hinsicht ein neues. Denn ändert nicht schon die Todesstunde selbst, wie die tägliche Erfahrung lehrt, die Ansicht von dem Leben? Das Lehrreiche dieser Stunde hatte der Jüngling bereits in vollem Umfange an sich erfahren. Er hatte bereits mit scheidendem Auge das Leben betrachtet, war von Allem losgerissen worden, was dieses Leben ihm darbot. Wie mag es da, in dem letzten seiner Augenblicke, ihm erschienen seyn, da er den sterbenden Blick darauf zurückwarf? Die Antwort auf diese Frage fällt in der Hauptsache noch in den Kreis unserer Wahrnehmung. Alles weicht da zurück vor der Seele des Menschen und verläßt ihn, — nur das Göttliche nicht, das darum nun aber auch die ganze Seele des Menschen an sich zieht. Dieser Augenblick ist eben deßwegen zugleich die Probe, welcher Art das ihm vorausgegangene Leben gewesen sey. Hat der Sterbende während seines Lebens es versäumt, das Göttliche in sein Herz aufzunehmen, es zu pflegen und in sich zu befestigen, so wird er in der Sterbestunde vergebens danach schmachten, sein Innerstes ist leer davon. War dagegen sein ganzes Leben gleichsam eine Vorbereitung auf diese letzte Stunde, so daß nichts, was nicht auf diese sich beziehen ließ, ihm Werth hatte, hat er zu jeder Stunde zugenommen an Kraft des Göttlichen und göttlicher Gesinnung, so wird, wie man es bei dem Tode jedes Christen sieht, der innere Himmel des Sterbenden, nun ganz sich offenbarend, seine Sterbestunde verklären. Eine dieser beiden

Erfahrungen machte nothwendig auch der sterbende Jüngling von Naim Seine letzte Empfindung in diesem Leben war entweder die aus dem Göttlichen fließende Alles überwiegende Seligkeit oder das unermeßliche Elend einer das Göttliche entbehrenden Seele, — die nächsten Vorahnungen des kommenden Lebens. Die Begleiterin der letzteren ist allemal die Reue, die der ersteren neuer Muth und Aufschwung. Können wir auch nicht durchdringen in das Geheimniß Dessen, was nach dem Tode des Jünglings vorgieng, so haben wir doch Gewißheit über Das, was wir zur Beurtheilung seines Zustandes bei der Wiederkehr in dieses Leben zu wissen brauchen, nämlich daß die eine oder die andere jener Empfindungen unendlich in ihm müsse verstärkt worden seyn. Das Göttliche stand bei seiner Wieder-Erweckung entweder hell und in unendlicher Herrlichkeit vor seiner Seele und erfüllte sein Inneres, oder es erschien ihm als der große, alleinige Retter aus einem ihm ganz klar gewordenen unaussprechlichen Jammer. In beiden Fällen neigte sich gewiß seine ganze Seele danach hin. Wir müssen den Umstand in's Auge fassen, daß die Erweckung des Jünglings zu Naim vor der Erlösung geschah, und Alle, die zu dieser Zeit starben, wenn sie auch ein frommes Leben geführt hatten, in der Vorhölle der Ankunft ihres Erlösers harrten. Dieses uns jetzt offenbare Geheimniß der Erlösung gehörte sonach auch unter diejenigen, welche dem Jünglinge von Naim erst nach seinem Tode sich enthüllten, und er trat dadurch in die Reihe Derjenigen, welche wußten, daß sie die volle Kraft zum Göttlichen aus den Händen des Erlösers zu empfangen hatten, und deren Herz voll war von dem Erlöser. O etwas Unnennbares, überaus Liebliches und Freudiges liegt in der Erzählung des heutigen Evangeliums! Der dahingeschiedene Jüngling, im Jenseits wandelnd, lernt die Geheimnisse der göttlichen Liebe erkennen, die eben zu jener Zeit auf Erden sich erfüllen sollten; sehnsüchtig harrt er seines Erlösers und der Zeit, die ihn mit

ihm vereinigen werde, — siehe, da vernimmt er des Erlösers Stimme! Der Erlöser ruft dem dahingeschiedenen Jüngling! Der erste Blick des auferwachenden Jünglings in dieses Leben ist ein Blick auf den so innig geliebten, so heiß ersehnten Erlöser! Aus den Händen des Erlösers empfängt er sein Leben! Wie selig, wie unvergeßlich muß dieser Augenblick für ihn gewesen seyn, wie selig für ihn jeder fernere Augenblick! Wer möchte nicht mit Jesus durch dieses Leben wallen! Wer folgt nicht so gern und willig seinem Rufe, wohin immer er führen mag! Jesus, der Erlöser, nahm den Jüngling bei der Hand und führte ihn in dieses Leben!

Er führte ihn in das Leben, wie Gott den ersten Menschen in das Paradies, ein. Der Jüngling stand vor Gott, vor dem Herrn und Meister, welcher schon so lange zuvor neben ihm gewandelt war auf Erden, und mit welchem er auf so wunderbare Weise jetzt zusammengekommen war. Er führte ihn in das Göttliche des Lebens ein, indem er ihn in seine Pflichten einführte. Er gab ihn seiner Mutter. Wie manches lehrende, warnende Wort der Mutter mag an dem Ohr des raschen Jünglings verklungen seyn, als er noch lebte, wie oft mag er an der mütterlichen Liebe sich versündigt haben, und wie ganz anders mag er jetzt, nachdem er zur Erkenntniß gekommen, nachdem Jesus in die Arme seiner Mutter ihn zurückgeführt hatte, vor ihr gestanden seyn! Ueberhaupt wie mag Alles, wonach seine Seele jetzt Sehnsucht trug und was als Ewiges, Bleibendes sich ihm bewährt hatte, in dem vor ihm stehenden Heilande vereinigt ihm erschienen seyn, wie mag er jetzt sein ganzes Leben, durch den Heiland zurückempfangen, diesem geweiht und sich ihm völlig ergeben haben! Mit welchen Gefühlen mag er dem Erlöser auf Golgatha zum Kreuze gefolgt seyn! Das wichtigste, inhaltreichste Leben war es, zu welchem Jesus den Jüngling zurückgerufen, und noch wichtiger und inhaltreicher wurde es durch die nun überall vernommene

Lehre Jesu, die ihm gleichsam das Himmlische des Lebens erläuterte. Was er bedurfte, fand er in Ihm, und wir können diesem Jünglinge von Naim gewissermassen jede Seele vergleichen, die über dieses Leben hinausstrebt, ohne zuvor die Segnungen desselben an sich wirksam gemacht, das Göttliche daraus gesogen zu haben. Am Ende ist es doch immer nur der Ruf ihres Heilandes, ihres Erlösers, der sie zufrieden stellen, ihre Sehnsucht stillen kann, und diesen Ruf vernimmt sie auf Erden. Da findet sie ihren Jesus, ihr zulieb Mensch geworden, und ihr dadurch so nahe. Hört sie aber diesen Ruf und leistet ihm Folge, so strebt sie nicht mehr vergebens hinaus über dieses Leben, bevor sie zu einem höheren berufen ist; denn Jesus selbst weilt als Mensch bei ihr, und macht das Irdische zur Hülle des Göttlichen. Sie findet wie der Jüngling von Naim Alles auf Erden, — in Jesus, in dem Christenthume. Was darüber hinaus ist, steht ihr als friedliche Hoffnung zur Seite.

Indem Jesus den vom Tode geweckten Jüngling seiner Mutter zuführte, bezeichnete er ihm zugleich die geweihteste Stelle des Lebens, — das Verhältniß der Menschen zu einander, insbesondere in den von der Natur selbst, d. h. von Gott unmittelbar eingesetzten Verbindungen. Der zunächst sichtbare Grund und Anlaß der wunderbaren Erweckung waren die Thränen der Mutter gewesen. Diese versprach Jesus zu trocknen, indem er ihr zuredete, nicht zu weinen. Er wollte ihr einen Sohn zurückgeben, der die Stütze und Freude ihres Alters seyn sollte. Er zeigte dadurch an, daß schon um eines einzigen solchen Zweckes willen das Leben Werth habe, und daß schon die im Auge der Mutter getrocknete Thräne für den guten Sohn himmlische Seligkeit mit sich führe. Das natürliche Gefühl, welches uns antreibt, unseren Lieben nachzuweinen, wenn sie, auch in ein besseres Leben, von uns dahingehen, ist der schönste Beweis, welche himmlische Geschäfte wir hier auf Erden zu verrichten haben. Eben so kann sich der frömmste Christ nicht erwehren, den

Tod zu beweinen, welcher ihn von seinen Lieben hinwegreißt. Aber er vollbringt den Willen des Herrn ohne Murren, da dieß schon hier auf Erden seine Seligkeit ist. Und seine größere Seligkeit dort im Himmel besteht in der noch größeren Freudigkeit und dem noch willigeren Gehorsam, womit er den Willen des Herrn vollbringt. Alles, was er auf das Geheiß des Herrn thut, vermehrt schon eben darum seine Seligkeit. O wenn wir nur die volle himmlische Gesinnung hätten, so würde auch das Hienieden uns ein Himmel seyn. „Dein Wille geschehe, o Vater, wie im Himmel, also auch auf Erden,,, lehrt Jesus beten, und es könnte uns dieß täglich daran erinnern, daß gerade das Eine, Wesentliche, Hauptsächliche, unserer Erde mit dem Himmel, dem diesseitigen Leben mit dem jenseitigen gemein ist. Ueberall ist Gott, überall herrscht sein heiliger Wille, und wir können ruhig und friedlich der Erfüllung der unendlichen Verheißungen Christi entgegensehen, wenn Er selbst uns überall das Unendliche ist.

Für uns alle, wie für den Jüngling von Naim, ist dieses Leben jetzt ein Leben, zu dem Jesus uns gerufen, in das Er uns eingeführt, in welchem er himmlische Geschäfte uns angewiesen hat. Noch jetzt ist Jesus, der Erlöser, der Seligmacher, mitten in unserem Kreise, und wir sollten nicht ganz an ihm hängen, nicht gern an seiner Hand durch dieses Leben gehen? Die ewige Gnadenquelle seiner Liebe ist uns hier eröffnet, und wir können daraus schöpfen zu jeder Stunde, und sehen keinen Zweck unseres Lebens? Wir wissen, daß wir das Leben erneut und verschönert aus seiner Hand zurückempfangen haben, und verstehen es nicht zu schätzen? Wir leben durch Jesus, und doch nicht mit ihm? „Es ist uns kein anderer Name gegeben," heißt es in der heiligen Schrift, „in dem wir selig werden können, als Jesus Christus."

XXXXV.

Der ſechszehnte Sonntag nach Pfingſten.

Die chriſtliche Vervollkommnung.

Luk. XIV., 1—11.

Man kann die Betrachtungen über das Evangelium von der Erweckung des Jünglings zu Naim aus dem Tode nicht beſchließen, ohne ſich der Worte des Apoſtelfürſten Petrus zu erinnern, der da rief:

„Hochgelobt ſey Gott, der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, der uns nach ſeiner großen Barmherzigkeit durch die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten neu geſchaffen hat, zur Hoffnung des Lebens und jenes unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbtheiles, das uns im Himmel hinterlegt iſt! Da nun dieſes große Heil, das uns zwar ſchon bereitet iſt, aber erſt am Ende der Tage ſich offenbaren wird, auf uns wartet, ſo freuet euch innigſt darauf, ungeachtet der mancherlei Prüfungen, die ihr ja nur deßhalb noch eine kleine Weile zu dulden habt, damit euer Glaube bewährt und köſtlicher erfunden werde, als das Gold, das im Feuer geläutert wurde. Dieß wird euch Lob, Ruhm und Ehre bringen, wenn Jeſus Chriſtus, — Er, den ihr nicht geſehen habt und dennoch liebt, an den ihr glaubet, ohne ihn je zu erblicken, — erſcheinen wird. Ja, dieſer Glaube wird euch eine unausſprechliche und herrliche Freude bringen, wenn ihr einſt das Ziel und Ende des Glaubens, die Seligkeit eurer Seelen, erreicht haben werdet!“

Eben so schreibt der heilige Apostel Johannes:

„Geliebteste, schon jetzt sind wir Kinder Gottes, ob es gleich noch nicht offenbar ist, was wir seyn werden. Wirft uns unser Herz nichts vor, so haben wir Freudigkeit vor Gott. Es hat zwar noch Niemand Gott je gesehen; allein wenn wir einander lieben, so wohnet Gott in uns, und seine Liebe wird uns ganz erfüllen."

Diese Worte führen uns zu neuen, mit den vorigen ganz verwandten Betrachtungen.

Der heilige Apostel Johannes wiederholt uns da nämlich nur die frohe Bothschaft Jesu, welcher uns den Schöpfer immer als unseren Vater kennen lehrte, und uns den Muth gab, uns seine Kinder zu nennen. Wie soll nun der Christ dieses von Jesus verkündigte und wiederhergestellte Verhältniß des Menschen zu Gott als eines Kindes zu seinem Vater aufnehmen und verstehen? Wählte Jesus hier nur etwas Irdisches, um uns jenes Verhältniß einigermassen klar und anschaulich zu machen, und benützte er blos die natürliche Verbindung zwischen Kind und Eltern zu einem Ausdruck für das Göttliche? Oder liegt in dem von Jesus gebrauchten Namen „Kind" schon von Anfang an die göttliche Bedeutung, die er jetzt dem Christen mit sich führt, so daß Jesus sie uns nur enthüllt h/ Gab die dem kindlichen Verhältnisse so natürliche Dankbarkeit mit den übrigen daraus hervorgehenden Tugenden dem Heilande erst den Anlaß, unser Verhältniß zu Gott auch ein kindliches zu nennen, oder bestehen jene Eigenschaften des kindlichen Verhältnisses auf Erden eben darum, weil es von jeher und seinem Wesen nach das Abbild unserer Verbindung mit Gott, eine Schule der Liebe zum Herrn ist?

Wir finden schon unter den ä'testen göttlichen Geboten: Ehre Vater und Mutter! und es ist diesem Gebote gleich bei seiner Ertheilung der besondere, höchst

bemerkenswerthe Zuſatz gemacht: damit du lang lebeſt, und es dir wohl ergehe auf Erden!

Wie genau übereinſtimmend mit dem Evangelium von dem Jünglinge zu Naim! Als Zweck und Belohnung der Erfüllung eines göttlichen Gebotes wird im alten Bunde langes Leben und Wohlergehen auf Erden verhießen, — und zu Erfüllung eben dieſes Gebotes, zum Troſte und zur Unterſtützung einer weinenden Mutter ruft Jeſus einen ſchon dahingeſchiedenen Jüngling wieder in's Leben!

Leben und Seligkeit auf Erden iſt der kindlichen Liebe gegen Vater und Mutter hienieden, Leben und Seligkeit im Himmel der Liebe zu dem himmliſchen Vater verhießen! Wie ſo ähnlich, wie ſo innig zuſammenhängend ſind dieſe beiden Verheißungen!

Ja, es iſt offenbar, wir ſollen an der Liebe zu Vater und Mutter hienieden die Liebe zu dem himmliſchen Vater lernen. Das iſt die Weihe und hohe Heiligkeit des Familien-Lebens; darum iſt es ſo ſchaurig, ein ſolches Verhältniß zu verletzen. Das iſt das tiefſte Geheimniß der Erziehung. Mütter, Väter, eure Kinder ſind euch von Gott in den Arm gelegt, damit ihr ſie in die Arme Gottes führet! Ihr ſollt es den zarten Herzen beibringen, was es heiße, einen väterlich und mütterlich ſorgenden und liebenden Geiſt über ſich zu haben! Ihr ſollt die Kindes-Gefühle pflegen! O, eine Mutter, die das nicht weiß, die das nicht beachtet, — ſie kann nicht erziehen.

Sie haben mir das Leben gegeben, — ſo ſagt ein Kind von ſeinen Eltern, und Gott ſelbſt iſt es, der durch die von ihm getroffene natürliche Anordnung dem Kinde dieſes in den Mund legt. Wehe dem Vater, der Mutter, die da nicht empfinden, daß ſie an Gottes Stelle ſtehen, die es verſäumen, auf Denjenigen, deſſen Stelle ſie vertreten, Aug und Herz des Kindes hinzuleiten! Wehe ihnen, wenn das Kind nicht einſt auch ſagen kann: Sie haben mir das Leben der Seele gegeben!

Dieſes Leben der Seele iſt: ein Kind Gottes ſeyn. Wir ſind aber genau in dem Maaße Kinder Gottes, in welchem wir Kinder unſerer Eltern hier auf Erden ſind. Jeder Menſch iſt ein Kind Deſſen, dem er das Leben und alle Wohlthaten, die ihm zu Theil geworden, zu verdanken hat, und in dieſem Grade ſind alle Menſchen ohne Unterſchied Kinder Gottes. Dieſes begreift noch nicht in ſich die Kindes-Geſinnung, die kindliche Liebe, welche das kindliche Verhältniß erſt vollendet. In dieſem Sinne müſſen leider oft ein Vater, eine Mutter, von ihrem Sohne oder ihrer Tochter ſagen: „Es iſt unſer Kind nicht," — und in dieſem Sinne ſind leider nicht alle Menſchen Kinder Gottes. Wem die Kindes-Geſinnung fremd iſt, wer dieſe nicht in ſeinem Herzen trägt, der iſt ein wahres Kind nicht. Darum wehe dem Vater, der Mutter, die dieſe Geſinnung in dem Herzen ihres Kindes erſterben laſſen oder gar ertödten; ſie entfremden ihr Kind nicht blos ihrem Herzen, ihrer Liebe, ſie entfremden es dem Herrn, der es ihnen anvertraut hat, um es ihm zuzuführen, ſie entfremden es dem Himmel! Bedenkt es doch, Väter, Mütter: An euch ſollen eure Kinder Gott kennen lernen, durch euern Mund ſpricht er zu ihnen, durch eure Hände leitet er ſie, in eueren Herzen erbaut er ihnen den Altar ſeiner Liebe! Bedenkt es, und ſeyd wahre Erzieher!

Wenig Kunſt, aber viel Liebe bedarf es zu wahrer Erziehung. Eine Mutter, die ihr Kind das Vater unſer im Geiſte und in der Wahrheit hat beten lehren, hat das Grundgebäude ihrer Erziehung vollendet. Das Kind hat dann ſeinen Vater kennen gelernt, erhebt zu ihm die Augen und die Hände, ruft ihn an, heiliget ſeinen Namen, ſtrebt vor Allem nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit, und vollbringt darum auch Gottes heiligen Willen, wie die Engel im Himmel ihn vollbringen, es iſt ſich der fortwährenden Wohlthaten des Herrn bewußt und bringt ihm fortwährend ſeinen Dank dafür, von Fehltritten kehrt es reu-

müthig an ſein Vaterherz zurück, und reicht dereinſt dem Nebenmenſchen voll Liebe und Verſöhnung ſeine Hand, ſie eben dieſen Weg zu führen. Es kennt den falſchen Weg und meidet ihn, und hat in Allem Vertrauen auf ſeinen unendlichen Vater, den Seligſten der Seligen.

Wo der Vater unter ſeinen Kindern iſt, da haben ſie Frieden und Wohlergehen, wenn ſie auch noch ferne von der Heimath ſind. Und ſo iſt es auf Erden, wenn nur der Menſch gut iſt, und ihm daran liegt, Gott vor Augen zu haben. Das Leben hier auf Erden lehrt uns Liebe, — was du hier nicht gelernt, an was du dich hier nicht erfreut haſt, o Menſch, das wirſt du dort dereinſt nicht üben!

Die neue Schöpfung des Menſchen durch Chriſtus, von welcher Petrus redet, iſt an dem wiedererweckten Jünglinge von Naim in jeder Hinſicht veranſchaulicht. Denn Jeſus erweckte ihn nicht nur zu einem neuen, ſondern auch zu einem friſchen und hoffnungsreichen Leben. Er gab ihm ſeine ganze Thatkraft, ſeine Fülle von Geſundheit wieder, wie ſie ihm angeboren geweſen und vielleicht (wie oft iſt dieß bei dem Leichtſinn der Jünglinge der Fall!) durch ſeine eigene Schuld ihm verloren gegangen war. Dasſelbe Wunder, welches Jeſus an dem Jünglinge von Naim und in geringerem Grade an einer Schaar von Kranken und Schmerzbeladenen gewirkt hat, hat er durch ſeine Erlöſung in noch unendlich höherer und geiſtigerer Weiſe an dem ganzen menſchlichen Geſchlecht überhaupt gewirkt. Er gab demſelben die Fähigkeit wieder, ſein Ziel und Ende, die Seligkeit, zu erreichen. Er weckte es aus geiſtigem Tode zu neuem, friſchem und hoffnungsreichem Leben. Das Göttliche war dem Menſchengeſchlechte verloren, und die Fähigkeit dazu, wie dem Leichname jenes Jünglings das Leben, und noch vor dem Verluſt des Lebens die Kraft und Fähigkeit des Lebens. Es war nur Irdiſches mehr vorhanden, Jeſus wandelte es wieder in Göttliches. Auch der Leib Jeſu, da er

nach dem schmerzvollen Tode am Kreuze im Grabe lag, war nur eine irdische Hülle des Heilands, der Rest der Sterblichkeit, die er um unsertwillen angezogen hatte. Er verwandelte diese irdische Hülle in Göttliches, indem er in den gekreuzigten Leib zurückkehrte, und ihn durch seine siegende Göttlichkeit verklärte; diese Verklärung erstreckte sich von nun an über alles Irdische. Der Strahl des Göttlichen durchdringt es aller Orten, in jedem Menschen erhebt sich das Göttliche siegend über das Irdische, und führt dieses letztere einer ähnlichen Verklärung entgegen. Unter den irdischen Gestalten des Brodes und des Weines weilt der Göttlichste hier auf Erden in dem Kreis der Menschen, und wir sind tägliche Zeugen der Verwandlung, die da mit dem Irdischen vorgeht; wie aber der göttliche Heiland auf Brod und Wein wirkt, so wirkt er in dem heiligen Sakramente des Altars auch auf uns selbst ein, er erstreckt diese Verwandlung des Irdischen in Göttliches auf uns, indem er sich uns mittheilt, und alles Irdische an uns dem Göttlichen unterwirft, den irdischen Sinn verwandelt in göttlichen, so daß kein Theil von uns mehr dem St[illegible] angehört, als die Gestalt, die Erscheinung, das äu[illegible]. Und selbst dieses Aeussere wird einst die Verklär[illegible] an sich erfahren, trägt die Hoffnung des Lebens in sich.

Man kann hieraus die Gesinnung und die Verfahrungsweise der Pharisäer, der Feinde Jesu, erkennen, die, wie das heutige Evangelium erzählt, die Verrichtung seiner Wunder am Sabbathe als eine Entheiligung desselben verschrieen. Sie verschlossen ihre Augen vor der überaus göttlichen Natur, vor dem göttlichen Zweck dieser Wunder, und stellten sie, die Siegerinnen über Welt und Uebel, in die Reihe des Irdischen, ja noch unter dasselbe, da sie, wie Jesus ihnen vorrückte, und sie selbst nicht läugnen konnten, kein Bedenken trugen, am Sabbathe einem verunglückten Lastthiere beizuspringen. Sie verkannten Jesus, wie sie den Sabbath verkannten.

In dem Gleichnisse von dem Hochzeitmahle, welches er ihnen dem heutigen Evangelium zufolge vortrug, hielt ihnen Jesus ihre Verstocktheit und ihre verkehrte Gesinnung sehr nachdrücklich vor. So viel sie sich auf ihre Heiligung des Sabbathes und überhaupt auf ihre Frömmigkeit zu Gute thaten, war es ihnen doch mehr um ihre eigene als Gottes Ehre dabei zu thun. Das Reich Gottes, von dem sie so durchaus irrige Begriffe hatten, und dessen wahre Freuden sie verschmähten, lag ihnen nicht am Herzen, sondern sie wollten nur glänzen in dem Reiche Gottes, wollten die ersten Plätze darin einnehmen, und über die Uebrigen sich erhöhen. Jesus gab ihnen zu verstehen, daß sie so Manchem, auf den sie jetzt verächtlich herabsahen, und dem sie sich mit solchem Lärmen vorgedrängt hatten, würden weichen müssen. Er sprach zu ihnen von Dem, was sie am Wenigsten hören mochten, von der Erhöhung Derjenigen, die sich selbst erniedrigen. Wer sich an den untersten Platz setzt im Reiche Gottes, und dem Herrn und Vater in diesem Reiche den innigsten Dank weiß für den Platz, der ihm geworden ist, wer schon seine Theilnahme an dem himmlischen Reiche als Mensch, hier auf Erden, als eine unendliche Gnade hochschätzt, und lobpreisend aus den Händen Gottes dahinnimmt, der wird immer höher gehoben werden, immer öfter den Ruf vernehmen: „Freund, rücke hinauf von diesem Platze, nimm einen bessern Platz ein!“ Wer aber gleich zu oberst seyn will, und mit nichts Anderm sich begnügt, wer das Uebermaaß der Seligkeit als ein ihm zustehendes Recht betrachtet, und, statt aus den Händen der Gnade allmählig es anzunehmen, es vielmehr sich selbst nehmen zu können glaubt oder doch den Wunsch hat, der theilt noch die verkehrten Begriffe der Pharisäer von dem himmlischen Reiche, und wird die Erniedrigung derselben an sich erfahren, oder er hat doch noch nicht einmal angefangen, eines hohen Platzes im himmlischen Reiche würdig und fähig zu werden.

„Freund, rücke hinauf!“ Dieß iſt der Ruf, den wir nicht nur in unſerer Sterbeſtunde mit freudigem Herzen vernehmen, und dem wir voll Entzücken folgen werden, ſondern auch in dieſem Leben ſchon vernehmen wir ihn, ſo oft wir uns eines ſolchen neuen Rufes würdig gemacht haben. Unſer Leben auf Erden iſt ein beſtändiges Hinaufrücken gegen Himmel und zu der Seligkeit des Himmels, wenn wir nur nicht ſelbſt die natürliche Ordnung der Dinge verkehren. Im Fluge gewinnen wir Kraft, und vermögen es, uns immer höher zu halten, und kommen der Heimath immer näher, und immer deutlicher liegt ſie vor unſeren Augen.

Die kleinlichſten Sorgen und Geſchäfte des Hienieden, — haben ſie nicht Beziehung auf das Jenſeits, ſtehen ſie nicht in Verbindung mit dem Göttlichen, da bei ihnen Alles auf die Geſinnung ankömmt, immer der chriſtliche Geiſt beſchäftigt iſt? Alles iſt ein Geben oder ein Empfangen, und bei Beidem iſt die Liebe thätig, — Alles ein Wollen oder Nichtwollen, und Beides iſt entſcheidend für die chriſtliche Geſinnung, — Alles ein Uebereinſtimmen oder Nichtübereinſtimmen mit den göttlichen Zwecken. Wie thätig iſt der chriſtliche Geiſt ſchon in der Familie, wie thätig in den weiteren Kreiſen der Nächſtenliebe, wie thätig in ſich ſelbſt!

Alles, was wir thun oder laſſen, kann demnach eine Erfüllung der Pflicht zur Vervollkommnung ſeyn. Immer haben wir Gelegenheit und Aufforderung, unſeren Willen mit dem des Herrn zu vereinigen, und uns ihm ähnlicher zu machen. Sehen wir nur den Geiſt, der von Allem, was wir thun oder laſſen, ausgeht, und Wirkung hat auf das Ganze, — wie Jeſus ſagt: „An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen!“

XXXXVI.

Der siebenzehnte Sonntag nach Pfingsten.

Die Erkenntniß Gottes.

Matth. XXII., 35—46.

Was Jesu Leben für die ganze Menschheit und für alle Zeiten, das kann im Einzelnen und durch die vorausgegangene Erlösung jedes Menschenleben andern Menschenleben werden.

Die Apostelgeschichte enthält eine sehr rührende Erzählung, die für uns bei unseren gegenwärtigen Betrachtungen in doppelter Hinsicht wichtig ist, indem sie nämlich das schönste Beispiel eines solchen ächt christlichen Menschen-Lebens ist, und zugleich eine Wiederholung der wunderbaren Todten-Erweckung, nach der Erlösung des Menschengeschlechtes, bildet:

Eine christliche Jüngerin, Namens Tabitha, die in der Stadt Joppe lebte, und unbeschreiblich viel Gutes that, erkrankte und starb gerade zu der Zeit, als Petrus in der nahen Stadt Lydda sich aufhielt. Die Glaubensgenossen der Tabitha, die in Joppe befindlichen Christen, schickten sogleich zu ihm, und ließen ihn bitten, er möchte keinen Augenblick säumen, zu ihnen zu kommen. Petrus kam unverzüglich. Als er in dem Hause ankam, wo die Todte lag, führten die Jünger ihn sogleich hinauf in den obern Saal, wo der Leichnam war. Wie nun Petrus vor demselben stand, kamen alle armen Wittwen der Stadt, umringten den Petrus, und zeigten ihm weinend die Kleidungsstücke, die Tabitha

mit eigenen Händen ihnen gemacht hatte. Petrus hieß die Leute alle hinausgehen, kniete nieder und betete. Darauf wandte er sich zu dem Leichnam und sprach: „Tabitha, steh' auf!" Tabitha öffnete die Augen, sah den Petrus an, und setzte sich auf. Er aber reichte ihr die Hand, half ihr empor, rief dann die Jünger und Wittwen herein, und führte ihnen die gute Tabitha wieder lebendig entgegen. Alle hatten eine unbeschreibliche Freude, und in ganz Joppe machte die That ein großes Aufsehen, so daß Viele zum Herrn sich bekehrten.

Von Tabitha wissen wir also, daß sie ein frommes und gottgefälliges Leben geführt hatte, eine wahre Christin gewesen war. Die lieb- und gnadenvolle Stimme ihres Erlösers, des glorreich Auferstandenen, der nun zur Rechten seines Vaters im Himmel saß, rief sie hinüber in jenes Leben, wo die ewige Seligkeit als der Lohn ihrer Tugend sie erwartete. Sanft und selig muß schon der Augenblick gewesen seyn, in welchem sie entschlummerte. Sie sollte nun den Erlöser schauen, dem sie im Geiste angehörte, — von Angesicht zu Angesicht, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Bei Jesus weilte ihre Seele, an seiner himmlischen Herrlichkeit nahm sie Theil, als ihre sterbliche Hülle, von den weinenden Frauen umringt, kalt und bewegungslos vor dem Apostel Petrus lag. Petrus war fähig vor allen Andern, in hohem Grade fähig, die Seligkeit zu ahnen, in welcher der dahingeschiedene Geist Tabitha's sich befand. Wie die weinenden Frauen um ihren Leichnam standen, so hatte ja einst auch Er mit den übrigen Aposteln und den Jüngern am Grabe Jesu geweint, und seinen Tod beklagt, während der Heiland, wie ihnen nun längst offenbar geworden, verklärt und in unendlicher Verherrlichung über ihnen schwebte. Er trug selbst mit dem festesten Glauben, mit der freudigsten Hoffnung die Verheißungen des Jenseits in seiner Brust. Dennoch war Er es, der die verklärte und selige Jüngerin aus ihrer himmlischen Wohnung in das Erdenleben zurückrief, ihre Seele wieder mit der abgeworfenen Hülle umkleidete, sie allen Schmerzen und Käm-

pfen, die dieſes Leben allerdings in ſich ſchließt, wieder unterwarf. Und dieß geſchah im Namen Jeſu, im Namen des Heilandes, welcher ſie ſchon der ewigen Seligkeit würdig befunden hatte, geſchah um ihrer chriſtlichen, tugendhaften Handlungen willen. In Seinem Namen erſcholl der Ruf des Petrus, und Jeſus war es, welcher, um in den Wundern ſeines Apoſtels der Menſchheit ſich zu offenbaren, ſie zurück in's Leben ſandte. Wie wird es Tabitha zu Muthe geweſen ſeyn, da ſie die Augen wieder aufſchlug, und der Erde von Neuem angehörte? Wir wollen die erſten Augenblicke ihres neuen Lebens, welche denen des von Jeſus auferweckten Jünglings zu Naim nicht ganz unähnlich geweſen ſeyn mögen, etwas näher betrachten.

Tabitha war ſich bewußt, warum ſie von Neuem eine irdiſche Laufbahn beginne. Sie wußte, wie ſie wieder hieher gekommen. Sie war dem Rufe des Herrn gefolgt, der ſie zurückſandte, und hatte Göttliches zu vollbringen hier auf Erden. Petrus, der Stellvertreter des Erlöſers, welcher gleich Tabitha der himmliſchen Seligkeit ſchon würdig geweſen wäre, aber wegen der ihm anvertrauten göttlichen Verrichtungen auf Erden noch verweilte, reichte ihr die Hand, um ſie in die menſchlichen Kreiſe wieder einzuführen. Sie hatte in denſelben mit Petrus den Herrn zu verkündigen. An ſeiner Hand gieng ſie den erſtaunten und frohlockenden Jüngern und Jüngerinnen entgegen; ſchon ihre bloße Erſcheinung als Wiederbelebte unter den Lebenden war eine laute, eindrucksvolle Bothſchaft des Herrn. Viele, die ſie ſahen oder von ihrer Wiedererweckung vernahmen, wurden gläubig. Noch war ſie nicht im Stande geweſen, ſeit ihrer Auferſtehung aus dem Sarge den Jüngern und Jüngerinnen etwas Gutes zu thun, eine Thräne zu trocknen, ein Elend zu lindern, und dennoch war ihre Erſcheinung nicht blos eine wunderbare, nicht blos eine Verkünderin der Macht und Größe Gottes, ſondern auch eine höchſt freudige, eine Verkünderin der Liebe und Gnade Gottes. Denn man

erinnerte sich ihres früheren Lebens. Sie war schon damals ein wohlthätiger Engel für so Viele. Lauter, herzlicher Dank erhob sich zum Himmel für ihre Wiederbelebung, an der Liebe ihrer Freunde und Freundinnen empfand sie ihre göttliche Sendung. Der Erhabenste unter den Aposteln, Petrus, welchem der Herr sogar die Macht zur Wieder-Erweckung der Todten verliehen hatte, stand unter den Bewohnern von Joppe, denen er das Reich Gottes und die Fülle der himmlischen Gnaden mittheilte, — und dennoch ward auch sie zurückbeschieden in das Leben, um Gutes zu wirken, und ihrem Erlöser nachzuahmen, der von den Himmeln herabstieg, die Menschheit zu beglücken. Gottes Willen zu vollbringen, das war ihre, wie des Menschensohnes, Seligkeit. Was hätte selbst der Himmel für sie seyn können, wenn sie es verschmäht hätte, der himmlischen Stimme zu folgen, wenn sie auch herab in den Staub führt?

Sie hatte Gott gesehen; in Allem, was ihr auf Erden begegnete, fand sie ihn jetzt deutlich wieder. Jeder Hauch ihres Lebens war ein Hauch von ihm, ihre Seele war voll von Gott, wie wird sie jetzt gewandelt seyn unter den Menschen? — Als eine noch wärmere, treuere, liebevollere Stellvertreterin Gottes.

Wie sie ohne Zweifel zugenommen hatte an Erkenntniß und Liebe Gottes, so war nothwendig auch ihre Liebe zu den Menschen vergrößert. Dieß drückt Jesus in seiner Lehre aus: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe lieben, — dieß ist das größte und vornehmste Gebot; das andere aber ist diesem gleich: du sollst deinen Nächsten wie dich selbst lieben."

Also die Nächstenliebe, die Liebe zu unseren Mitmenschen, ist Liebe Gottes. Liebe zu Gott ist es, was der fromme, wohlthätige, menschenfreundliche Christ hier auf Erden übt. Kalte Herzen, die ihre Brüder nicht lieben, sind des Himmels nicht fähig, und Seelen, wie Tabitha,

selbst wenn sie die reinere, himmlischere Liebe des Jenseits in sich gesogen haben, finden auch auf Erden einen Himmel.

Das, wozu Tabitha vom Himmel auf Erden zurückkehrte, um es auszuüben, kann jeder Christ vollbringen, wie Tabitha schon vor ihrem Tode es geübt hat, nur in geringerem Maaße. Bei ihrer Rückkehr trug sie eine erhöhte Liebe zu Gott im Herzen, und darum erhöhte sich auch das Maaß ihrer guten Werke. In gleicher Art würde, wenn sie nicht so früh verblichen wäre, ihre Liebe zu Gott an ihren guten Werken, an ihrer Nächstenliebe Nahrung gefunden haben. Ihre dahingeschiedene Seele mag von dem Heilande mit den Worten empfangen worden seyn: „Friede sey mit dir, Tabitha, das Maaß deiner Liebe zu mir ist groß, da du deine Nächsten so geliebt hast!“ Und auf die Erde wird er Tabitha mit den Worten zurückgesendet haben: „Geh' hin, zum Frieden und zum Wohle deiner Nächsten, das Maaß deiner Liebe auf Erden wird groß seyn, da du die himmlische Liebe zu mir im Herzen trägst!“

O, gewiß, auch da müssen wir wieder ausrufen: „Reich an Himmlischem ist dieses Leben, und nicht blos eine Vorbereitung für die Seligkeit, sondern selbst schon ein Anfang derselben. Wie unsere Vervollkommnung schon hier beginnt, so auch unsere Seligkeit; denn Vervollkommnung und Seligkeit sind in allen ihren Stufen auf das Innigste verbunden.

Der Ausdruck, welchen die heiligen Schriften für das Leben und den Zustand der Guten nach dem Tode gebrauchen, ist: Sie werden Gott schauen, von Angesicht zu Angesicht werden sie ihn schauen. Die menschliche Sprache hat kein anderes Wort für jenen Zustand, von welchem gesagt ist: Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört, kein Herz hat es empfunden. Auch dieses Wort „schauen“ kann uns nichts als eine ganz schwache Ahnung von der Zukunft der Seligen geben. Aber gerade diese Ahnung ist das Band zwischen Hier und Dort, das uns darum von uns

endlichem Werthe seyn soll. Wir erfahren doch dadurch, daß wir jenseits Gott in demselben Maaße geistig kennen lernen werden, in welchem wir von sinnlicher Erkenntniß reden, wenn etwas ganz nahe vor unsere Augen gestellt ist. In dieser unendlich hohen Erkenntniß ist uns das Heil verhießen. Was aber ist der Zweck und die Weise unseres gegenwärtigen Lebens, was der Inhalt der ganzen christlichen Lehre, als: Herbeiführung solcher Erkenntniß? Gott offenbarte sich schon hier den Menschen, ohne diese Offenbarungen würden wir keine Kraft zum Göttlichen besitzen. Diese Offenbarungen sind es, mit welchen wir uns ganz beschäftigen sollen. Wir können schon den ersten Gedanken an Gott, der durch die göttliche Gnade in unserem Innern emporstrahlt, und welcher dazu bestimmt ist, sich einst in jene unendlich hohe Erkenntniß zu verwandeln, eine Anschauung Gottes nennen, — freilich nicht von Angesicht zu Angesicht, wie einst in dem ewigen Leben, aber doch schon aus weiter Ferne, doch schon erhellend und beruhigend, verheißend und erfreuend. Der erste Gedanke an Gott ist wie ein Sonnenstrahl, der, obgleich er nur ein ganz entfernter Abglanz der Sonne ist, dem schwachen Auge eine solche Ueberfülle des Lichts gewährt, daß selbes sich daran gewöhnen muß, ihn zu ertragen, und ganz von demselben ergriffen wird. Wenn wir das geistige Auge nicht verschließen vor Gott, wenn wir ihn schauen wollen, so läßt sich die erste, noch so unvollkommene Anschauung Gottes mit jener, deren wir einst im Himmel uns erfreuen werden, wie der erste Strahl des Lichts, der in ein bisher blindes Auge dringt, und es schon mit einem unnennbaren Gefühle, mit unnennbarer Lust beseligt, dem vollen Anblick des majestätischen, schimmernden Tages gar wohl vergleichen, wie wir schon in früheren Betrachtungen uns hievon überzeugt haben. Mit dem ersten Gedanken an Ihn beginnt also die Reihe der Anschauungen Gottes, und wächst mit jeder neuen Offenbarung des Herrn.

Diese Offenbarungen selbst bilden aber eine unaufhör-

liche Kette. Darum rief Johannes, der Vorläufer Christi: „Alle Menschen werden das Reich Gottes sehen.“ Wenn nur Alle es sehen wollten, Keiner das Auge dafür verschlösse! In der Anschauung Gottes, wie wir sie in geringerem Maaße schon hier auf Erden genießen, liegen Glaube, Hoffnung und Liebe, das wahre Leben der Seele. Und wenn wir uns also auf Erden nur der unaufhörlichen, immer heller werdenden Anschauung Gottes hingeben, so nehmen wir zu an Glaube, Hoffnung und Liebe, an wahrem Leben, — an Dem, was dereinst in unendlicher Vervollkommnung unsere Seligkeit ausmachen wird. Denn was ist der Glaube, worauf beruht er? Der christliche Glaube ist, wie wir an dem zweifelnden und doch so gerne glauben wollenden Thomas gelernt haben, kein schneller, unvernünftiger Glaube. Er hat eine feste Stütze, da er sonst nicht so fest und Alles überwindend seyn könnte. Und diese Stütze ist — Anschauung Gottes. Wer sein Auge offen hält für das Licht und die Offenbarungen, für die Erkenntniß Gottes, dem ertheilt gleich die erste Offenbarung den Glauben. Die schwächste Anschauung Gottes schließt schon so viel für ihn in sich, daß er Dasjenige, was er an dem göttlichen Wesen auch noch nicht schauend erkennt, doch gerne glaubt, fest davon überzeugt ist, weil schon das von ihm Erkannte ihm dafür die sicherste Gewährschaft leistet.

Die Pharisäer sahen Christus vor sich, seine Göttlichkeit war in einem Leben voll Würde, Liebe und Erhabenheit vor ihnen aufgedeckt, sie standen gleichsam mitten in der Fülle göttlicher Offenbarungen, und — was sahen sie in Christus, was wollten sie in ihm erkennen? Den Sohn Davids. Wie jetzt Tausende, ja Millionen vor Christus sich demüthigen, und ihn nicht nur als den Herrn Davids, sondern als den Herrn aller Herren, als den unendlichen Beseliger, lobpreisen und erkennen, so hätten schon damals die Pharisäer dieß vermocht, wenn sie hätten schauen wollen. Aber sie hatten Augen, und sahen nicht, sie hatten Ohren, und hörten nicht.

O wahrlich, das Reich Gottes war ihnen ſo nahe, und ſie erkannten es nicht. Der Herr der Himmel kam zu ihnen, und ſie nahmen ihn nicht auf. Und gerade ſie gebdten zu Denen, welche immer höher ſtrebten, welche des Lichtes nicht ſatt werden zu können ſchienen, welche ſich über alle Andere erhoben!

Mit einem einfachen Worte, mit einer einfachen Hinweiſung auf die heilige Schrift, in der ſie ſich ſo ſehr umgeſehen haben wollten, an welche ſie alle ihre religiöſen Ueberzeugungen knüpfen, ohne doch auf den Geiſt dieſer Schrift zu ſchauen, ſchlug ſie Jeſus. Auf dieſelbe einfache Weiſe könnten alle Diejenigen ihrer Blindheit überwieſen werden, welche zum Himmel um Seligkeit aufſehen, und die Erde, das irdiſche Leben keines Blickes würdigen.

Was uns der Anblick Gottes von Angeſicht zu Angeſicht einſt im Himmel ſeyn wird, das muß uns hier auf Erden der Anblick Chriſti, die Betrachtung ſeines Lebens ſeyn. Wer Gott in Chriſtus nicht erkannt, nicht die volle Anſchauung der Göttlichkeit Chriſti bereits genoſſen hat, hat noch kein Auge für die unverhüllte Herrlichkeit des Herrn. Die wahre geiſtige Anſchauung Chriſti und ſeines Lebens genießt aber nur Derjenige, welcher in den Geiſt ſeiner Worte und Handlungen eindringt, von ihm den Willen des Vaters vollbringen lehrt. Darum ſchätzte Jeſus den Glauben an Ihn ſelbſt und ſeine Wunder ſo hoch. Wer nicht an Chriſtus glaubte, ſeinen Worten und Thaten nicht vieles Vertrauen ſchenkte, der hatte ja noch kein Auge für das Göttliche, der verſchloß ſein Herz demſelben.

XXXXVII.

Der achtzehnte Sonntag nach Pfingſten.

Das höchſte Wunder.

Matth. IX., 1—8.

Die chriſtliche Hoffnung iſt, wie der chriſtliche Glaube, Anſchauung Gottes, und beruht auf ihr. Wer nicht die ſichere Ueberzeugung in ſich trägt, daß in Gott die unendliche Quelle alles Guten und aller Seligkeit enthalten ſey, der hat das Göttliche, wie immer es ſich ihm geoffenbaret haben mbge, nicht mit Ernſt betrachtet, hat noch keine Anſchauung von dem Göttlichen, nicht einmal die anfänglichſte, geringſte. Denn wer nur einmal eine richtige Vorſtellung von Gott gefaßt hat, erkennt in ihm nothwendig die Summe aller menſchlichen Hoffnungen, erwartet von ihm den ewigen Frieden.

Eben ſo endlich iſt es mit der chriſtlichen Liebe. Sie ſetzt Erkenntniß voraus und geht aus ihr hervor. Sie wächst mit der Erkenntniß. Die wahre Liebe zu Gott muß ihren Grund in dem Bewußtſeyn haben, daß in Gott Alles ſich vereinige, was der Liebe werth iſt, daß er der Ewiggute, das vollkommenſte Weſen ſey. Die Erkenntniß iſt aber geiſtige Anſchauung.

Anſchauung Gottes iſt die ſelige Freude, die wir über Alles, was gut iſt, empfinden. Durch die Menſchwerdung Jeſu Chriſti und ſein Leben auf Erden iſt dieſe Anſchauung hienieden um ſo viel reiner und vollkommener geworden, als

ſie in Vergleichung mit dem irdiſchen Leben es jenſeits ſeyn wird.

Ein ununterbrochener Blick auf Gott, der ſich ihm immer deutlicher offenbart, ſey daher das Leben des Chriſten! Jede Minute wird ihm dann einen höheren und ſeligeren Vorgenuß des jenſeitigen Lebens, und des für dort ihm vorbehaltenen Anblickes der Gottheit von Angeſicht zu Angeſicht, gewähren.

Die Worte Jeſu an den redlichen Nathanael, und an Diejenigen, die ihn bei dieſem Geſpräche umgaben: „Ja, ich verſichere euch hoch und theuer, von nun an werdet ihr den Himmel offen, und die Engel auf und nieder ſteigen ſehen über dem Menſchenſohne! — ſie werden an jedem ſolchen wahren Chriſten in Erfüllung gehen.

So nahe die zur Zeit des Erlöſers lebenden Menſchen, und auch jetzt noch alle wahren Chriſten dem Erlöſer ſtehen, eben ſo nahe ſteht der wahrhaft Erlöste dem Himmel. Denn genießt er nicht hier auf Erden dieſelbe Speiſe, welche der Menſchenſohn genoß, und wovon er nach der Unterredung mit der Samariterin am Jakobs-Brunnen zu ſeinen Jüngern ſagte: „Dieß iſt meine Speiſe, daß ich den Willen Desjenigen thue, der mich geſandt hat" —?

Jeſus war dazu in die Welt gekommen, die Sünder, d. h. Diejenigen, die da den Willen ihres Schöpfers nicht thun, zu gleicher Thätigkeit zu bekehren und ſie dadurch ſelig zu machen.

Schon von ſeinem Vorläufer Johannes war er angekündigt als das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt, und das Reich Gottes auf Erden verbreitet.

In dieſem Berufe arbeitete er, da er zu dem Gichtbrüchigen in Kapharnaum ſprach: „Sey getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben!"

Dieſe durch ſeinen ſchmerzlichen Tod am Kreuze für das ganze Menſchengeſchlecht wiederholte Sünden-Vergebung

und die darin enthaltene Wieder-Vereinigung der Kinder mit ihrem Vater, von welchem ſie ſich getrennt hatten, war das eigentliche Wunder, um deſſen willen er auf Erden erſchien.

Es iſt kein Zweifel, daß jener Gichtbrüchige, welcher dieſes höchſten Wunders ſich werth gemacht hatte, das Wunder ſelbſt, das an ihm geſchah, recht tief empfand. Zwar war er gichtbrüchig, und hatte gewiß ſehr viel zu leiden durch ſeine Krankheit, er hatte gewiß ſchon oft Tag und Nacht geſeufzt über ſeine Gebrechlichkeit und ſeine Schmerzen, aber noch tiefer muß er den Druck der Sünden empfunden haben, der auf ſeiner Seele laſtete, er muß voll Reue und voll Sehnſucht geweſen ſeyn, davon befreit zu werden, er muß bei dem Anblicke Jeſu viel inniger den Wunſch und den Glauben gehabt haben, in ihm den Heiland ſeiner Seele, als den Arzt ſeines Leibes zu erblicken. Ohne Zweifel zog er es im Innerſten ſeines Herzens vor, noch länger die Leiden ſeines ſiechen Körpers, als den Druck ſeiner kranken Seele mit ſich herumzuſchleppen. Wäre all' dieß nicht vorhergegangen, ſo würde Jeſus, der Göttliche, welcher in dem Innerſten der Herzen las, und mit Jedem nach dem Maaße ſeiner Geſinnung und ſeines Glaubens verfuhr, nicht mit den einfachen, himmliſch ſchönen und bedeutungsvollen Worten ihn empfangen haben: „Sey getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben.“ Dieſe laut ausgeſprochenen Worte bildeten gleichſam nur die Antwort auf eine von dem Gichtbrüchigen in geheimer Ehrfurcht dem Heilande vorgebrachte Bitte, den Troſt auf eine im Stillen vor Jeſus gebrachte ſchmerzliche Klage.

Hienach können wir die Wirkungen beurtheilen, welche die Worte Jeſu an dem Gichtbrüchigen hervorbringen mußten. Sie befreiten ihn von einer Qual, die ſelbſt die Schmerzen einer langjährigen, höchſt empfindlichen Krankheit ſo unendlich überwog, ſie gaben ſeiner Seele das volle, reine, himmliſche Leben, das Leben in Gott, wieder, das ſie noch

viel weniger entbehren konnte, als der gebrechliche Leib der von ihm gewichenen Gesundheit und eines ungestörten, schmerzlosen irdischen Lebens.

Er vergaß in diesem Augenblicke nothwendig alles Leiden seiner Krankheit, jeden anderen Schmerz, und fühlte sich selig, unendlich selig in dem ihm wiedergeschenkten Leben seiner Seele. Was war für ihn der Anblick Jesu, nachdem derselbe die verzeihenden Worte zu ihm gesprochen hatte!

Wir könnten uns diese Frage leicht beantworten, wenn wir auch die Antwort darauf nicht in dem Verlaufe des heutigen Evangeliums fänden. Leider nöthigten der Unglaube und die Verstocktheit der Pharisäer, welche die Zeugen dieses Wunders waren, den Heiland, diese Antwort selbst zu geben.

Die Pharisäer, welche in jenem Augenblicke um Jesus und den Gichtbrüchigen umherstanden, waren ganz anderen Sinnes und Herzens, als Letzterer. Wohl hätten sie gleich ihm, ja selbst in noch höherem Grade, die Heilung der Seele bedurft, sie hätten alle Ursache gehabt, mit derselben Inbrunst und Demuth, wie der Gichtbrüchige, das an ihm vorgegangene Wunder für sich selbst zu erflehen. Jesus hatte sich ihnen und Allen, die um ihn waren, längst so zu erkennen gegeben, daß sie eben so leicht wie der Gichtbrüchige seine Macht zur Vergebung der Sünden und seine göttliche Natur einsehen konnten, und auch eingesehen haben würden, wenn sie nur wie Jener das Bedürfniß ihrer Heilung empfunden, und überhaupt Verlangen nach dem Leben der Seele gehabt hätten. Aber darin lag eben ihre Bösartigkeit und Verstocktheit. Sie waren in das Irdische versunken, und wollten nichts von dem himmlischen Reiche wissen, darum verschmähten sie nicht nur die wunderbaren Wohlthaten Jesu, sondern haßten ihn sogar, und verfolgten ihn als ihren Feind, indem sie lediglich ihre niedrige, verworfene Denkungsweise an ihm übten. Auch jetzt waren ihnen die Worte Jesu, deren Wahrheit und Gehalt sie nicht anerken-

nen wollten, und welche ſie nach dem ihnen allein gewöhnten rein irdiſchen Maaßſtabe beurtheilten, ein Dorn im Auge. Sie ſahen ſcheel auf ihn, und betrachteten ihn als einen Läſterer Gottes, als einen Menſchen, der ſogar Gottes Macht ſich anmaße, nur um über ſie, die ſich ſelbſt ſo hoch dachten, zu erheben. Die himmliſchen Worte Jeſu gaben ihnen, wie es bei verdorbenen Menſchen immer der Fall iſt, nur Stoff zu böſen und wahrhaft gotteslästeriſchen Gedanken. Jeſus hielt es ihnen vor und ſagte: „Warum denket ihr Böſes in eurem Herzen?“ Nachdem er dieſes zu ihnen geſagt hatte, wandte er ſich nun ganz zu ihnen, und verfuhr mit ihnen auf ihre Weiſe. Er gab ihnen eine ſinnliche Anſchauung Gottes und der Macht desſelben, die ſich an ihm verklärte, da ſie der inneren Anſchauung widerſtrebten. „Was iſt leichter ſagen,“ fuhr er fort, „Dir ſind deine Sünden vergeben, oder ſagen: Steh' auf, und geh'!“ Damit ihr aber wiſſet, daß des Menſchen Sohn auf Erden Macht habe, die Sünden zu vergeben, ſo — ſprach er zu dem Gichtbrüchigen — „ſteh' auf, und nimm dein Bett, und geh' in dein Haus!“ Der Gichtbrüchige ſtand auf, nahm ſein Bett, und ging in ſein Haus — genau nach den Worten Jeſu.

Hiemit lag es am Tage, daß auch die Worte, welche Jeſus vor dieſer wunderbaren Heilung zu dem Gichtbrüchigen geſprochen, und worin er ihm die Vergebung ſeiner Sünden angekündigt hatte, keine leeren und vergeblichen Worte geweſen ſeyen. Denn es war kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Derjenige, welcher die ſichtbare außerordentliche That zu vollbringen im Stande war, nicht auch die unſichtbare wirklich zu vollbringen vermocht habe. Den Phariſäern konnte ſelbſt bei ihrer Verſtocktheit und Bösartigkeit kein Zweifel mehr bleiben über die Göttlichkeit Desjenigen, der, ſo Außerordentliches verrichtend, vor ihnen ſtand. Wider ihren Willen war das Göttliche ihnen ſichtbar geworden, und die ſchimmernden Strahlen desſelben drangen in ihr Auge, —

allein sie wendeten es ab davon, und zogen freiwillig die Nacht dem Lichte vor. Von dem gemeinen Volke, das zugegen war, erzählt das heilige Evangelium, daß es bei dem Anblicke der plötzlichen Heilung sich gefürchtet und Gott gepriesen habe, von welchem diese außerordentliche Macht kam. Das Volk widerstrebte also nicht den durch den Anblick des Göttlichen in ihm erregten Gefühlen, sondern überließ sich denselben, indem es anfing, den Herrn zu fürchten und von Dank und Preis des Göttlichen erfüllt zu werden. Gewiß bei Vielen knüpfte sich daran allmählig eine reinere, vollkommenere Anschauung Gottes, gewiß Viele wurden dadurch in ihrem Innern dem Gichtbrüchigen ähnlich, es erwachte in ihnen ein ähnliches Vertrauen zu Jesus, ein ähnlicher Wunsch nach Seelenheilung, die vielleicht ohne Worte, ohne eine äußere Erscheinung von dem Heilande ihnen gewährt ward.

Hätten die Pharisäer blos einer göttlichen Offenbarung, einer Anschauung des Göttlichen **bedurft**, und ihr nicht vielmehr widerstanden, hätten sie nur irrig, und nicht vielmehr **böse** von Jesus gedacht, so hätte ihnen Jesus auf eine ganz andere Weise, nämlich an ihrem eigenen Innern, die Kraft seiner Worte bewiesen. Er würde auch zu ihnen gesagt haben: Seyd getrost, eure Sünden sind euch vergeben! Aber freilich, dann würden sie auch in einem ganz anderen Verhältnisse zu Jesus gestanden seyn, sie würden ihre Sündhaftigkeit empfunden und eben dadurch das Göttliche an Jesus wahrgenommen haben. O, den Glauben, wo das Herz dazu geneigt war, wußte Jesus so leicht zu erwecken und zu beleben, — durch seine bloße Erscheinung, durch eine kurze Unterredung, auf tausenderlei andere Weisen, ohne außerordentliche Thaten.

Als Erlöser, als **Sündenvergeber** für die ganze Menschheit ist Jesus vorzugsweise Stifter des himmlischen Reiches auf Erden. Vor Allem an dem reuigen Sünder gewahrt man ja, wie viel Himmlisches die Seele schon hier auf Erden zu genießen fähig sey. Der reuige Sünder erkennt

es tief und mit Schaudern, was dieſes Leben ihm ſeyn könnte, wenn nicht er ſelbſt durch ſeine ſündhafte Geſinnung es herabgewürdiget haben würde. Er ſieht es klar ein, welcher ſchon hier auf Erden zu übenden Kraft er durch ſeine Sünden ſich beraubt habe, nämlich der Kraft, ein Himmelsbürger zu werden, an welchem der Tod nichts verwandelt, als daß er ihn befreit von dem hemmenden Staube. Wer dem Geiſte nach nicht ſchon hier dem Himmel angehört, weſſen eigentliches Seyn und Leben nicht ſchon hier auf Erden himmliſcher Art iſt, dem bringt auch der Tod nichts Himmliſches, und es iſt der ſterbende Menſch einer Pflanze zu vergleichen, die aus der Knoſpe an den hellen freien Tag hervorbricht; was nicht ſchon im Keime lag, was nicht ſchon die Knoſpe gekräftigt hat, kann ſich auch nicht entwickeln, und der helle, freie Tag wird nur dann ſegnend die Pflanze umathmen, wenn ſie unverſehrt und lebensfriſch, ihrer Schöpfung für die Sonne entſprechend, aus der Hülle hervorgegangen iſt.

Himmliſche Kraft und himmliſches Leben iſt es alſo, was die Sünden-Vergebung in dem Sünder wiederherſtellt; durchaus himmliſche Gefühle ſind es, welche ihn von nun an wieder erfüllen. Und die Seligkeit des begnadigten Sünders vergißt im erſten Augenblicke wahrhaft Himmel und Erde, er freut ſich nur der erhaltenen Gnade, und lebt in ihr. Er kennt keinen Druck der Erde mehr, da die Sünde von ihm genommen iſt, und wenn er nicht ſelbſt wieder dieſen Druck auf ſich ladet, ſo kann er nun immer mehr für den Himmel leben und himmliſch geſinnt werden, bis der Tod ihm in voller Glorie den Himmel offenbart, den er dadurch ſich bereitet hat.

Der heilige Apoſtel Paulus ſchreibt:

„Wie Chriſtus durch die herrliche Macht des Vaters von den Todten auferſtanden iſt, ſo müſſen wir auch jetzt ſchon im erneuerten Leben wandeln. Laſſet euch nur das, was droben iſt, — nicht, was auf Erden iſt, im Sinne und am Herzen liegen!“

Wie werth sind diese Worte, überdacht zu werden! Nicht wo unser Leib, wo unser Geist ist, da ist unser Leben.

„Wer für den Geist säet", fährt Paulus fort, „wird vom Geiste ewiges Leben ernten. Wir heften unsere Blicke nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Unser Wandel ist im Himmel." —

So ist es denn der eigentliche Segen des Christenthumes, daß es die Erde und unser gegenwärtiges Leben für immer mit dem Himmlischen verknüpft, oder vielmehr, daß es uns die Augen geöffnet hat, zu sehen, wie das Himmlische von Gott in uns selbst gelegt, und es zu allen Zeiten und an allen Orten unser eigentliches Leben sey, dieses Himmlische zu erkennen, es zu empfinden und zu genießen.

Alles ist dadurch verändert auf Erden, da uns zugleich die Kraft gegeben ist, immer und ganz mit dem Himmlischen uns zu beschäftigen. Ja, alle irdischen Verhältnisse selbst sind darauf angelegt, hiezu als Mittel zu dienen. Wie Jesus mit seinen Jüngern durch die Thäler und auf den Bergen der Erde wandelte, und ihnen überall das Göttliche wies, und ihnen in Allem, gleichsam wie in einem Spiegel, seine und des Vaters im Himmel Verklärung und Offenbarung aufdeckte, so daß sie, mit ihm wandelnd, ihn immer besser erkannten, so jetzt noch findet der Christ, wohin seine Schritte in diesem Leben ihn führen, den Herrn und Heiland, vernimmt seine Worte, sieht seine Thaten, lernt ihn immer besser erkennen, und jeder Ort wird ihm ein Schauplatz des Göttlichen. Glaubend, hoffend, liebend durchwandelt er schon hier einen Himmel, den der Tod nur erweitert und neuen Unendlichkeiten, neuen Unaussprechlichkeiten entgegenleitet. Immer ist der Herr uns Alles, immer gibt er uns Seligkeit im Uebermaaß.

XXXXVIII.

Der neunzehnte Sonntag nach Pfingſten.

Das hochzeitliche Kleid.

Matth. XXII., 2—14.

Betrachte das Leben himmliſch, und du wirſt den göttlichen Frieden finden! oder vielmehr, wie Jeſus es ausdrückt: Suchet nur das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, ſo wird Alles, was ihr bedürfet, euch zugegeben werden!

In welche Gedanken, in welche Worte er ſie auch kleiden möge, es ſoll wenigſtens Jeder dieſe Betrachtung, die ſo unmittelbar aus der chriſtlichen Geſinnung hervorgeht, und durch die heiligen Evangelien uns ſo nahe gelegt iſt, bei ſich anſtellen, wie denn auch ein Jeder dazu fähig iſt.

Da iſt der Punkt, wo unſere Betrachtung in Thätigkeit, in ununterbrochene, begeiſterte, ſelige Thätigkeit übergeht, wo die Worte in Leben, die Geſinnungen in Thaten ſich verwandeln. Mit Jeſus ſollen wir leben, und, ſeinen Jüngern ähnlich, die ſo treu und liebevoll an ihm hiengen, nur Ihn erblicken, nur Ihm uns zuwenden, nur mit Ihm uns beſchäftigen. Jeſus war für die Apoſtel der Inhalt dieſes Lebens, und ſoll es auch für uns ſeyn. Nachdem Jeſus vom Tode auferſtanden war, gab es für die Apoſtel hienieden nichts Wandelbares mehr; Er, der ihnen Alles war, und welcher ſich ihnen ſelbſt als das Höchſte zu erkennen gegeben hatte, war nun für immer bei ihnen. In Ihm, dem vom

Tode Erſtandenen und Ewiglebenden, lebten ſie ewig. Darin ſollen wir ihnen gleich ſeyn.

So mannigfaltig das irdiſche Leben für uns ſeyn mag, und ſo viele Schranken es uns auch ſetze, — wenn wir nur überall den Heiland als Mittelpunkt erkennen, überall ſeine führende Hand erfaſſen, ſo kann es uns nicht verwirren, wir ſchreiten ſicher und den rechten Weg hindurch.

Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! — das ſey die Weihe, womit wir unſer Leben in Wahrheit zu einem himmliſchen umwandeln, es durch den Sieg des Himmliſchen verklärend!

Jeſus vergleicht in dem heutigen Evangelium, wie mehrmals, das Himmelreich einem hohen königlichen Feſte, führt aber das Gleichniß weiter aus, als bei anderen Gelegenheiten. Gerade in dem heutigen Evangelium eröffnet er uns alſo einen beſonders weiten Blick in die Zukunft, welcher unſere Betrachtung am Beſten zu bekräftigen im Stande iſt.

Wir ſehen hier Denjenigen, welcher den Ruf zum Himmel, zur ewigen Seligkeit hienieden zwar vernimmt, und gewiſſermaſſen auch darauf achtet, aber die gegenwärtige Zeit, das Leben auf Erden, mit der Ewigkeit gar nicht oder doch nicht auf die gehörige Weiſe in Verbindung bringt, als einen Menſchen vorgeſtellt, welcher ohne Feierkleid, ohne hochzeitliches Gewand zu dem königlichen Mahle kömmt.

Mehr als Eine Lehre iſt es, die wir daraus ſchöpfen ſollen, und wodurch wir in unſeren Betrachtungen beſtärkt, darauf zurückgeleitet werden.

Das Leben hienieden iſt nicht blos die Einladung, der Ruf zu dem himmliſchen Feſte, ſondern auch ſchon die Zeit des Feſtes. Wir ſind berufen, ſogleich zu kommen; eilends ſogar (denn wahrlich, eine kurze Zeit iſt dieſes Leben!) müſſen wir uns in den Stand ſetzen, dabei zu erſcheinen. Ja, vielleicht ſchon in wenig Augenblicken haben wir keine Muße mehr, dieß zu beſorgen. Wie thöricht handeln wir, wenn wir in unſerer Sehnſucht nach dem Feſte es verſäumen, die

festlichen Gewänder zu empfangen, welche uns dargeboten werden, und ohne welche wir bei dem Feste nicht erscheinen können!

Die Erde schmückt den Menschen für den Himmel. Das ist eine eben so schöne und liebliche, als große Wahrheit, die man recht zu Herzen nehmen sollte. Ist denn all' dieß, was wir da auf Erden sehen und finden, wirklich werth, ein Schmuck zu seyn für den Himmel? Kann denn das Unvergängliche mit Vergänglichem geschmückt seyn? Wenn wir Alles betrachten, was wir auf Erden finden, so ist es doch nur ein Schmuck für die Erde, ein Schmuck für die leichtgläubigen Sinne, — wie kann daraus ein Schmuck für den Himmel gezogen werden? — Freilich wird Alles auf Erden ein ganz anderes Ansehen gewinnen, wenn wir dem himmlischen Schmucke, den sie bietet, nachforschen. Da werden Paläste voll Gold und Silber, das kostbarste Geschmeide und die reichsten Schätze in den Staub hinabsinken und ihren Glanz verlieren, und Das, was bisher dunkel und vergessen war, wird leuchten gleich der Sonne. Der niedrigste Bettler, der in seinen armseligen Lumpen einherschreitet, trägt vielleicht jenen Schmuck des Himmels, vor welchem alles Gold und Silber der Erde verschwindet. Und dieser Schmuck ist — wahre, feurige, liebevolle Erkenntniß Gottes. Er hat die Erde, und Alles, was darauf ist, so ernst und aufmerksam betrachtet, daß die wunderbare Hand Gottes, des Schöpfers, in allem Geschaffenen sich ihm enthüllt hat; er hat daraus sich selbst, das wunderbarste und göttlichste Geschöpf auf Erden, kennen und verstehen gelernt; sein Geist hat die menschlichen Verhältnisse so genau aufgefaßt und so innig durchdrungen, daß er darin die himmlische Nahrung der Liebe, den sichersten Führer zur Vervollkommnung gefunden, — lauter Schmuck, welcher verborgen liegt, und nicht ergründet werden kann, als durch fortgesetzte, angestrengte Betrachtung. Das ist die ächte Vorbereitung auf das himmlische Fest, die wahre Freude und Theilnahme daran, während Diejenigen,

die nur immer und immer über dieſes Leben hinausſchauen und nach dem Feſte ſeufzen, es gar nicht wiſſen, was ſie glauben, hoffen und lieben, und das himmliſche Leben auf gar keine andere Weiſe zu würdigen vermögen, als indem ſie ſich eine Erlöſung aus dem gegenwärtigen, für ſie leeren und drückenden Leben darunter denken. Dieſe Letzteren werden es einſt einſehen, was ſie verſäumt haben. Vor der Frage des Weltrichters werden ſie verſtummen, wenn ſie es nun ſelbſt an ſich gewahren, daß ſie zu dem himmliſchen Feſte nicht paſſen, daß ſie nicht geſchmückt ſind für dasſelbe, nicht werth desſelben. Da werden ſie wünſchen, nicht ſo oft gefragt zu haben: wann kömmt die Zeit des Feſtes? — ſondern vielmehr: werde ich doch auch gewiß hinreichend geſchmückt ſeyn, wenn ich nun bei dem Feſte erſcheinen muß, und werde ich mich nicht ſelbſt verſpäten?

Der König der Könige iſt es, welcher das Feſt bereitet. Er wird kommen, die verſammelten Gäſte zu ſehen, und von Demjenigen, welcher mit keinem hochzeitlichen Kleide geſchmückt iſt, wird es offenbar werden, daß er wohl an das Feſt, nicht aber an den König der Könige gedacht habe. Er iſt nicht werth des von demſelben bereiteten Feſtes.

Wie ſchon an dem feſtlichen Kleide, womit er geſchmückt iſt, der zu dem Feſte geladene Gaſt, ſo wird jenſeits, vor dem Throne der ewigen Wahrheit, eine jede Seele an ihrer offenen und unverhüllten Geſinnung erkannt werden. Die tugendhafte und göttlich geſinnte Seele wird das ſtrahlende Zeichen des himmliſchen Lichtes und der himmliſchen Seligkeit in ihrem ganzen Weſen an ſich tragen, wie die laſterhafte und gottloſe das der Finſterniß und der Verdammung. So werden die Kinder des Lichts von den Kindern der Nacht ſich ſondern, noch vor dem Ausſpruche des ewigen Richters.

Es erklärt ſich dadurch der ſo bezeichnende Ausdruck des heiligen Apoſtels Paulus an die neuen Chriſten: „Ihr müſſet den Herrn Jeſum Chriſtum anziehen!“ Das Chriſtenthum ſoll unſer Schmuck ſeyn für den Himmel, und

nicht blos äußerlich, nicht blos unter den Menſchen ſollen wir daher Chriſten ſeyn und heißen, ſondern unſere Seele ſoll durch und durch chriſtlich, als ſolche dereinſt nicht zu verkennen ſeyn. Wenn wir dieß uns angelegen ſeyn laſſen, ſo dringt auch ſchon hier auf Erden der innere Schmuck durch die Hülle, und als himmliſch Geſchmückte wandeln wir hienieden.

Darin ſoll vor Allem unſere Liebe zu einander beſtehen, daß wir uns bei dem dringenden, und doch mit Ernſt und Genauigkeit zu vollführenden Geſchäfte des Schmückens für den Himmel wechſelſeitig an die Hand gehen. Die wahre Liebe ſchmückt nicht blos den Leichnam, ehe er in's Grab geſenkt wird, mit Blumen, ſie ſchmückt auch das Leben des noch in der Hülle Verweilenden mit himmliſchen, unvergänglichen Kränzen.

Was thun doch Diejenigen, die da ihre Seele an irdiſchen Tand hängen, ſich böſen Geſinnungen und Begierden hingeben, und liebloſe Thaten verrichten? Sie waren ſchon faſt geſchmückt für den Himmel, ſie hatten das hochzeitliche Kleid ſchon angelegt, und werfen den Schmuck wieder von ſich, legen das Gewand beiſeite! Hat ſich ihr Sinn von dem himmliſchen Feſte gewendet? Wollen ſie ſich unter die Zahl Derjenigen miſchen, welche gar nicht oder doch gleichſam ſpottend zu dem Könige der Könige ſich begeben?! — O, von ihnen wird das Wort gelten: Sie wußten nicht, was ſie thaten!

Und zum Schluſſe auch hier wieder ein tröſtendes Wort, das dem Leidenden in ſeinen Drangſalen begegnet, — in ſeinem tiefen Kummer und ſeiner ſcheinbaren Verlaſſenheit, um derentwillen das Leben am meiſten geſchmäht, dem himmliſchen Leben als gerade und durchaus entgegengeſetzt betrachtet wird! Der Leidende ſammelt den ſchönſten Schmuck für den Himmel. Denn wer zieht ſo, wie der Dulder, nach dem Ausdrucke des Apoſtels den Herrn Jeſum Chriſtum an? Zu dem mit ihm Gekreuzigten, da derſelbe ſich glän-

big und vertrauensvoll zu ihm wandte, sprach Jesus ja das erste Wort des Heiles und des himmlischen Lebens, und reichte schon in seinem tiefen Elende ihm die schimmernde Krone des Himmels.

Bedenken wir es übrigens recht: Es ist kein todter, vergänglicher Schmuck, gleich den Kostbarkeiten dieser Erde selbst, sondern ein ewiger, unvergänglicher Schmuck ist es, den wir für den Himmel uns erwerben sollen! Er ist ein höheres Leben der Seele, das diese gleich wie den Athem des Hienidens in sich saugt, wenn sie das Leben hienieden als ein himmlisches aufnimmt. Wir fühlen, wie es unser Inneres durchströmt, schon bei jedem guten Gedanken. Eine Erinnerung an dieses höhere, reinere, unvergängliche Leben genügt, uns in jedem Augenblicke über allen Staub der Erde zu erheben, Alles um uns her mit himmlischem Lichte zu bekleiden, und uns die Quelle der göttlichen Kraft und Liebe zu eröffnen, an die wir bei dem Eintritte in dieses Leben schon gewiesen worden sind, aus welcher wir auch so oft seitdem geschöpft haben.

Möchten wir nie so leben, daß dieses Bewußtseyn, diese Erinnerung des höheren, himmlischen Lebens in uns verwischt werde! Möchte besonders jeder dem Herrn vor anderen geweihte Tag uns mit solchem Leben erfüllen, — in den stillen, heiligen Hallen der Kirche, wo der Athem des Himmels weht! Möchte die innige, kindliche, friedliche Sehnsucht danach, die freudige Begeisterung, wie sie jetzt aus der Betrachtung des unendlich reichen, unschätzbaren göttlichen Wortes in unsere Herzen dringt, bei jeder wiederholten Betrachtung in neuer Fülle sich uns mittheilen!

Möchten diese Worte wahre, warme, volle Empfindung des göttlichen Wortes, eine herzliche und fromme Unterredung über die Lehre und das Leben Jesu, und auf diese Weise eine unvergängliche Stütze unseres geistigen Lebens seyn! Möchten sie jeden unserer Tage auf Erden mit ächtem himmlischem Schmucke bekleiden!

Das iſt Gebet im Geiſte und in der Wahrheit: himmliſch leben. Es iſt ein Gebet, das nie aufhört, und das immerwährend erhört wird. Zu ſolchem Gebete wollen wir uns vereinigen, ſo wollen wir beten.

Solches Gebet iſt auch für Diejenigen, die an dem Leben Eckel haben, die ſich darüber erheben möchten, und falſche Begierde nach Seligkeit in ſich tragen. Sie werden darin ihre Ruhe und ihren Troſt finden. Denn wo ſo gebetet wird, da ſtimmen auch die Engel ein, und rufen ihr Halleluja.

„Wahrhaftig, ich ſehe den Himmel offen, und den Menſchenſohn zur Rechten Gottes ſtehen!“ rief der heilige Märtyrer Stephanus, als er von dem Geiſte Gottes, der in ihm lebte, zu den gottloſen Juden ſprach.

Und Jeſus betete in der angſtvollen Stunde vor ſeinem Leiden: „Das iſt ewiges Leben, daß ſie Dich erkennen, den einzig wahren Gott, und Ihn, den Du geſandt haſt! Ich bitte nicht, daß Du ſie von der Welt hinwegnehmeſt, — ſondern daß Du ſie vor dem Böſen bewahreſt. Heilige ſie durch die Wahrheit, Dein Wort iſt Wahrheit! Ich gebe ihnen die Herrlichkeit, die Du Mir gegeben haſt, damit ſie ſo Eines ſeyen, wie Wir Eines ſind — Ich in ihnen, und Du in Mir, und ſie alſo ganz und vollkommen Eines ſeyen, und die Welt es auch an ihnen erkennen müſſe, das Du Mich geſandt haſt, und daß Du ſie liebeſt, wie Du Mich liebeſt!

So wiederholt endlich Petrus nach der Sendung des heiligen Geiſtes über die Apoſtel und Jünger die begeiſterten Worte Davids: „Ich ſehe den Ewigen immer vor Augen; er ſteht mir zur Rechten, daß ich nicht wanke. Darum iſt mein Herz hoch erfreut, und meine Zunge ruft frohlockend: Du zeigſt mir einen neuen Weg zum Leben, und der Anblick Deines Angeſichtes wird mich für immer mit Freude erfüllen!

Dieſe Worte, welche David von dem Erlöſer ſang, bezeichnen die Herrlichkeit, die Jeſus ſeinen Erlöſten mittheilt.

Wenn dieſe Herrlichkeit recht hell und offenbar in uns würde! Das Glück und die Seligkeit, welche jeder unſerer

Schritte dann außer uns verbreiten würde, wäre ein schwacher Abglanz unseres eignen Himmels!

Gleichen wir den Aposteln an Geist und Gesinnung, schöpfen wir mit ihnen das Leben der Seele aus dem heiligmachenden Christenthume, so werden wir auch an Thaten ihnen ähnlich seyn. Wie sie, werden wir, wenn wir auch nicht Gold und Silber zu geben haben, doch Das geben, was wir haben, werden es im Namen Jesu Christi geben. Wir werden, Jeder auf seine Weise und nach dem ihm zu Theil gewordenen Berufe, Zeugen des Herrn seyn, und Jesum predigen. Wie die Apostel gleichsam ganz andere Menschen und nicht blos voll des höheren Geistes waren, sondern diese göttliche Begeisterung auch in allem ihrem Thun und Lassen deutlich sich kund gab, nachdem sie die Herrlichkeit des Auferstandenen gesehen, und er ihnen seinen Frieden mitgetheilt hatte, eben so wird es mit uns seyn.

Nie wurden die Apostel müde, zum Herrn der Himmel aufzuschauen, und sowohl äußerlich als innerlich mit ihm sich zu beschäftigen. Ihr Leben hätte keine so ununterbrochene Kette von guten und heiligen Handlungen seyn können, wenn nicht die Liebe Gottes so unauslöschlich und immerwährend in ihnen geflammt hätte. Es ist also auch von dieser Seite eine falsche, durch das Beispiel der Apostel hinlänglich widerlegte Vorstellung, als sey das menschliche Leben im Ganzen und dauernd der inneren, Alles überwiegenden Erhebung und des himmlischen Gefühles nicht fähig, sondern sey dasselbe nur eine hie und da in Stunden des Gebetes oder nach einer guten Handlung aufflammende Andacht und Entzückung, welche den Wunsch nach dem Himmel im Gegensatze zu dem irdischen Leben, das nicht einmal diese Funken höheren Geistes für lange festzuhalten vermöge, nur um so reger und natürlicher mache.

XXXXIX.

Der zwanzigste Sonntag nach Pfingsten.

Das Wort des Lebens.

Joh. IV., 46—53.

Die ächte, werthvolle Andacht, das wahre himmlische Gefühl ist ein ruhiges, sicheres, dauerndes, immer die Seele belebendes, und wenn es auch Augenblicke gibt, in welchen wir uns davon verlassen wähnen, so kehrt es nur um so reicher und tröstender, um so überzeugender und inniger in unsere Brust zurück. Gerade die besten, werthvollesten Handlungen gehen nur aus solcher tiefer und bleibender Empfindung des Göttlichen hervor; denn sie sind nichts, als ein Ausdruck desselben. Derjenige hat noch eine hohe Stufe vor sich, und kann nicht sagen, daß er das Leben himmlisch betrachte, welcher noch nicht seine ganze Thätigkeit, sein ganzes Leben dem Göttlichen weiht. Man hört so Viele, die da nicht begreifen, wie die himmlische Seele, wenn die von ihnen so genannte Thätigkeit des jetzigen Lebens hinwegfalle, Ewigkeiten hindurch mit Gott sich beschäftigen könne. Aber wo hört man einen Solchen, der diese Sprache führt, und nicht dennoch zu gleicher Zeit über die Nutzlosigkeit, Einförmigkeit, Beschränktheit des gegenwärtigen Lebens klagt, und dadurch zu erkennen gibt, daß er eine ganz andere, viel höhere und befriedigendere Thätigkeit von der Ewigkeit erwarte? Warum führen diese beiden verschiedenen Betrachtungen ihn nicht zu einem, so nahe dabei liegenden Zweifel, ob nicht gerade die in diesem

Leben von ihm gefühlte Leere aus vernachläſſigter oder zu wenig begriffener Beſchäftigung mit Gott entſtehe, und ob nicht der Verſuch, ſchon in dieſem Leben eine unerſchöpfliche Quelle der Thätigkeit, oder vielmehr, was dasſelbe iſt, einer lebendigen Befriedigung aller ſeiner Kräfte, zu entdecken, ihm die auf Jenſeits gebaute Verheißung der ewigen Seligkeit in Gott begreiflicher machen werde. Er wird dann finden, daß nur Er ſelbſt es war, der das Leben zu ſchaal auffaßte, oder von einem blinden Lärm desſelben ſich übertäuben ließ; er wird finden, daß gerade die befriedigendſte, die erquickendſte Thätigkeit dieſes Lebens, die bisher nur in Augenblicken oder höchſtens Stunden ihn beſchäftigte, ihm am Nächſten liege, daß in ihr das Weſentliche ſeines eignen Lebens gegründet ſey, und daß er ſie nur in ſich ſelbſt ſuchen dürfe, um ſie mit Sicherheit zu jeder Zeit zu finden. Er wird entdecken, daß er bisher wohl an Gott gedacht, hie und da göttliche Regungen in ſich empfunden, zu Zeiten ſein Gemüth zu Gott erhoben, aber nicht die rechte, beſtmögliche Erkenntniß Gottes durch unabläſſige Betrachtung ſich erworben, nicht aus ganzer Seele, aus allen Kräften Gott geliebt habe. Das Werthvolle ſeiner ganzen bisherigen Thätigkeit wird ſich auf ſolche göttliche Betrachtung, auf Beſchäftigung mit Gott zurückführen laſſen, und er wird dieſes eigentliche Leben, dieſe hohe Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, die ſich mit Gott beſchäftigt, nun auch in Allem finden, wo er bisher ſie gar nicht geahnt hat. Er wird ſie finden, — in ſeiner ſteten Zufriedenheit in Gott, in frommen Unterredungen von ihm, in dem ihn erfüllenden Geiſte Gottes, der eben ſo ſehr in Ruhe und Dulden, in Denken und Wollen, als in Thun und Trachten, in wohlthuender Wirkſamkeit ſich ausſpricht. Er wird mit Gedanken und Gefühlen, mit einer Lebenskraft ſich beſchäftigen, die ihm zuvor ganz verborgen geblieben war, und die er eben vermißt hatte, und wird daraus einen Schluß ziehen können auf jene Zeit, wo das Göttliche in unendlich

reiner und reinerer Anſchauung ſich uns mittheilt. Aus dem Wort des Lebens, das ſchon hier auf Erden erſchallt Denen, die nach dem Ausdrucke Jeſu nicht blos Ohren haben, zu hören, ſondern auch wirklich hören, wird er ſchon hier ein neues, himmliſches Leben ſchöpfen.

Wie oft ſprach Jeſus, da er auf Erden wandelte, das Wort des Lebens aus! Wie oft und deutlich gab er es zu erkennen, daß mit Ihm ein neues, himmliſches Leben auf Erden herabgekommen ſey! Von ſich ſelbſt ſagt er mehrmals und feierlich: Ich bin das Leben. Faſt alle ſeine Wunder beſtanden darin, daß neues Leben von ihm ausgieng.

Wir haben den Heiland als ſo wunderbaren Beleber bereits aufmerkſam betrachtet und erblicken ihn als ſolchen noch in viel anderen Erzählungen des heiligen Evangelium's, welchen jener Ausſpruch und die, gleichſam am Unmittelbarſten ſich daran anknüpfenden, eine weitere Ausführung desſelben enthaltenden, und darum dem Chriſten ſo unvergeßlichen Worte Jeſu an die ſamaritaniſche Frau bei dem Jakobs-Brunnen zur Erklärung dienen.

Namentlich die letzteren ſind aber noch in einer beſonderen, hieher gehörigen Beziehung merkwürdig, und von uns darum — in Verbindung mit dem genau dazu paſſenden heutigen Evangelium — eigens zu betrachten.

Wir können ſie demſelben vollkommen gegenüberhalten.

„Wüßteſt du, was Gott dir jetzt für ein Heil widerfahren läßt," ſagte Jeſus zu der Samariterin, „und wer derjenige iſt, der dir jetzt ſagt: gib mir zu trinken! — du würdeſt wohl Ihn darum bitten, und Er gäbe dir lebendiges Waſſer. Wer von dem Waſſer aus dieſem Brunnen da trinkt, den dürſtet es wieder. Wer aber von dem Waſſer trinkt, das Ich ihm geben will, den wird es ewig nicht mehr dürſten. Das Waſſer, das Ich ihm gebe, wird in ihm zur Quelle werden, die in's ewige Leben fortfließt."

Die Frau verstand die Rede des Heilandes nicht, und meinte, Jesus rede von gewöhnlichem Wasser und von gewöhnlichem Leben. Er ließ sie aber hierüber nicht im Irrthum, sondern gab sich ihr als den Messias zu erkennen, auf welchen ihr Inneres so sehr schon vorbereitet war, daß sie von dem Wunsche brannte, die Zeit kommen zu sehen, in welcher der von Anfang an Verhießene erschiene. Sie hatte, so weit es möglich war, schon die richtigen Begriffe von ihm, und sprach es aus, was sie von ihm erwartete, nämlich: Belehrung über Alles, was dem Menschen wichtig seyn kann, und zwar eine Belehrung in solchem Maaße und mit solcher überzeugenden Stärke, wie selbst kein gottbeseelter, heiliger Mann, kein Prophet sie zu ertheilen vermochte. Auf den Beweis seines Blickes in die geheimsten Dinge, welchen Jesus ihr gab, ehe er sich ihr als den Messias nannte, sagte sie nur: „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist!“ Dennoch nahm sie keinen Anstand, gleich darauf den Worten Jesu, daß er der erwartete Messias sey, vollen Glauben zu schenken. Die Worte: „Ich bin der Messias“, mußten also in dem Munde Jesu noch eine besondere Gewalt über sie ausüben. Worin diese Gewalt bestand, können wir uns sehr leicht denken. Wir dürfen uns nur in die Lage der samaritanischen Frau versetzen. Aus Allem, was er gethan und geredet, hatte sie den ihr gegenwärtigen Heiland bereits als einen heiligen Mann erkannt, als einen reinen und schuldlosen Mann, dem Gott sogar den Blick in das Herz des Sünders gegeben. Ein so heiliger Mann konnte kein Betrüger seyn, sondern, was er von sich sagte, das mußte sich auch in Wahrheit so verhalten, weil er sonst vor Gott nicht solche Gnade gefunden haben würde. Der Zweifel der Pharisäer, das Jesus aus der Macht des Beelzebub's so handle und rede, kam ihr nicht; denn ihr bußfertiges und redlich gesinntes Gemüth hätte sich denselben mit den Worten Jesu an die Pharisäer beantwortet, daß ja das Unheilige nicht damit umgehe, das Reich Gottes auf

Erden auszubreiten. An der Wahrheit der Rede Jesu konnte sie daher schon aus diesem Grunde nicht zweifeln. Sie erfuhr es aber auch noch an sich selbst in eben diesem Augenblicke ganz besonders, daß Jesus wahrhaft der Messias sey. Denn die Art, wie er zu ihr sagte: „Ich bin der Messias" und der hohe Werth der Offenbarung, die er gerade ihr da zu Theil werden ließ, schloßen nothwendig das Wort des Lebens in sich: „Und ich habe deine Sünden nicht nur in deinem Herzen gelesen, sondern um deiner Reue willen, die eben so offen vor mir da liegt, dir dieselben auch vergeben." Alles, was sie von dem Messias erwartete, gieng in diesem Augenblicke an ihr in Erfüllung. Jetzt mußte sie verstehen, was er von dem lebendigen Wasser zu ihr gesagt hatte, um das sie ihn bitten sollte. Er hatte ihr nun ja wirklich aus der Quelle des Heils zu trinken gegeben, die für immer den Durst löscht.

Auch in dem heutigen Evangelium spricht Jesus das Wort des Lebens. Er spricht es über einen weit entfernten Sterbenden, dessen Vater zu ihm gekommen ist, ihn um dieses Wort des Lebens zu bitten. Mehr als dem Dürstenden das Wasser ist ohne Zweifel dem Sterbenden das Leben. Mehr also, als ein lebendiges Wasser, von welchem die Samariterin Jesus reden zu hören glaubte, — das Leben selbst, gab Jesus jenem Sterbenden. Er redete nicht blos davon, sondern gab es ihm wirklich. Niemand konnte es verkennen, daß er der Herr und Geber des Lebens war. Wie erhaben stand er als solcher vor den Augen der Sterblichen da, — Er, der mit einem Worte das Leben geben konnte! Und in dieser Fülle von Macht und Herrlichkeit, in dieser Erhabenheit dastehend, das Leben gebend, war es dennoch nicht dieß, von was er sprach. Er sprach von etwas noch Höherem, von Etwas, wofür er das Leben, das er gab, nur als Bezeichnung, als Beglaubigung gebrauchte. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet", sagte er, indem er das Wort des Lebens aussprach, „so glau-

bet ihr nicht.“ Also damit sie den Glauben hinnähmen, gab er das Leben. Der Glaube also war es, welchen Er unter dem Leben, unter dem lebendigen Wasser, unter der Quelle des Heils verstand, um derentwillen sich die Menschen um ihn versammeln sollten. Der Glaube war es, womit das Herz der Samariterin sich erfüllte, da sie die Worte vernahm: „Ich bin der Messias.“ Alles, was sie [illegible]te, um zu glauben, ward ihr von Jesus zu Theil. [illegible] sie wußte: was Dem, der der Heiligste ist und das Leben gibt, höher gilt als das Leben, müsse auch in der That demselben vorzuziehen seyn. Wie viel lag in dem Worte: Glaube! Glaube an Jesus!

Er, der das Leben gibt, sagt: Glaube an mich ist mehr als Leben!

Und doch ist der Glaube an Jesus erst nur eine Hinweisung an ihn. Für Das, was dem Glauben zu Theil wird, gibt es gar keine Worte.

Dieß ist es, was wir auch an dem Sterbenden, von welchem das heutige Evangelium erzählt, noch zu betrachten haben. Das Wort des Lebens, in weiter Ferne von dem Heiland ausgesprochen, riß ihn aus dem Todeskampfe in Einem Augenblicke empor zu vollem, kräftigem Leben. Unbegreiflich mußte es ihm seyn, was mit ihm vorgegangen war, nur das Gefühl seines neuen Lebens und einer außerordentlichen, wunderbaren Einwirkung auf ihn beherrschte ihn. Stellen wir uns vor, wie nun der getröstete Vater zurückkam, die ihm entgegeneilenden Knechte befragte, und von ihnen erfuhr, daß in derselben Stunde, in welcher Jesus das belebende Wort gesprochen, seinen Sohn die Krankheit verlassen habe! Was muß der so wunderbar genesene Sohn dabei gedacht, gefühlt haben, als er den wirklichen Hergang der Genesung vernahm, als sein Vater ihm jedes Wort erzählte, das Jesus gesagt hatte? Also von daher hatte er die Heilung, das Leben empfangen, Ihm hatte er diese große Wohlthat zu danken, und dieser sein Wohlthäter hatte es zum

Zweck des Wunders gesetzt, an Ihn zu glauben! Das heilige Evangelium fügt ausdrücklich seiner Erzählung bei: „der Vater glaubte mit seinem ganzen Hause.“ Sie sahen ja jetzt ein, daß der Ruf des Heiles, welcher durch Jesus im ganzen Land umher erscholl, ein Ruf zum Leben des Glaubens sey. Sie ließen sich also hinweisen an Jesus, an die ferneren Worte und Gaben desselben. Und Jesus eröffnete Jedem, der einmal an ihn glaubte, eine unerschöpfliche Quelle des Heiles in seinem Innern.

Auch jener König von Kapharnaum und sein Haus erfuhren es demnach, gleich dem samaritanischen Weibe, daß Jesus der Messias sey. Sie erfuhren es, daß Jesus ihnen als Messias noch weit mehr sey, als ein bloßer Geber des Lebens, oder vielmehr: daß er ihnen noch in einem viel höheren und bedeutenderen Sinne Geber des Lebens sey.

In den weitesten Kreisen ist jetzt, unter uns Christen, Jesus als Geber des Lebens und als Messias offenbar und verherrlicht. Wir alle erkennen es, und leuchtend steht es überall geschrieben, daß jeder Athemzug von Ihm uns zukömmt, alles Leben von ihm ausgeht, wir empfangen Alles gleichsam sichtbar aus seinen Händen, sind Alles durch ihn, — und dennoch glauben wir so wenig, oder doch mit so wenigem Ernst an ihn!

Wie oft spricht der Christ den Namen Jesus aus, und ach wie meistens so leichtsinnig! Wie oft fühlt er sein Leben, die Gabe Jesu, ohne daß es ein Leben des Glaubens ist!

So gewiß wie unser Leben ist die Wahrheit der christlichen Lehre, und es gibt kein ächtes, vollkommenes Leben ohne sie. Beide fließen sie aus einer und derselben Quelle. Wie können wir so leicht und sorglos darüber hingehen?

Nur Eines ist noth in unserem ganzen Leben, und wir befolgen so Vieles, nur gerade — dieses Eine nicht! Von allen Seiten und in allen möglichen Gestalten betrachten

wir das Leben, nur gerade — von dieser Einen Seite, in dieser Einen Gestalt nicht!

Wir sind es, denen überall und gleichsam mit der Stimme von Jahrhunderten Jesus rufend begegnet: Ich bin der Messias. Und wir — hören es nicht! Noch immer verstehen wir es nicht, daß das Leben nichts ist, wenn wir nicht um des Glaubens willen leben, wofür es uns gegeben ist, daß aber der Glaube das Leben zu einem himmlischen macht, nach den Worten Jesu: „Das wahre Himmelbrod ist Derjenige, der von dem Himmel gekommen ist, und der Welt das Leben gibt."

Jesus ist das Brod des Lebens, und dieses Brod ist uns in unendlicher Fülle schon hier gegeben. Wer zu Jesus kommt, den wird es nie hungern, ihm wird das Leben nicht leer und schaal seyn. Wer an Jesus glaubt, hat das ewige Leben. Wie Jesus von dem Vater, dem Urquell des Lebens, gesandt ward, und durch den Vater lebt, so wird auch, wer Ihn in sich aufnimmt, von diesem Augenblicke an in Ihm leben.

Zum Himmel gewandt, und mit frommer Sehnsucht und Verlangen emporschauend, wandelten die Altväter auf Erden, deren Nahrung die Verheißung der Ankunft des Messias war. Die wirkliche Erscheinung des Messias und die Stiftung seines göttlichen Reiches auf Erden gab den frommen Blicken, den herzlichen Wünschen eine andere Richtung. Nicht mehr die Wolken, nicht mehr die Gräber sind es, über welchen wir das Himmlische erst finden werden, über welchen jede Verheißung erst in Erfüllung gehen soll, — nein, Unendliches ist an uns schon in Erfüllung gegangen, und wir nicht im Stande, alle die Segnungen zu erschöpfen, die jetzt, nicht mehr als bloße Verheißungen zwischen die Wiege und den Sarg gelegt sind, — der Blick auf Jesus enthält zugleich den Anblick unserer erfüllten und unserer noch zu erfüllenden Hoffnungen.

L.

Der einundzwanzigste Sonntag nach Pfingsten.

Die Stimme der Vergebung.

Matth. XVIII., 23—35.

Wenn wir Jesus suchen, wo können wir hinsehen auf Erden, wo uns hinwenden, wo wir ihn nicht fänden? Und wenn wir ihn gefunden haben, so — erwägen wir es doch recht! — vernehmen wir das Wort des Lebens, des wahren und ewigen Lebens.

Jesus ist dazu auf die Welt gekommen, alle Menschen dieses Wort vernehmen zu lassen. Jeder Christ weiß dieß, und glaubt auch, daß Jesus ihn darum das Wort des Lebens vernehmen lasse, auf daß er ewiges Leben daraus schöpfe. Wir kennen das schreckliche Loos Derer, welchen das Wort des Lebens nicht zur Quelle des ewigen Lebens wird, und welche von dem lebendigen Wasser, das Jesus darreicht, niemals trinken. Sie gehören zu den Verlorenen, zu den Verworfenen. Sie haben keinen Theil an den unendlichen Hoffnungen, weil sie keinen Glauben und keine Liebe haben. Unsere Seele schaudert bei diesem Gedanken, und wir dürsten nach der Quelle des Heiles. Das also wissen wir, daß wir aus der Quelle des Heiles zu trinken haben. Aber wann? Wann wird diese Quelle anfangen, für uns zu fließen? Wenn dieß schon hier auf Erden der Fall ist, so beginnt auch schon hier für uns die Quelle der Seligkeit, und dieses Leben bildet Eines mit dem Leben jenseits des Grabes, wie eine fortrin-

nende Quelle, sey es auch, daß sie noch so mächtig im Laufe sich erweitert. Wenn aber nicht, wenn das ewige Leben und die ewige Seligkeit erst jenseits beginnen, wie Diejenigen nothwendig glauben, welche das Leben beseufzen und bejammern, und den Tod in keiner anderen Gestalt, denn als ihren Erretter kennen, was haben diese für ein Geschäft auf Erden? Wie erwerben sie hier die dereinstige Erfüllung ihrer Hoffnungen? Man wird und kann nur Eine Antwort von ihnen hören. Sie leiden nämlich mit Jesus, nach dem Beispiele Jesu. Durch die Leiden, die sie hienieden tragen, erwerben sie sich nach ihrer allerdings frommen, und darum ehrwürdigen Meinung den Himmel. Allein das wissen sie dabei wohl zu unterscheiden, daß nicht das Leiden selbst es seyn könne, was ihnen Jesus dereinst so hoch anrechnen werde, da dieses ja auch über die Bösen kommt, sondern daß in der Art und Weise, wie der Mensch leide, im Leiden nach dem Geiste und nach der Gesinnung des sich selbst dem Willen des himmlischen Vaters aufopfernden Jesus, das Verdienst beruhe. Also in dem Geiste, in dem göttlichen Sinne Jesu, den sie in sich aufnehmen hier auf Erden, finden sie den wiewohl martervollen Weg zum ewigen Leben. Sie vernehmen das Wort des Lebens als eine Verheißung, als eine ihnen versprochene Belohnung im Jenseits, die sie dadurch, daß sie auf Erden mit dem Heilande sich vereinigen, zu erringen trachten. Sie fühlen sich an Jesus hingewiesen als an einen Verheißer, als an einen Führer zu Dem, was ihnen verhießen ist. Auf der anderen Seite können sie, wenn sie nur darauf aufmerksam werden, es sich nicht in Abrede stellen, daß der Ausspruch Jesu: „ich bin das Leben" noch in einem genaueren Sinne zu verstehen sey. Jesus ist nicht blos der Führer zum Leben, er ist selbst das Leben. Auch die Erfüllung aller Hoffnungen ruht in Jesus. In dem Geiste und der Gesinnung Jesu, die sie in sich aufnehmen, in der lebendigen Vereinigung mit ihm, finden

daher die ächten Christen nothwendig nicht blos ihre Hoffnung, sondern auch ihre Seligkeit, — schon hier auf Erden Nothwendig schon hier auf Erden finden sie nicht blos die Quelle des Heiles, sondern schöpfen auch aus derselben. Reich an wahrer, innerer Seligkeit müssen wir schon aus diesem Leben hinweggehen, wenn uns jenseits die übervolle Quelle des Heiles nicht verschlossen seyn soll. Reich an Seligkeit, — nicht blos reich an Hoffnung! Reich an Hoffnung sind auch diejenigen Seelen, welche des Himmels, aber erst nach vorgegangener Reinigung, würdig befunden werden. Sie haben ja die sichere, unzerstörliche Hoffnung des Himmels, der unendlichen Seligkeit, in sich. Dennoch sind sogar wir, die wir noch auf Erden leben, genöthiget, sie arm zu nennen, uns selbst, in unserem jetzigen Zustande, in Vergleich mit ihnen glücklich zu preisen, für sie vorzugsweise zu beten und den Himmel anzuflehen. Arme Seelen, denen der Rückblick auf das durchlaufene irdische Leben eine Erkenntniß so vieler versäumter Seligkeiten ist, und die, indem ihr eigenes Wesen ihnen offenbarer wird, einsehen, daß sie so unendlich, so unerschöpflich viele Gnaden, die ihnen hier gereicht wurden, an sich keine Frucht bringen ließen, daß sie den Geist Gottes nicht erkannten, nicht immer zunahmen in der Erkenntniß der göttlichen Liebe, die schon hienieden aller Orten sie umschwebte! Mit welcher Reue und Beschämung wird diese Erfahrung sie erfüllen müßen! Der erste Augenblick der Seligkeit, den sie zu genießen hofften, ist für sie eine Quelle von Reue und Bitterkeit. Sie können Gott nicht schauen; denn sie haben ja erst nachzuholen, was sie auf dieser Erde an Erkenntniß unterließen, und was hier, vielleicht mitten unter den tobendsten Stürmen des Schicksals, die reinste Seligkeit für sie gewesen wäre, wird dort zu ihrer Qual gereichen. Denn sie haben nicht erst göttliche Gnaden zu empfangen, die ihnen zuvor nicht zu Theil geworden waren, sie haben sich vielmehr schon verschuldigt an jeder göttlichen Gnade, die ihnen nun zu Theil wird.

In geringerem Maaße, nämlich in Verhältniß zu dem geringeren Maaße unserer Erkenntniß, empfinden wir hienieden etwas von jenen Gefühlen, die über solche Seelen hereinbrechen werden, — und zwar ist dieß das Gefühl der Reue. In der Reue liegt dieselbe Erkenntniß, dieselbe hohe göttliche Gnade, welche die Quelle aller Seligkeit ist. Aber für den Menschen ist diese Gnade, diese Erkenntniß zugleich ein tiefes Seelenleiden, da sie eben so sehr eine Erkenntniß der Schuld, als eine der Gnade ist. Reine Seligkeit nimmt nur die Unschuld in ihr Herz auf, sie weiß nichts von Reue. Der Schuldige genießt sie erst, wenn das Gefühl seiner Schuld in ihm getilgt ist. Und dieß ist wieder das Werk der göttlichen Gnade. Das Wort des Lebens wird für den Schuldigen nothwendig zugleich Stimme der Vergebung; denn erst die Vergebung, die Versöhnung mit Gott, macht ihn fähig, das ewige Leben, die ewige Seligkeit vollkommen in sich zu empfinden. O daß es jeder Christ bedächte: Das Wort des Lebens ist für jeden Menschen, da ja keiner ohne Schuld ist, Stimme der Vergebung. Jesus sprach, lebend und sterbend, über die ganze Erde, über alle Bewohner derselben, das Wort des Lebens aus; es war eine laute, nie mehr verhallende Stimme der Vergebung. Wer diese Stimme nicht blos vernimmt, sondern auch aus ihr das Leben schöpft, das in ihr liegt, der wird bald den himmlischen Inhalt des Lebens im Hienieden erkennen, der darin besteht, daß er der Reue immer weniger, der reinen Seligkeit immer mehr empfindet, d. h. immer mehr und mehr göttliche Gnade ohne das Gefühl der Schuld in sich aufnehmen, und dadurch immer besser und gottähnlicher werden wird. So müssen wir denken, und dieß müssen wir überlegen, um inne zu werden, was die wahre christliche Hoffnung sey, und wie Viele darin irre gehen! Frage dich selbst, ob die Stimme der Vergebung nicht bisher an dir verhallt ist, schöpfe einmal recht ernstlich und innig aus dieser Quelle, und wenn dann die wahre Reue in dein Herz

kommt, und allmählig in das Gefühl reinerer, vorwurfloſer Seligkeit ſich verwandelt, dann, dann frage dich, ob nicht unausſprechlich viele Hoffnungen in dieſem Augenblicke ſich an dir erfüllt haben, und noch ein größerer Reichthum, eine unausſprechlichere Seligkeit von dieſem Augenblicke an ſich vor dir aufthut! Man kann die Seligkeit, welche im Innern eines guten, tugendhaften Menſchen wohnt, erſt dann recht begreifen, wenn man den innern Zuſtand des Böſewichtes gegenüberhält. Wie ein Abgrund von Verlaſſenheit, Troſtloſigkeit und Verzweiflung hienieden ſchon in der Bruſt des Menſchen Raum hat, ſo auch ein Himmel voll ſeligen Friedens. Dieſer ſtille, ſelige Friede, den Jeſus in uns verbreitet, iſt es, welchen wir der Welt entgegenzuſetzen haben, und durch welchen wir ſie überwinden. Dieſer Friede iſt es, welcher unſeren Kampf mit dem Böſen zu einem ſiegreichen Kampfe des Lebens mit dem Tode, des Lichtes mit der Nacht erhebt.

Darum iſt es wichtig, das helle und klare Bewußtſeyn in ſich zu tragen, daß das irdiſche Leben uns nicht blos der Seligkeit würdig und empfänglich, ſondern verhältnißmäßig auch wirklich ſelig machen ſolle. Wir müſſen es erkennen, daß Alles, was von Jeſus ausgeht, hier oder dort, Seligkeit ſey, wir müſſen uns zu dem Gefühle dieſer Seligkeit erheben, weil wir Jeſus nicht recht erkennen, nicht ganz im Geiſte mit ihm vereinigt ſind, wenn wir nicht in ihm ſelig ſind. Haben wir denn die Stimme der göttlichen Vergebung in unſerem Innerſten empfunden, ſie mit wahrem Dank und wahrer Liebe aufgenommen, wenn ſie uns nicht beſeligt? Und thut ſie dieß, thut ſie es in Wahrheit, o dann iſt dieß eine Seligkeit, die nie wieder aufhört, immer neuen Zufluß erhält, und uns ganz anders, als zuvor, dem Jenſeits entgegenſchauen läßt! Denn unſere Hoffnung iſt um ſo größer und herrlicher, ja eigentlich nur dann die wahre, chriſtliche Hoffnung, wenn die Erkenntniß und der innige Genuß ſchon empfangener Seligkeit der Grund iſt, auf welchem ſie, immer noch Höheres anknüpfend, aufblüht.

Wichtig also ist es auch schon um des Inhalts unserer Hoffnung willen. Wissen wir denn, was wir hoffen, haben wir auch nur die entfernteste Ahnung davon, wenn das Gefühl der wahren Seligkeit, die uns verhießen, selbst verhältnißmäßig unserer Brust noch so fremd ist? Was glauben wir, daß Jesus jenseits uns seyn werde, wenn er uns hier nicht Alles ist? Schon um wahrhaft christlich hoffen zu können, müssen wir auch im vollen Maaße zu glauben und zu lieben wissen, müssen in diesem Glauben und dieser Liebe eine schon das Hienieden erfüllende Seligkeit finden.

In Dem, was wir seyn werden, durch unsere Vereinigung mit Gott, — wird unsere jenseitige Seligkeit bestehen; wie sollte Das, was wir schon jetzt sind, durch unsere Vereinigung mit Gott, für uns nicht auch schon Seligkeit seyn? Und wie jenseits unsere Seligkeit in unaufhörlichem Fortschreiten begriffen ist, und jede neue Erkenntniß Gottes neue Seligkeit in sich schließt, wie sollte dieß nicht auch schon hienieden, wo ja gleichfalls die Erkenntniß Gottes und die innere Vervollkommnung uns fortwährend beschäftigen soll, der Fall seyn?

Wir mögen hoffen, leiden, kämpfen, oder von welcher Seite wir sonst unsere christliche Gesinnung, die offenbar immer allein das Wesentliche bleibt, betrachten mögen, — wenn es die wahre christliche Gesinnung ist, so wird sie unser Alles, unsere Seligkeit ausmachen. Ist dem nicht so, so haben wir allen Grund, zu besorgen, daß wir die wahre christliche Gesinnung nicht besitzen, und, auf welche Art immer wir es betrachten mögen, wir werden nicht anders dazu gelangen können, als indem wir Gott über Alles, aus allen Kräften lieben. Eine solche Vereinigung mit Gott durch die Liebe, eine solche himmlische Liebe —, wie kann sie anders, als unser Herz mit Seligkeit erfüllen, da sie es mit Gott erfüllt?

Jesus vergleicht in dem heutigen Evangelium jeden

Menſchen, der da ſeinem Bruder, d. h. ſeinem Mitmenſchen, wenn dieſer auf was immer für eine Weiſe ihn beleidiget hat, nicht von ganzem Herzen vergibt, einem böſeartigen Knechte, welchem von ſeinem Herrn zehntauſend Talente nachgelaſſen worden ſind, der aber ſeinen Mitknecht wegen hundert Zehner in den Schuldthurm werfen läßt. Mit einem jeden ſolchen Menſchen, ſagt der Heiland, wird der himmliſche Vater wie jener Herr mit dem böſeartigen Knechte verfahren, und, um des Geſchehenen willen ſich über ihn erzürnend, ihm ſo wenig, als er ſelbſt ſeinem Mitbruder, Barmherzigkeit angedeihen laſſen. Dieſes von dem Erlöſer ſelbſt vorgetragene Gleichniß iſt am Beſten dazu geeignet, uns die Wirkungen erkennen zu laſſen, welche das Wort des Lebens, die Stimme der Vergebung auf uns hervorbringen muß. Dieſe Stimme iſt an uns verloren, wenn ſie nicht in das Innerſte unſeres Herzens dringt. Sie iſt eine Stimme vom Himmel, die auch Denjenigen ganz durchbeben und erſchüttern muß, welcher in allem Uebrigen nur eine unbefriedigte Sehnſucht nach dem Himmliſchen in ſich trägt. Er muß anerkennen, daß damit eine himmliſche Gnade ihn durchdrungen habe, und nun ein neues Leben, ein Leben in der Gnade für ihn beginne. Eben ſo wenig kann er verkennen, daß dieß eine Quelle ſey, die unabläſſig bis zum Grabe für ihn fließe, wenn er nur fortwährend daraus zu ſchöpfen bemüht ſey, und daß ſie Unſägliches in ſich ſchließe. Wenn er durch die wahre Reue die Beſchaffenheit ſeines früheren Lebens, und damit die Größe der ihm widerfahrenen göttlichen Wohlthat erkannt hat, ſo muß jeder Augenblick, in welchem er nun im beſſeren, geheiligteren Stande lebt, ein Augenblick der höchſten Gnade ſeyn, und ſein ganzes Herz mit der Empfindung und Anbetung der göttlichen Liebe erfüllen. Dieſe Gemüthsſtimmung iſt eine tiefe und dauernde, weil ihre Quelle tief und dauernd iſt. Sie wird der Grund, auf welchem das ganze ſchöne Gebäude des chriſtlichen Lebens ſich erhebt. Denn chriſtliche Seele iſt dann eine ſolche, die

da weiß und fühlt, daß ihr Leben die Gnade iſt, ohne welche ſie grundloſem Verderben anheimfiele. Und wie das innere Leben die lautere Gnade, ſo iſt das äußere Leben des Chriſten die bloße Erſcheinung derſelben. Der Chriſt kann nichts thun und vornehmen, was dieſem ſeinem inneren Leben widerſpricht, weil er weiß, daß es der Tod ſeiner Seele wäre, wenn die lautere Stimme der Gnade nicht mehr ſein ganzes Innere durchhallt, und dieß müßte geſchehen, ſobald er aufhören würde, ſie als Höchſtes, Göttlichſtes zu erkennen und zu ehren. Auch das Verhalten des Chriſten gegen ſeine Mitmenſchen, der hauptſächlichſte Theil ſeines äußerlichen Lebens, iſt daher der lautere Ausfluß der in ihm lebenden, ihn ganz durchdringenden Gnade. Er kann ſeinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergeben, wenn nicht ſein Herz von göttlicher Gnade voll iſt, und wer es alſo nicht thut, bei dem hat die göttliche Gnade noch nicht wahrhaft Eingang gefunden, und er muß fürchten, ſie auf immer zu verlieren. Wer aber vergibt ſeinem Bruder von ganzem Herzen? — Von ganzem Herzen vergibt ihm gewiß nicht Derjenige, welcher ihm zwar die Hand reicht, aber mit innerlichem Widerwillen, mit Schmerz, mit heftigem Kampfe ſeiner Gefühle, in welchem zuletzt nur mühſam die Pflicht überwindet. Ein Solcher reicht die Hand dem Bruder, weil er die Hoffnung eines himmliſchen Lebens ſeinem Haſſe entgegenſetzt, und ſein Werk mag von dieſer Seite verdienſtlich ſeyn. Aber daß er doch wüßte, wie wenig dieſe Vergebung eine Vergebung von ganzem Herzen, nach den Worten Chriſti, iſt! Von ganzem Herzen kann nur Derjenige vergeben, welcher himmliſche Seligkeit in ſich trägt, und unabläſſig himmliſches Leben aus der Gnade ſchöpft, welcher daher mit himmliſcher Freude vergibt, mit himmliſcher Luſt, die aus der ihm ſelbſt widerfahrenen Gnade quillt.

LI.

Der zweiundzwanzigste Sonntag nach Pfingsten.

Gott, was Gottes ist!

Matth. XXII. 15—21.

Reiche deinem Bruder, der dich beleidigt hat, die Hand, und prüfe dich, was du dabei empfindest! Ist es nur ein innerer Kampf, durch welchen du es vermagst, ist es nur die Hoffnung, die dich dabei leitet, so versuche, mit deinem Gotte selbst noch inniger dich zu versöhnen, aus dem unendlichen Gnadenquell zu schöpfen, und dann gehe wieder hin zu deinem Bruder, und wieder, bis du es mit Freuden thust! Deine Freude wird groß seyn; denn du hast dann die himmlische Seligkeit dieses Lebens gefunden! Dann ist dein Leben Liebe, und deine Hoffnung eine Hoffnung der Liebe! Selig, in wem die Liebe ist!

Wer seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt, der liebt also auch Gott nicht von ganzem Herzen. Wie wir das Band der Liebe, welches uns an jeden unserer Mitmenschen knüpft, nicht zerreißen können, ohne daß zugleich das unserer Liebe zu Gott sich auflöse, so führt auch schon jedes Lockererwerden des alle Menschen umschlingenden Bandes der Liebe einen gleichen Nachtheil an unserer innigen Vereinigung mit Gott herbei. Die Stimme der Vergebung ist nicht allein die Stimme der göttlichen Liebe, die zu unserem Innern spricht, sondern schließt auch die wechselseitige Liebe der Menschen zu einander

nothwendig in ſich. Gott iſt es ja, der Allen vergibt, und da jede wahre Beleidigung, die einem Menſchen zugefügt wird, zugleich und in noch viel höherem Maaße eine Beleidigung Gottes iſt, der ſo viel Liebe an jeden von uns wendet, ſo erſtreckt die Stimme der göttlichen Gnade und Vergebung auch auf diejenigen Beleidigungen ſich, welche die Menſchen gegenſeitig einander zufügen. Derjenige widerſpricht Gott und wendet ſich ab von dem Willen und Geiſte Gottes, welcher eine ihm widerfahrene Unbill, die doch von Gott verziehen iſt, ſeinem Bruder auch nur im Geringſten nachträgt. Er empfindet die Seligkeit der Liebe nicht, die Gott in ſein Herz bringt, wenn er nicht entgegen ein Herz voll Liebe gibt.

Wir müſſen uns Gott ganz hingeben, wenn es wahr ſeyn ſoll, daß wir ihn von ganzem Herzen lieben. Gott gehören wir an. Unſer ganzes Weſen, all' unſer Denken und Thun, unſer Wollen und Haben, ſollen wir auf ihn zurückführen. Dieß — das Größte und Umfaſſendſte, was einem Menſchen geſagt werden kann — enthält die kurze Lehre Jeſu: Gebet Gott, was Gottes iſt! Auch als Jeſus dieſes Wort ausſprach, knüpfte er ſeine hohe, himmliſche Lehre wieder an das Irdiſche, an die menſchlichen Verhältniſſe an. Die heuchleriſchen Phariſäer, welche ihn mit ihrer ſchlau ausgedachten Frage zu verderben dachten, gaben ihm den Anlaß, dieß auf eine bedeutungsvolle Weiſe zu thun. Gerade Das, was ihnen Mittel zu ihrem niedrigſten irdiſchen Zwecke war, gebrauchte er zu einer Hinweiſung auf Gott, zu einer Ueberlenkung der Gemüther auf das Himmliſche. Er zeigt ihnen recht den Gegenſatze zwiſchen ihrer verkehrten, eitlen Sinnesart und den Gefühlen und Gedanken, welche Geiſt und Herz aller Menſchen beſchäftigen ſollten. Er wies ſie in jeder Hinſicht zurecht. Wenn ein Jeder bedächte, was er Gott zu geben, wie er gegen Gott ſich zu verhalten habe, ſo würden alle übrigen Fragen nach Dem, was die Menſchen unter ſich zu beobachten haben, was ſie einander ſchuldig

ſind, ſich von ſelbſt beantworten. Was es aber heiße, Gott ſich ganz hingeben, darin hat Jeſus, der uns dieſe Pflicht der Pflichten kennen lehrte, uns gleichfalls unterrichtet. Das ganze Chriſtenthum hat dieſen Inhalt. Und wie das Leben Jeſu in Allem die lebendigſte Darſtellung ſeiner heiligen Lehre iſt, ſo daß dem ächten Chriſten nur die Anhörung ſeines belehrenden Wortes, verbunden mit ehrfürchtiger, ſorgfältiger Betrachtung ſeines Wandels, den ganzen Geiſt des Chriſtenthumes gibt, ſo finden wir auch jenen Ausſpruch in dem Leben Jeſu überall lebendig dargeſtellt.

Was gab Jeſus, der Heiland, als Menſch ſeinem himmliſchen Vater? Wie und auf welche Weiſe hat er dem himmliſchen Vater ſich ganz hingegeben? — Der erſte Gang Jeſu, von welchem wir wiſſen, war in den Tempel; er verweilte in demſelben, ſo lang er nur konnte, betete zu Gott, ſprach von Gott, und nannte den Tempel das Haus ſeines Vaters. Er ſprach es aus: Das Kind muß in dem Haus des Vaters ſeyn, dem es mit ſeinem ganzen Weſen angehört. Später, als er Herzen fand, die es zu faſſen fähig waren, erklärte er es ausführlich, daß das Haus des himmliſchen Vaters weder ausſchließlich auf dem Berge Garizim, noch im Tempel zu Jeruſalem, noch ſonſt wo anders, vorhanden ſey, ſondern er im Geiſte und in der Wahrheit, d. h. immer und überall, angebetet werden müſſe.

Jeſus gab alſo ſeinem himmliſchen Vater Andacht und beſtändige Anbetung. Den Verſuchungen in der Wüſte widerſtand er, indem er ſeinem himmliſchen Vater die Ehre und Verherrlichung gab. Mit den Worten der heiligen Schrift „der Menſch lebt nicht allein vom Brode, ſondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kömmt, — man ſoll den Herrn, ſeinen Gott, nicht verſuchen, — man ſoll Ihn anbeten und Ihm allein dienen" verehrte er ihn aus dem Innerſten ſeines Herzens, und gab zugleich die Wirkungen ſolcher Andacht und Verehrung an dem Menſchen aufs Beſte zu erkennen. Eben ſo da er, den

Tempel zu Jerusalem von den Käufern und Verkäufern reinigend, ausrief: „Hinweg mit dem allen! Macht das Haus meines Vaters nicht zu einem Kaufhause!“ Jesus gab seinem himmlischen Vater ferner einen freudigen Gehorsam, da er von sich sagte: „Dieß ist meine Speise, daß ich den Willen Dejenigen thue, der mich gesandt hat, und das Geschäft, wozu Er mich sandte, vollbringe.“ Und wiederum da er sagte: Selig sind Diejenigen, die das Wort Gottes hören, und dasselbe beobachten!“ Jesus gab seinem himmlischen Vater den innigsten, herzlichsten Dank für Alles, was in ihm war; denn wie oft betete er bei Vollbringung seiner Wunder: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast!“ Welch' ein festes, unerschütterliches Vertrauen gab er Gott, seinem himmlischen Vater, da er sogar seinen Jüngern zusprach: „Habet nur ein rechtes Vertrauen zu Gott; denn ich betheure es euch: wenn ihr glaubet und nicht zweifelt, ja wenn ihr auch nur einen Glauben habt, wie ein Senfkörnlein, so mag ein Jeder aus euch zu diesem Berge dort sprechen: hebe dich hinweg und stürze dich in's Meer, — und er wird ihm gehorchen. Und alles, um was ihr immer in eurem Gebete mit festem Vertrauen bitten werdet, das werdet ihr erhalten, und es wird geschehen. Auch soll gegen den Willen eures Vaters im Himmel nicht einmal ein Haar von eurem Haupte verloren gehen.“ Das höchste Vertrauen zu dem himmlischen Vater, welches zugleich die völlige Hingebung an denselben in sich schloß, gab er in seinem letzten schmerzvollen Augenblicke am Kreuze zu erkennen, da er rief: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Erinnern wir uns auch des schönen Gleichnisses von der Aernte, welches Jesus vortrug, und auf welches er selbst bei mehreren Anlässen wieder Bezug nahm, insbesondere als er, die Samariter lehrend, an seine Jünger die inhaltsvollen Worte richtete: „Wer in dieser Aernte arbeitet, bekömmt auch seinen Lohn. Er sammelt Früchte ein

zum ewigen Leben, und der Säemann und der Schnitter werden ſich mit einander freuen."

Die ganze Welt iſt eine große Aernte Gottes. Was nicht in ſeine Hände fällt, geht verloren. Was wir nicht auf Ihn zurückbeziehen, das bleibt ohne Werth für uns. Auf dem Acker Gottes werden einſt unſere Hüllen liegen; wehe uns dann, wenn wir nicht gleich Aehren in die Scheuern geſammelt ſind!

Wie die Aehren der Hand des Schnitters, ſo müſſen wir auf Erden der Umarmung Gottes entgegenreifen, und wie die Aehren nur dann zur Reife kommen, wenn ſie zunehmen an Kraft und Leben, an innerer Nahrung und an fröhlichem Gedeihen, ſo iſt es auch mit uns; nicht blos zufällig vergleicht Jeſus die Menſchen mit Aehren, die am Tage der Aernte Das in ſich ſelbſt tragen müſſen, was ſie dem Herrn lieb macht, und was ſie von dem nutzloſen, zum Verderben beſtimmten Unkraute ſondert. Und ſind wir nicht den Aehren ähnlich auch darin, daß die Hand Gottes, die Hand des Herrn, es iſt, die uns zur Reife bringt, vor dem Verderben bewahrt, immer mit uns iſt?

Gott mit uns! Es iſt die Kraft, die Seligkeit des Engels wie des Menſchen. Mit wem Gott wahrhaft iſt, was hat er noch zu fürchten? Und daß er immer mit uns ſey, daß wir uns nie von ihm verlaſſen fühlen, das iſt das Werk der Erlöſung, die allen Menſchen zu Theil geworden iſt.

Seit den Zeiten der Erlöſung iſt das Ewige, das Himmliſche auch auf Erden heimiſch. Eine ewige Anſtalt des Himmels iſt das Chriſtenthum. Nicht blos ſein eigenes Leben ſieht der Chriſt durch das Chriſtenthum zu Einem großen, ſchönen Ganzen verbunden, das einen feſten Mittelpunkt zur Stütze hat, und aus unerſchöpflicher Quelle ſchöpft, — nein, ſo weit er auch hinter ſich blicken mag, durch die Jahrhunderte, die vorübergiengen auf Erden, ſo weit erblickt er Alles durch das Chriſtenthum zu Einem großen, ſchönen Ganzen ver-

einigt, erblickt in dem Christenthume den steten, unwandelbaren Mittelpunkt, um welchen Alles sich versammelt hat, um welchen her Alles wie eine natürliche Kette gereiht ist. Und forscht er nach den Ursachen hievon, lenkt er ein genaueres Augenmerk auf die Wirkungen des Christenthumes, und auf die Art, wie dieselben vor sich gehen, so erblickt er auch in der Zukunft, so weit er schauen und denken mag, das Christenthum als Einigungs-Punkt der Menschheit, als Unvergängliches mitten unter dem Vergänglichen. Wie sollte er da den Menschen noch wegen des Vergänglichen bedauern, das keine Macht mehr über ihn hat, wie sollte er nicht gleichsam mit flammenden Zügen überall geschrieben es finden, daß die Erde Gottes ist, und daß Gott mit unendlicher, unerschöpflicher Liebe ihrer sich angenommen, seinen ewigen Thron mitten unter die bedürftigen Menschen gestellt hat?

Das Ewige ist es, was jetzt der Mensch überall findet, wo er es nur suchen mag. Durch die ewige Anstalt, die in dem Christenthum auf Erden gestiftet ist, ist auch Er der ewigen Vereinigung mit Gott, ist er der vollen, ewigen Hingebung an den himmlischen Vater schon hier auf Erden fähig. So, wie jetzt, konnte der Mensch nie fühlen und sich bewußt seyn, daß er Gottes sey. Wenn er ein wahrer Christ ist, so rechnet sich sein ewiges, sein himmlisches Leben von der Zeit seines Christenthums an.

In der ewigen Vereinigung mit Gott, die ihm gesichert ist, und die jeden Augenblick sein ganzes Herz erfüllt, liegt sein Alles. Nur diese sieht er, vor und hinter sich. Sie ist es, an die er sich anklammert, mit allen seinen Kräften, was immer ihm auch begegnen mag, und die ihn sonach erhebt über alles Geschick der Erde. Er weiß und fühlt es, daß Gott stets und unaufhaltsam Alles zu seinem guten Ende führet.

Glaube, Vertrauen, Hoffnung, Trost und Ergebung, Alles sammelt sich durch das Christenthum in dem Herzen

des Christen in Eines: Freude an Gott, Seligkeit in Gott. Sie ist der höchste Grad der Liebe.

Sie ist der Frieden, welchen Jesus seinen Jüngern und uns Allen hinterlassen hat, da er aus dieser Welt gieng; ein Friede, nicht wie die Welt selbst ihn hat, und wie ihn Diejenigen haben, die die Welt allein lieben und der Welt allein zugehören, sondern ein Friede Jesu, ein göttlicher, ein himmlischer Friede.

Worte drücken ihn nicht aus, und jede Sprache bleibt da eitel Menschenwerk; aber wer meine Lehre befolgt, sagt Jesus, der wird ihn inne werden, und er wird es erfahren, daß meine Lehre — Gottes ist.

Wessen bist du, der du über jahrelange Sünden trauerst, und ob der Menge und Schwere deiner Missethaten verzweifelst an der Gnade Gottes? Weißt du nicht durch Christus, daß du auch ein Kind Gottes bist? Empfindest du nicht, daß du deiner Missethaten ungeachtet, so viel und schwer sie seyn mögen, auch jetzt noch Gott angehörest, und so, lange du lebest, noch nicht von ihm verworfen bist? Wer ist es, durch den du lebst, durch den du zur Erkenntniß deiner Sünden gekommen bist, der dir Thränen gibt über deine Sündhaftigkeit, und dich aufrecht hält, daß die Strafe dich nicht erdrücke? Du bist noch Gottes — aber gib dich ihm, gib seiner Gnade dich hin, die noch über dir waltet, daß er nicht einst zu dir sage: Du hast dich mir entrissen, du hast meine Hand von dir gestoßen, da sie in dem Abgrunde deiner Sünden dich noch suchte, dich noch emporheben wollte aus den untersten Tiefen des Verderbens!

Wessen bist du, der du auf einer noch frischen Laufbahn stehst, wo die liebliche Stimme der Tugend dir zuruft, und wo du anfängst, nach deiner Bestimmung zu fragen? Sagt nicht Alles, was an dir ist, sagt nicht das Innerste deines Herzens dir, daß du Gottes bist, daß Er es ist, der dir deine Laufbahn vorzeichnet, Er es ist, der dich bei dem

Laufe leitet, und Er, der dir seine Unendlichkeit als Ziel vorsteckt?

Gott ist dein Vater, dein Herr, dein Beleber! Während Engel Ihm lobsingen, Welten an seinem Winke hängen, während eine Schaar verklärter Seelen in seinen Himmeln feiern, schaut das Auge Gottes auf dich, seine Hand hält dich, und er vergißt nicht, daß auch du ihm angehörest. Während Engel Ihm lobsangen und Welten an seinem Winke hiengen, — blutete er für dich am Kreuze, und nahm deine Sünden auf sich.

Und du, du kannst deinen irdischen, deinen vergänglichen Schmerz so sehr empfinden, daß du es vergißt, auch du seyest ein Kind, ein Geschöpf Gottes, das seiner sich freuen und ihm lobsingen darf?

Alles, was Menschen dulden können, duldete Jesus am Kreuze. Er duldete es als Mensch, also so schmerzlich, als nur immer Menschen es empfinden können. Auch Er klagte und ängstigte sich, wie dieß dem menschlichen Wesen natürlich ist, aber wir können die menschliche Klage in ihrer Reinheit, wir können sie als christliche Klage von ihm lernen. „Mein Gott, mein Gott, warum verläßt du mich?" — das war es, was er unter dem Uebermaaße der Leiden ausrief. Eine andere Klage kam nicht aus seinem Munde. Diese Klage ist die wahre, die lautere Klage des menschlichen Elends; denn sie entspricht dem einzigen wahren menschlichen Elende, dem Elende der Sünde. Kein Mensch ist beklagenswerth und verlassen, so lange ihn Derjenige nicht verläßt, dem er mit seinem ganzem Wesen angehört. Und Diesen kann nichts auch nur einen Augenblick von dem Menschen entfernen, als — die Sünde, d. h. wenn der Mensch selbst sich Gott nicht hingibt, dem er doch so nothwendig und vollkommen angehört.

LII. & LIII.

Der drei- und vierundzwanzigſte Sonntag nach Pfingſten.

Ewiger Tag und ewiges Leben in Chriſto, dem Herrn!

Matth. IX., 18—26 und XIV., 15—35.

An friſch geöffneten Gräbern vor Allem empfinden wir es, wem wir angehören. Weſſen iſt die Hülle, die geſtern noch belebt war, und die man heute in's Grab ſenkt? Kein Geiſt waltet mehr in ihr, dem ſie zugehöre. — Sie iſt Gottes.

Er hat den Geiſt von ihr genommen, mit welchem ſein Athem ſie erfüllt hatte. Aber ſie iſt nicht verworfen von Gott, ſie ſchläft nur. Er wird ſie auferwecken. Er wird ſie wieder vereinigen mit dem Geiſte, der ja auch Ihm angehörte. Und wo wäre dieſer Geiſt, dieſes hohe denkende und fühlende Weſen, wo müßten wir es ſuchen, ach wo wäre es hingerathen, wenn es nicht — Gottes wäre? Die Geiſter unſerer Lieben ſind bei Gott. Selbſt um ihre lebloſen Hüllen ſchwebt der Geiſt Gottes, und in ſeinem Frieden ruhen ſie. Wer, der da lebt, kann an Gott verzagen? Wer, der noch wandelt auf ſeinem Grabe, entbehrt den Frieden Gottes?

Vor der Menſchwerdung Chriſti, vor den Zeiten der Erlöſung, da gab ſelbſt das Grab den Frieden nicht. Selbſt Diejenigen, die ihre irdiſche Laufbahn vollbracht hatten und von der Welt dahingeſchieden waren, gehörten Gott noch nicht ganz an, waren noch nicht dem vollen Sinne

nach Kinder Gottes. Ihr Friede, ihre Seligkeit begann gleichfalls erst von der Zeit des Christenthums, nämlich von dem Augenblicke, in welchem Jesus, die Welt und den Tod überwindend, den Erlbsertod starb, und, dadurch ihre Sündhaftigkeit von ihnen nehmend, den Frieden in die Vorhölle brachte, wo sie weilten. Es war derselbe Friede, den er auf Erden verbreitete; mit Ihm feierten sie ihre Auferstehung.

Aber seit Jesus, überallhin das Leben und den Frieden verbreitend, auferstand, seit er dadurch auch die noch auf der Erde weilenden Menschen zu wahren Kindern Gottes machte, seitdem ist auch die Erde, das irdische Leben auferstanden — zu ewigem Lichte!

Wie das Weib, welches zwölf Jahre lang gelitten hatte, und nun mit stillem, heimlichem Vertrauen dem Heilande sich näherte, durch die bloße Berührung seines Kleides geheilt ward, und den gehofften Trost empfieng, so findet jede Seele in der leisesten Annäherung an den himmlischen Geist, der unter uns wandelt, Rettung und Stärke. Wie das verstorbene Mägdlein, da Jesus ihm die Hand reichte, wieder auflebte und gleich als von einem tiefen Schlafe sich emporhob, so vermag die geringste göttliche Gnade, — und wie viele Begnadigung genießen wir nicht in dem Christenthume! — das ewige Leben zu geben.

Wo ist jetzt noch ein Herz, dem der Glaube nicht hilft? wo ein Elend, aus dem der Glaube nicht rettet?

Jetzt darf die Menschheit getrost seyn; die Hilfe, die der Glaube gibt, währt ewig.

Die Hoffnung auf Jesus war der Trost und der Anker der Menschheit, so lange sie dem vollen Drucke der Sünde unterworfen war; der Glaube an Jesus ist ihr die wiedergeschenkte Seligkeit des Lebens.

Wie viel Freude war zu jeder Zeit an Jesus, — nicht blos in der Zeit seiner Wunder, sondern schon da er in der Krippe lag, da er als Kind dem Herrn im Tempel dar-

gebracht ward, da er lehrte, litt, im Grabe ruhte! Wie viel Liebe fand er in jedem Herzen, das seiner würdig war!

Er, der nicht blos als schwacher, sterblicher Mensch, sondern nach seiner Auferstehung auch als verklärter vollkommener Geist auf Erden wandelte, verklärte das irdische Leben. Ueberall verknüpfte er die Erde mit dem Himmel, und jedes Kirchlein, das der Glaube und die Liebe auf Erden erbaut haben, ist eine sichtbare solche Verknüpfung. Von einem Gotteshause zu dem andern reicht das fortlaufende Band der himmlischen Gesinnung und des ewigen Lebens.

Da, in der Kirche, wo Jesus auch als Auferstandener lebt und die Gnaden des Himmels in ihrer Fülle spendet, da erweitert sich der Blick des Menschen weit über das Hienieden, sein eigenes Wesen verklärt sich, und je lieber, je heimischer die Kirche ihm wird, je inniger und herzlicher dem Auferstandenen er sich nähert, um so klarer und bewußter wird es ihm, um so tiefer durchdringt es ihn, was er als den höchsten Schatz bewahrt von dem Augenblicke an, in dem er es gefunden:

Der Christ hat nicht blos die Hoffnung des ewigen Lebens, sondern das ewige Leben selbst.

Der gegenwärtige Augenblick, in welchem wir dieses aussprechen und uns klar vorstellen, möge der für ewig entscheidende für uns werden! Gehen wir hin in die Kirche, um — durch ihren Geist, durch die dort ausgegossene unendliche Gnade Gottes, die schon dem bloßen Verlangen nach ihr begegnet, das ewige Leben in uns aufzunehmen!

Auch bisher haben wir gelebt, d. h. wir haben auf Erden gewandelt; ein solches Leben hat auch das unvernünftige Geschöpf. Wir haben gewußt und bedacht, daß unser Leben von Gott sey, wir haben unserer Vernunft uns gefreut, dieses erhabenen Geschenkes der Gottheit; darin bestand unser Vorzug. Aber war unser Leben auch ein Leben in Gott?

Das Leben in Gott ist das ewige Leben; denn Gott ist ewig. Das Leben in Gott, d. h. die lebendige Liebe zu

Gott, die das ganze Herz erfüllt, läßt uns unser Daseyn nur als Ein Ganzes mit dem jenseitigen, jeden Augenblick des einen wie des andern nur als einen gottgeweihten erkennen. Der Tod führt uns nicht erst in die Ewigkeit, er vermehrt nur die Seligkeit, die wir in Gott in Ewigkeit genießen.

Gott ist der Inhalt unseres jetzigen wie unseres künftigen Lebens. Kein Augenblick ohne Ihn! darum gehört jeder Augenblick der Ewigkeit an, ist ein Tropfen in dem Meer des ewigen Lebens.

Gehen wir hin in die Kirche, und nehmen in dieser Art das ewige Leben in uns auf! Von jetzt an sey kein Augenblick mehr uns ohne Beziehung auf das Ewige! Nicht hie und da ein Gedanke an Gott, eine Empfindung seiner Gnade, nicht hie und da ein guter Vorsatz, eine gute That, und dann wieder ein Leben ohne göttliche Gedanken und göttliche Gefühle, nicht bald eine hochauflodernde Andacht, bald ein gänzliches Versinken, — nein, ein stetes Seyn in Gott, dem Ewigen, ein steter Wandel im Himmel sey von nun an unser Leben!

Gott mit uns vor dem Tode, im Tode, nach dem Tode! Ihm gehören wir an als Menschen, als Engel! Wie Er das Leben des Wurmes, so ist er die Seligkeit des Menschen, das Halleluja des Engels!

Bezeichnen wir uns mit seinem heiligen Zeichen, wodurch er uns das ewige Leben gibt, wenn wir es als wahre Christen tragen! Das Zeichen des heiligen Kreuzes weihe uns schon jetzt dem ewigen Leben! Es werde der Mittelpunkt, in welchem unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart, unsere Zukunft sich vereinigen — in ewiges Leben!

Dann wird unser irdisches Leben zu einem himmlischen; denn bis zum Grabe wird es voll seyn von himmlischer Thätigkeit. Es wird ein ewiger Tag seyn und eine ewige Freude.

So lange wir nicht so leben, so lange wir Gott, also das Ewige, nicht auch ewig festhalten, sey es im

Himmel, ſey es auf Erden, oder was ſonſt über uns ergehen mag, ſo lange haben wir das wahre Leben des Chriſtenthumes nicht.

Wie wollen wir zunehmen an Leben und Gnade, wenn unſer Leben auf Erden nicht eine fortwährende, ernſtliche Beſchäftigung mit Gott iſt, wie unſer Leben jenſeits es ſeyn wird?

Was iſt dem Chriſten Gott, wenn er ihm nicht der dauernde, unverrückte Mittelpunkt ſeines ganzen Seyns iſt?

Was wird unſer Troſt ſeyn und unſere Stärke auf dem Sterbebette, wenn das ewige Leben nicht bereits in uns begonnen hat?

Wie wenig verſtehen wir die Worte Chriſti und den Geiſt Chriſti, wenn wir nicht durch Ihn ein Leben in uns empfinden, das von dem Tode gar nicht berührt wird? wenn wir nicht einſehen, daß der Tod nur unſern Körper dahinnimmt an dem Innern aber gar nichts ändert? Wer nicht ſchon lebendig iſt in der Todesſtunde, wer die Kraft und Fähigkeit des ewigen Lebens nicht dann ſchon in ſich trägt, durch Chriſtus in ſich aufgenommen hat, wenn die Seele die bisherigen Gränzen ihres Lebens verläßt, und freiern Raum gewinnt, — Dem kann der Tod dieſe Kraft und Fähigkeit, dieſes Leben nicht erſt herbeiführen. Wie hienieden unſer Leben, ſo in Ewigkeit, — entweder immer kräftiger und herrlicher in Gott, oder immer unkräftiger und unglückſeliger durch die Losgeriſſenheit von Ihm.

Wir werden nie zu einem erfreulichen Anfange kommen, wenn wir nicht mit Gott anfangen, und auf welchen Augenblick wollen wir dieß verſparen? Jeder Anfang wird uns eitel und vergeblich ſeyn, wenn wir nicht mit Gott fortſetzen, und in welchem Augenblicke dürften wir alſo dieſes unterlaſſen, in welchem Augenblicke müſſen wir nicht vielmehr an dem einmal begonnenen inneren Leben treulich feſthalten? Jedes Ende iſt für den Chriſten Verderben,

denn sein Ziel und Zweck ist ja der Unendliche. Siehe da das ewige Leben, siehe da die ewige Gesinnung, wie das Christenthum sie in sich schließt!

Dann waltet aber auch der liebe Gott über uns, mit uns; wenn wir nur diesen ewigen Sinn haben, nur diesen in uns bewahren, so leitet er uns selbst zu allem Guten; wir können dann gar nicht anders, als recht thun. Denn jede böse Handlung, die da nicht blos unserer Schwachheit und unserer menschlichen Natur zuzuschreiben ist, oder die der ewige Sinn durch die Reue sogleich wieder ausgleicht, sondern die mit einer überlegten Losreißung von Gott geschieht, ist ja Verlust jener Gesinnung.

Wir müssen streben nach dem Ewigen, d. h. nach Dem, was uns immer weiteres Ziel vorsetzt, immer neuen Seligkeiten entgegenführt, — von jetzt an in alle Ewigkeit. Dann gibt Gott das Gedeihen.

In diesem Streben vereinigten sich alle Christen, seit der Zeit der Erlösung. Durch dieses Streben, den unablässigen Sinn nach dem Himmlischen sind wir aufgenommen in die große, ewige Gemeinschaft Derer, die die Herrlichkeiten Gottes schauen, und denen sein Tag leuchtet.

Himmel und Erde werden vergehen, aber die Worte Christi werden nicht vergehen. Wohl Dem, der in den Worten Christi nicht blos seine Hoffnung, sondern auch sein Leben und seine Seligkeit, den Inhalt seines ewigen Daseyns hat!

Die Tage der Trübsal werden kommen, die Sonne wird sich verfinstern, der Mond nicht mehr scheinen, die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel erschüttert werden; alsdann wird das Zeichen des Menschensohns an seinen Auserwählten erscheinen, die unerschüttert dastehen, weil sie das ewige Leben haben. Die ewige Wahrheit gibt sich kund an ihnen.

Der Herr wird an diesem, seinem Tage gleichwie ein Blitz, der vom Aufgange ausfährt und bis zum Nie-

dergange leuchtet, herabkommen und seine Gerechten versammeln, die an ihm halten, und wahre Glieder seiner Kirche sind.

Die Kirche Christi ist unvergänglich; denn sie ist gebaut auf das Wort Gottes. Wer wahrhaft in der kirchlichen Gemeinschaft sich befindet, hat das ewige Leben, und geht nicht verloren; die Wohnungen der Verklärten im Himmel sind die triumphirende Kirche.

Die ganze Erde ist dem Gottseligen ein Tempel des Herrn. Unzählige Geister feiern ja auch hienieden den Ewigen, und erheben das Auge zu ihm, weiden es an seinen Strahlen, wenn sie ihn auch noch nicht schauen.

Nicht fremd wird der Menschensohn ihm seyn, wenn er auf den Wolken des Himmels daherkömmt. Das Leben des Gottseligen ist eine ewige Vereinigung mit Gott, immer mehr und mehr lernt er ihn kennen, wird er erfüllt von ihm. Seinen Blick wendet er auf Gott, um ihn nie wieder von ihm zurückzuziehen, und wie alle Zeit, die vor ihm liegt, ihm nur eine ewige Betrachtung des Herrn ist, so reiht jede dahin geschwundene Zeit sich augenblicklich an diese Ewigkeiten an, und wird dem gottseligen Betrachter der Widerstrahl des Ewigen, mit dem es ihn beschäftigt hat.

Was du dereinst ewig betrachten, wessen du dereinst ewig dich freuen möchtest, soll das nicht auch jetzt dein bleibendes Augenmerk seyn, kannst du jetzt dein Auge ihm entziehen?

O, daß wir es recht begriffen, wie ganz anders der Sinn und das Heiligthum des Christenthumes sich uns aufschließt, wie ganz anders wir werden, wenn wir unser Leben, unser wahres, inneres Leben als Eines, Ununterbrochenes, Ewiges erkennen, von welchem das jenseitige Leben nur die, wenn gleich noch unendlich reichere Fortsetzung ist, und das unseren beschränkteren Kräften in jedem Augenblicke schon jetzt Unendliches bietet! Nur dann kennen wir den wahren Frieden, die wahre Gottergebenheit.

Nie, nie mehr unser Leben anders betrachten, von jetzt an, wo wir es als das ewige erkannt haben, — das sollen wir, das lehrt uns Christus, wenn wir seine Worte recht überdenken, sie recht zu Herzen nehmen. Dann ist die göttliche Gnade und der göttliche Wille allein es, was unsere Handlungen bestimmt, dann sind wir in unendlichem Fortschreiten begriffen, dann ist Gott mit uns.

Wir erfahren dann die himmlischen Wirkungen der andauernden Gnade, erfahren sie gerade in denjenigen Augenblicken am Meisten, in welchen das Leben uns eine schwere Pflicht auflegt, und wir daher der Gnade besonders bedürfen. Gerade in solchen Lagen, in solchen Zeiten, wo wir sonst einen Eckel des Lebens und eine übermässige Sehnsucht nach dem Jenseits empfanden, werden wir, wenn wir ewiges Leben in uns tragen, den so innigen Zusammenhang des einen mit dem andern die Einheit beider, am Deutlichsten wahrnehmen, aus dieser Wahrnehmung den höchsten Muth, die lebendigste Kraft schöpfen. In welch' ganz anderer Gestalt in welch' ganz anderem Lichte wird jede unserer Handlungen, der guten sowohl als der schlimmen, unserem inneren Auge stehen, wenn sie nun nicht mehr vereinzelnt dasteht, sondern an all' unser übriges Thun und Lassen an unser ewiges Seyn und Handeln sich anschließt! Wie ganz anders werden wir dem ersten Augenblick im [illegible] entgegensehen, wenn der letzte, welchen wir hienieden verleben, mit jenem für uns so folgenreich in Eins verfließt!

Ein Tag, Ein Leben sey unser ganzes Daseyn, hier und dort! Es sey der Tag, das Leben, welches Christus, der Auferstehende, auf Erden ausgoß! Es sey der Tag, der Sabbath, unseres Herrn im Himmel! Diesen ewigen Tag, dieses ewige Leben in Christo, dem Herrn, das wir mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, mit Gebet zu dem Vater Aller, schon in diesem Augenblicke in uns aufzunehmen vermögen, und das in der Kirche Christi unaufhörlich uns entgegenleuchtet, — diesen ewigen Frieden Gottes wollen wir empfangen! Verleihe und bewahre der Herr ihn uns allen, Amen!

Kurze Erzählungen

von

Christoph von Schmid.

Ein Lehr- und Lesebuch

für die

deutschen Schulen in Bayern.

Preis: 6 kr., geb. 9 kr.

München, 1830.
Im königlichen Central-Schulbücherverlage.

Stadtbibliothek
Augsburg

Verzeichniß

der Erzählungen.

		Seite
1.	Die Sonne	1
2.	Der Regen	3
3.	Sonnenschein und Regen .	4
4.	Das Donnerwetter . .	5
5.	Der Regenbogen . . .	7
6.	Das Regenbogenschüsselein .	8
7.	Der Widerhall . . .	10
8.	Die Quelle	12
9.	Die vier Elemente . .	13

Seite

10. Die Blumen 15
11. Die Erdbeeren 16
12. Die Kirſchen 19
13. Die Pflaumen 21
14. Die Nuß 23
15. Der Birnbaum 23
16. Der grüne Zweig 25
17. Das koſtbare Kräutlein . . 26
18. Die Rübe 27
19. Der Kohl 29
20. Der große Kohlkopf . . 30
21. Die Kornähren 32
22. Die Erbſen 32
23. Der Acker 34
24. Der Weinberg 35
25. Die Erdſchwämme 36
26. Der Kürbiß und die Eichel . 37
27. Der Eichbaum 38
28. Die Eiche und die Weide . 40
29. Der Gränzſtein 41
30. Der Kanarienvogel . . . 42

Seite

31. Die Schwalben . . . 44
32. Die Tauben 45
33. Der Haushahn . . . 47
34. Das Rebhühnernest . . 48
35. Die Singvögel . . . 48
36. Die Emmerlinge . . . 50
37. Die Meise 51
38. Der Staar 53
39. Der Kukuk 54
40. Die Kuh 55
41. Die Kuhschelle . . . 57
42. Die Schafe 60
43. Der Ziegenbock . . . 61
44. Der Hirsch 63
45. Der Wolf 65
46. Der Affe 66
47. Der Löwe 67
48. Der Ohrwurm . . . 69
49. Das Brod 70
50. Wasser und Brod . . . 72
51. Die Milch 73

Seite

52. Die Suppe 75
53. Die köſtlichſten Gewürze . . 76
54. Der Honigtopf . . . 77
55. Die Perlen 79
56. Die Edelſteine . . . 80
57. Die Kieſelſteinchen . . . 82
58. Der Sack voll Erde . . 83
59. Der Thaler 84
60. Das wohlangelegte Geld . 86
61. Der Geldbeutel . . . 87
62. Der Diamantring . . . 89
63. Die goldene Doſe . . . 91
64. Die ſilberne Taſchenuhr . . 93
65. Das Uhrbändchen . . . 95
66. Der Spiegel . . . 97
67. Der Mantel . . . 98
68. Die Schuhe 100
69. Der Schuhnagel . . . 101
70. Das Hufeiſen . . . 103
71. Der Hufnagel . . . 105
72. Die ſieben Stäbe . . . 106

Seite

73. Der Splitter . . . 107
74. Der Strick 109
75. Reisig und Stroh . . . 110
76. Der Jahrmarkt . . . 111
77. Das Schloß und die Hütte . 113
78. Das betende Kind . . 115
79. Der Edelknabe . . . 117
80. Der Hirtenknabe . . . 119
81. Die Hirtenflöte . . . 121
82. Der gute Sohn . . . 122
83. Die fromme Schwester . . 124
84. Die treuen Brüder . . 126
85. Die treuen Schwestern . . 128
86. Der kleine Korbflechter . . 129
87. Der Fischer und der kleine Fischdieb 131
88. Der Gärtner und sein Esel . 132
89. Der Jäger und sein Hund . 134
90. Der Müller und sein Sohn . 135
91. Der Menschenfresser . . 136
92. Das Gespenst . . . 138

Seite

93. Die reinliche Wirthinn . . 140
94. Die wohlthätige Arme . . 142
95. Die gottselige Großmutter . 145
96. Die fromme Mutter und ihre Söhne 147
97. Der sterbende Vater . . 150
98. Die Freunde nach dem Tode . 152
99. Das bessere Land . . 154
100. Die drey besten Bücher . 157

1. Die Sonne.

Eines Abends, da es bereits dunkel war, kam eine fleißige Mutter mit ihren zwey Kindern von der Feldarbeit nach Hause. Sieh! da stand auf dem Tische ein brennendes Öllicht.

Georg rief erstaunt: Es war doch kein Mensch zu Hause; wer hat denn das Licht angezündet?

Ey, sagte Gretchen, wer anders, als der Vater. Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen.

Die Kinder suchten ihn, und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Ältern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf.

Die Sonne ſchien ungemein hell und ſchön, und die Kinder bezeigten darüber ihre Freude.

Nun, Kinder, ſprach der Vater, ihr habt geſtern ſogleich errathen, daß ich das Licht in unſerer Stube angezündet habe; wenn ihr nun aber dieſes ſchöne, herrliche Licht da droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, ſollte euch nicht einfallen, wer es angezündet habe?

O, ja wohl, ſagte Gretchen, das hat der liebe Gott gethan. Das kleinſte Öllichtlein zündet ſich ja nicht von ſelbſt an; es muß alſo auch Einer ſeyn, der die Sonne angezündet hat.

So iſt es! rief Georg freudig. Gott hat Alles gemacht. Sonne, Mond und Sterne, Gras, Blumen und Bäume, und Alles, was wir nur immer um uns her erblicken, iſt ſein Werk.

Des Himmels und der Erde Pracht
Verkündet Gottes Huld und Macht.

2. Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst vom Jahrmarkt nach Hause, und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Darüber war er unzufrieden, und klagte sehr, daß Gott ihm ein so schlechtes Wetter zur Reise gebe.

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier sah er mit Entsetzen einen Räuber stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte, und sie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren gewesen; allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte — gieng nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich der Gefahr.

Als er in Sicherheit war, sprach er bey sich selbst: Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter verwünscht, und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe. Wäre der Himmel heiter, und die Luft rein und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt

in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben. Künftig will ich nicht mehr vergessen, was das Sprüchlein sagt:

„Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint.“

3. Sonnenschein und Regen.

Wenn doch nur immer die Sonne schiene! sagten die Kinder an einem trüben, stürmischen Regentage. Ihr Wunsch schien bald in Erfüllung zu gehen. Denn mehrere Monate lang erblickte man kein Wölklein am Himmel. Die lange Trockenheit richtete aber großen Schaden auf Äckern und Wiesen an. Im Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und der Flachs, auf den sich die Mädchen so sehr gefreut hatten, wurde kaum Fingers lang.

Seht ihr nun, sprach die Mutter, daß der Regen eben so nothwendig ist, als der Sonnenschein? Lernt aber zugleich aus dieser weisen Einrichtung Gottes die heil-

ſame Wahrheit, daß es auch für uns Menſchen nicht gut wäre, wenn wir lauter heitere, frohe Tage hätten. Es müſſen auch trübe Tage, Trübſale und Leiden, von Zeit zu Zeit über euch kommen, damit ihr zu guten Menſchen heran wachſet.“

Sonnenſchein, und Sturm und Regen,
Freud und Leid ſind Gottes Segen.

4. Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder nach Hauſe gehen wollte, erhob ſich ein Sturmwind; es fieng an zu regnen, zu blitzen und zu donnern. Franz fürchtete ſich ſehr, und verkroch ſich in eine hohle Eiche unweit des Weges; denn er wußte nicht, daß der Blitz gern in hohe Bäume ſchlägt.

Auf einmal hörte er eine Stimme, welche rief: Franz! Franz! Komm, o, komm doch geſchwind hervor! Franz kroch aus dem hohlen Baume hervor, und beynahe in eben dem Augenblicke ſchlug der Blitz in den Baum, und der Donner

krachte fürchterlich. Die Erde bebte unter dem erschrockenen Knaben, und es war ihm, als stehe er ganz im Feuer. Doch war ihm kein Leid geschehen, und er sagte und betete mit aufgehobenen Händen: Diese Stimme kam vom Himmel! Du, lieber Gott, hast mich gerettet! Dir sey Dank!

Die Stimme rief aber noch einmal: Franz! Franz! hörst du mich denn nicht? und jetzt erst wurde er einer Bäuerinn gewahr, die so rief. Franz eilte auf sie zu, und sprach: Da bin ich! Was wollt ihr von mir?

Die Bäuerinn aber antwortete: Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher dort am Bache die Gänse gehütet hat, und sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben muß. Sieh da kommt er endlich aus dem Gebüsche hervor!

Franz, der Stadtknabe, erzählte jetzt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten habe. Die Bäuerinn aber faltete andächtig die Hände, und sprach: O mein Kind! danke darum

Gott nicht weniger. Die Stimme ist zwar aus dem Munde einer geringen Bäuerinn gekommen; aber Gott hat es so gefügt, daß ich laut rufen und dich beym Namen nennen mußte, ohne etwas von dir zu wissen. Er hat dich aus der großen Gefahr errettet, in der du geschwebt hast.

Ja, ja! sagte Franz mit Thränen in den Augen, Gott hat sich eurer Stimme bedient, um mich zu retten. Ihr habt zwar gerufen; aber die Hilfe kam dennoch von Gott; denn

Es kommt kein Heil von ungefähr,
Von Gottes Güte kommt es her.

5. Der Regenbogen.

Nach einem furchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bey dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des

Baumes von den schönen Farben. Ich will eilends hin, und alle Muschelschalen in meinem Farbkästlein damit füllen.

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der arme Knabe nun im Regen da, und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück, und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte, und sprach: Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile so schön gefärbt. Allein so, mein liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns, etwas zu seyn, ist aber nur eitler Schein.

Laß dich vom Scheine nicht betriegen,
Sonst kehrt in Schmerz sich dein Vergnügen.

6. Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offnen Fenster, und betrachtete mit Entzücken die lieblichen

Farben des Regenbogens. Liebe Mutter, fieng ſie nach einer Weile an, man ſagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erſcheint, falle ein goldenes Schüſſelein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein ſolches goldenes Kleinod? und wer ſind die Sonntagskinder, denen es beſchert iſt?

Die Mutter ſagte: Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts iſt. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müſſen eben nicht an einem Sonntage geboren ſeyn. Die Hauptſache iſt, daß ſie keine alltäglichen Menſchen, ſondern immer und überall ſo fromm und ſittſam ſeyen, wie Sonntags in der Kirche. Sey du ein ſolches Sonntagskind, und du wirſt jenes Kleinod ſicher erlangen.

Lina befliß ſich von ganzem Herzen, fromm und gut zu ſeyn; und da ſie immer frömmer und beſſer wurde, ſo wurde ſie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, ſagte die Mutter: Nun, Lina, gehſt du nicht hinaus,

jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?

Liebe Mutter, sprach Lina, ich war ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold.

So ist es, liebste Lina, sprach die Mutter. Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und das alle Erdenschätze weit übertrifft, ist die wahre Glückseligkeit des Menschen. Außer uns in der Welt suchen wir sie vergebens; wir finden sie nur innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen.

Ein Herz, das wahrhaft gut und rein,
Wird schon auf Erden selig seyn.

7. Der Widerhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal schrie er auf der Wiese: Ho, hopp! Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: Ho, hopp! Er rief hierauf verwundert: Wer bist du?

die Stimme rief auch: Wer bist du? Er schrie: Du bist ein dummer Junge! und — dummer Junge! hallte es aus dem Walde zurück.

Georg ward ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief er nach Hause, und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: Dießmal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen, als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurück gekommen.

So geht es aber im gewöhnlichen Leben. Das Betragen Anderer gegen uns ist meistens nur der Widerhall des unsrigen gegen sie. Begegnen wir den Leuten freundlich, so begegnen sie auch uns freundlich. Sind wir aber gegen sie unfreund-

lich, rauh und grob, so dürfen wir von ihnen nichts Besseres erwarten.“

Wie du hinein rufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

8. Die Quelle.

An einem heißen Sommertage gieng der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach.

Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist. Allein, selbstklug, verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser, und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause, und verfiel in ein gefährliches Fieber.

Ach! seufzte er auf seinem Krankenbette, wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!

Allein Wilhelms Vater sprach: Die reine Quelle ist an deiner Krankheit nicht

ſchuld, ſondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltſamkeit.“

Der liebe Gott hat Alles gut
Zu unſerm Wohl erſchaffen;
Doch Lüſternheit und Übermuth
Verwandelt es in Strafen.

9. Die vier Elemente.

Ich will ein Gärtner werden, ſagte Philipp, als er vierzehn Jahre alt war und ein Handwerk lernen ſollte. Es iſt ſchön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben. Allein nach einiger Zeit kam er wieder nach Hauſe und klagte, er müſſe ſich da immer zur Erde bücken und darauf herum kriechen; Rücken und Knie thäten ihm davon wehe, und er habe die Gärtnerey aufgegeben.

Hierauf wollte Philipp ein Jäger werden. Im grünen, ſchattigen Walde, ſagte er, da iſt's ein herrliches Leben. Allein bald kam er wieder, und beſchwerte ſich, er könne früh vor Tag die freye Luft nicht vertragen, die ihm bald feucht und nebelig, bald grimmig kalt um die Naſe wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. Auf dem hellen, klaren Flusse im leichten Schifflein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen, das ist lustig, sagte er. Allein auch diese Freude war ihm bald verleidet. Das ist ein nasses Handwerk, sagte er; das Wasser ist mir ganz zuwider.

Endlich wollte er ein Koch werden. Dem Koche, sagte er, müssen Gärtner, Jäger und Fischer Alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen. Allein er kam abermal mit Klagen nach Hause zurück. Es wäre Alles gut, sagte er, wenn nur das Feuer nicht wäre. Wenn ich so am flammenden Heerde stehe, so ist's mir nicht anders, als müßte ich vor Hitze verschmelzen.

Allein der Vater gab es nun nicht mehr zu, daß Philipp zum fünften Male ein anderes Handwerk wähle, sondern sprach vielmehr in großem Ernste: Wenn du zufrieden leben willst, so mußt du die Beschwerden des Lebens mit männlichem

Muthe ertragen lernen. Wer allem Unangenehmen ausweichen wollte, das die vier Elemente hie und da für uns haben, der müßte aus der Welt hinaus gehen. Denke nur fleißig an das Gute, an dem es deinem gegenwärtigen Stande gewiß nicht fehlt: so werden dir allmählich seine Mühseligkeiten gering erscheinen.

Philpp folgte seinem Vater, und wenn späterhin andere Leute klagten, beruhigte er sie, indem er sagte: Ich hab's erfahren, was das heißt:

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

10. Die Blumen.

Ludwig blieb in dem Garten vor einem blühenden Rosenstrauche stehen, und sagte zu seinen Schwestern: Die Rose ist doch die schönste von allen Blumen! Karoline sprach: Die Lilie dort auf dem Blumenbeete ist eben so schön als die Rose. Ich halte beyde Blumen für die schönsten;

alle andere ſind nichts dagegen. Ey, ſagte die kleine Luiſe, ihr müßt die lieblichen Veilchen doch auch nicht gering achten. Sie ſind recht ſchön, und haben uns im verfloſſenen Frühlinge viele Freude gemacht.

Die Mutter, die dem Geſpräche der Kinder zuhörte, ſprach: Die dreyerley Blumen, die euch ſo wohl gefallen, ſind ſchöne Gleichniſſe und Sinnbilder von drey ſchönen Tugenden. Das Veilchen mit der beſcheidenen dunkelblauen Farbe iſt ein Sinnbild der Demuth; die ſchneeweiße Lilie iſt ein Sinnbild der Unſchuld; die rothe Roſe aber ſoll bedeuten: Euer Herz ſoll glühen von lauterer Güte, von Wohlwollen gegen die Menſchen und von Liebe zu Gott.

Der Jugend ſchönſte Blüthe
Sind Demuth, Unſchuld, Güte.

11. Die Erdbeeren.

1.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank.

Er konnte nicht mehr weiter reiſen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es gieng ihm ſehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichſte Mitleid. Sie beſuchte ihn alle Tage, und ſchenkte ihm jedesmal einen Sechſer.

Eines Abends ſprach aber der ehrliche Krieger ſehr bekümmert: Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, ſind deine Ältern arm. Sag mir doch redlich, woher nimmſt du ſo viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den du mir nicht mit gutem Gewiſſen geben könnteſt.

O, ſagte Agathe, ſeyd außer Sorgen. Das Geld iſt rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächſten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körblein voll, verkaufe ſie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal ſechs Kreuzer. Meine Ältern wiſſen das wohl; ſie haben aber nichts dagegen. Sie ſagen öfters: Es gibt noch viel ärmere Leute, als

wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsre Lage nur immer erlaubt.

Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen, und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. Gutes Kind, sprach er, Gott wolle dich und deine Ältern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!

Fehlt dir es nicht an gutem Willen,
So kannst du vielen Jammer stillen.

2.

Nach einiger Zeit reisete ein vornehmer Officier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten, und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner Wohlthäterinn. Was? rief der Officier, ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalt machen, daß man

dich im Wirthshause auf's Beste verpflege.

Er that es, und gieng hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. Gutes Kind, sprach er gerührt, deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne viele Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast du dafür eben so viele Goldstücke. Die erstaunten Ältern sagten: Ach, das ist zu viel! Allein der General sprach: Nein, nein! Dieses ist nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

12. Die Kirschen.

Sabine, die Tochter reicher Ältern, hatte ein eignes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntage Nachmittags war sie eben mit dem Ankleiden fertig geworden, und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körbchen voll großer, schwarzer Kirschen. Weil nun gerade Tische und Fenster voll von Kleidungsstücken und andern Sachen lagen, stellte Sabine das Körbchen einstweilen auf einen mit blauem Seidenzeuge überzogenen Sessel, und gieng dann mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Abends spät, da es schon dunkel geworden war, kam sie sehr ermüdet auf ihr Zimmer zurück, und eilte sogleich einem Sitze zu. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, so fuhr sie plötzlich wieder auf, und that vor Schrecken einen lauten Schrey. Denn sie hatte sich gerade mitten in das aufgehäufte Körbchen voll Kirschen gesetzt.

Die Mutter eilte auf den Schrey mit einem Lichte herbey. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt; der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so

übel zugerichtet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war.

Die Mutter gab ihr aber noch überdieß einen scharfen Verweis, und sagte: Da siehst du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen, und jeder Sache einen schicklichen Platz anzuweisen. Du bist jetzt für deinen Ungehorsam und für dein unordentliches Wesen bestraft. Beherzige künftig das Sprüchlein:

Wer nicht auf strenge Ordnung hält,
In Schand und Schaden leicht verfällt.

13. Die Pflaumen.

Die Frau von Halden besuchte einmal mit ihren vier Kindern den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebenblatte vier Pflaumen, die gelb, wie Gold, und so groß, wie Eyer, waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif seyen. Ihr mögt indeß selbst zusehen, sprach er im Scherze, wie ihr vier Pflaumen unter fünf Perso-

nen austheilt, ohne daß in der Rechnung ein Bruch vorkommt.

O, das will ich, sagte Lotte, die älteste Tochter; nur bitte ich mir aus, daß ich gleich- und ungleich-benannte Zahlen ein wenig untereinander mengen darf.

Sie nahm die 4 Pflaumen, und sprach: Wir 2 Schwestern und 1 Pflaume machen zusammen 3; meine 2 Brüder und 1 Pflaume machen auch 3; diese 2 Pflaumen und 1 Mutter sind zusammen abermal 3. So geht Alles gerade und ohne Bruch auf.

Lottens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden. Die erfreute Mutter aber bestand darauf, jedes der Kinder solle eine Pflaume bekommen, und der Großvater brachte Lotten noch überdieß einen schönen Blumenstrauß. Denn, sagte er, Lottchens sinnreiche Rechnung macht ihrem Witze sehr viel, ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre.

Verstand und Witz gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

14. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwey Knaben eine Nuß. Sie gehört mir, rief Ignaz; denn ich habe sie zuerst gesehen. Nein, sie gehört mir, schrie Bernhard; denn ich habe sie zuerst aufgehoben. Beyde geriethen in einen heftigen Streit.

Ich will den Streit ausmachen, sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beyden Knaben, machte die Nuß auf, und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch.

Das, setzte er lachend hinzu, ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse.

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird statt Gewinnes stets verlieren.

---

15. Der Birnbaum.

Der alte Rupert saß im Schatten des großen Birnbaums vor seinem Hause.

Seine Enkel aßen von den Birnen, und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war, und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbarn meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte.

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Thaler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst.

Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch, und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdruße keinen einzigen Thaler.

Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beyde Seiten

hielt und sagte: O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Birnstamm schenken. Den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen.

Ich setzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs, und wurde der große herrliche Baum, den ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er nun seit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und noch immer ist er ein Capital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leibsprüchlein des klugen Nachbarn nicht vergessen; merkt es euch auch:

Den sichersten Gewinn
Bringt Fleiß und kluger Sinn.

---

16. Der grüne Zweig.

Fritz war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages gieng er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophiens Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Fritzens Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

Bruder! Bruder! sagte das ordentliche Mädchen, du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig.

Fritz lachte, kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: Sophie! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen!

Krach! — brach der Ast. Fritz fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben,
Kann niemals ungestrafet bleiben.

17. Das kostbare Kräutlein.

Zwey Mägde, Brigitte und Walpurg, giengen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Walpurg aber lachte und scherzte.

Brigitte sagte: Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich.

Walpurg sprach: Ich habe ein gewißes Kräutlein zur Bürde gelegt; daher fühle ich sie kaum.

Ey! rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein seyn. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag mir doch, wie es heißt.

Walpurg antwortete: Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Merk dir Brigitte:

Leichter trägt, was er auch trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

18. Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich jedermann verwunderte.

Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren, sagte er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.

Er trug die Rübe in das Schloß. Der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drey Ducaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das, und sprach: Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drey Goldstücke, wie viel werde erst ich für ein so schönes Kalb bekommen!

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freygebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: Nun wohl; weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freygebig gegen mich seyd, so

darf ich mich auch nicht karg finden laſſen. Ich will euch daher ein Gegengeſchenk machen, das mich wohl zwey- bis dreymal mehr koſtet, als euer Kalb werth iſt. Und mit dieſen Worten gab er dem erſtaunten und erſchrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt ſich Lohn,
Verſteckter Eigennutz nur Hohn.

19. Der Kohl.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüſe aller Art. Eines Tages ſagte ſie zu ihrer kleinen Tochter: Lischen, ſieh da an der untern Seite des Kohlblattes die kleinen, netten, gelben Dingerchen. Das ſind die Eylein, aus denen die ſchönfarbigen, aber verderblichen Raupen kommen. Suche dieſen Nachmittag alle Blätter ab, und zerdrücke dieſe Eyer, ſo wird unſer Kohl immer ſchön grün und unverſehrt bleiben.

Lischen meinte, zu dieſer Arbeit ſey es allemal noch Zeit, und dachte am Ende gar nicht mehr daran. Die Mutter war

einige Wochen nicht wohl, und kam nicht in den Garten. Als sie aber wieder gesund war, nahm sie das saumselige Mädchen bey der Hand, und führte es zu den Kohlbeeten, und, sieh! aller Kohl war von den Raupen abgefressen. Man sah davon nichts mehr, als die Stängel, und die Gerippe der Blätter. Das erschrockene und beschämte Mädchen weinte über ihre Nachlässigkeit. Die Mutter aber sagte: Thu das, was heute geschehen kann, sogleich heute, und verschiebe es niemals auf morgen.

Noch wichtiger aber, sprach die Mutter, ist eine andere Lehre, die gleichsam auf diesen übel zugerichteten Blättern geschrieben steht:

Dem Bösen thu gleich Anfangs Widerstand,
Sonst nimmt's am Ende schrecklich überhand.

20. Der große Kohlkopf.

Zwey Handwerksbursche, Joseph und Benedikt, giengen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbey.

Sieh doch, sagte Joseph, was das für

große Krautköpfe ſind! Denn ſo nannte er die Kohlköpfe.

Ey, ſagte Benedikt, der gern prahlte, die ſind gar nicht groß. Auf meiner Wanderſchaft habe ich einmal einen Krautkopf geſehen, der war viel größer, als das Pfarrhaus dort.

Joſeph, der ein Kupferſchmid war, ſprach hierauf: Das will viel ſagen. Indeß habe ich einmal einen Keſſel machen helfen, der war ſo groß, als die Kirche.

Aber um des Himmels willen, rief Benedikt, wozu hatte man denn einen ſo großen Keſſel nöthig?

Joſeph ſagte: Man wollte deinen großen Krautkopf darin ſieden.

Benedikt ſagte beſchämt: Nun ſeh' ich erſt, wo das hinaus will! Du hältſt es ſonſt immer mit der Wahrheit, und haſt jetzt nur ſo geredet, um meine prahleriſche Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dieß gefallen laſſen. Denn —

Wer unverſchämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt.

21. Die Kornähren.

Ein Landmann gieng mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sey.

Vater! wie kommt's doch, sagte der Knabe, daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm seyn; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?

Der Vater pflückte ein paar Ähren ab, und sprach: Sieh diese Ähre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer.

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl — ein eitler Tropf.

22. Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst er-

laubte es, und der Künstler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Zimmer, ließ sich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse allemal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: Lieber Mann, ihr habt euch in der That sehr große Mühe gegeben, und sehr viele Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will euch dafür belohnen. Er sagte einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser gieng hinaus, und kam bald darauf mit einem schweren Sacke wieder herein. Der Künstler freute sich sehr, und glaubte, der Sack werde voll Gold seyn.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts als — Erbsen. Der Fürst aber sprach: Da euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich euch damit versehen.

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

23. Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas ſtand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüſchen und Haſelſtauden überwachſen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Ärnte, lag Niklas einmal im Schatten einer Haſelſtaude. Ein Bauer fuhr mit einem hochgeladenen Wagen voll Korn an ihm vorbey. Niklas ſah den vollen Wagen mit ſchelen Augen an, und grüßte den Bauer kaum.

Der Bauer blieb ſtehen, und ſagte zu Niklas: Wenn du von dieſem wüſten Boden, der dein Eigenthum iſt, täglich nur ſo viel umarbeiten wollteſt, als du mit deinem faulen Körper bedeckſt, ſo könnteſt du jährlich wohl mehr Korn ſchneiden, als du auf dem Wagen da ſiehſt.

Dem Niklas leuchtete der Rath ein. Er reutete das Geſträuche und die Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihm keinen Kreuzer koſtete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittre Noth,
Dem Fleißigen fehlt's nie an Brod.

24. Der Weinberg.

Ein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu seinen drey Söhnen: Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleißig in dem Weinberge, so werdet ihr den Schatz finden.

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil sie ihn so fleißig bearbeitet hatten, eine viel größere Menge von Trauben hervor, als sonst, und sie lösten dafür noch einmal so viel Geld.

Da fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe, und sie schrieben an die Thüre des Weinbergs mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.

25. Die Erdschwämme.

Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu suchen, weil sie der Vater sehr gern aß. Mutter, rief das Mädchen, als sie zurück kam, dießmal hab' ich recht schöne gefunden! Da sieh nur, sagte sie, und öffnete das Körbchen, sie sind alle schön roth, wie Scharlach, und wie mit weißen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen.

O du einfältiges, thörichtes Kind, rief die erschrockene Mutter. Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten.

So, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und

glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja der betriegerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen. Allein

Die Sünde, die uns Luſt verſpricht,
Iſt ſüßes Gift — o trau ihr nicht!

---

26. Der Kürbiß und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche, und betrachtete eine Kürbißſtaude, die an dem nächſten Gartenzaune empor wuchs. Da ſchüttelte er den Kopf, und ſagte: Hum! hum! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude eine ſo große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur ſo kleine, armſelige Früchte hervor bringt. Wenn ich die Welt erſchaffen hätte, ſo hätte mir der Eichbaum mit lauter großen, goldgelben, zentnerſchweren Kürbiſſen prangen müſſen. Das wäre dann eine Pracht zum Anſehen geweſen!

Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo fiel eine Eichel herab, und traf ihn ſo ſtark auf die Naſe, daß ſie blutete. O weh!

rief jetzt der erschrockene Mann, da habe ich für meine Nasenweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbiß gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht.

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

27. Der Eichbaum.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwey Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: Als ich vor drey Jahren auf Reisen gieng, gab ich diesem Oßwald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurück geben.

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: Ich betheure bey meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringste bekannt ist. Mein Freund Edmund muß in der That nicht recht bey Sinnen seyn.

Der Richter sprach: Edmund! kann es dir jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?

Edmund sagte: Leider war niemand dabey, als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen.

Oßwald sagte: Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring.

Der Richter sprach: Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kommt.

Edmund ging. Über eine kleine Weile sprach der Richter: Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster, und sieh, ob er noch nicht kommt.

Oßwald sagte: O Herr, so bald kann er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt.

Da rief der Richter: O du gottloser Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem

höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, beschwören wolltest! Du weißt um den Ring eben so gut als um den Baum.

Oßwald mußte den Ring herausgeben, und wurde auf ein Jahr zum Gefängniß verurtheilt. Da, sagte der Richter, wirst du Zeit finden, die große Wahrheit zu bedenken:

Es kommt dereinst der Tag der Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken.

28. Die Eiche und die Weide.

Eines Morgens, nach einer furchtbar stürmischen Nacht, gieng Vater Richard mit seinem Sohne Anselm auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: Ey, sieh doch, Vater, die große, starke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die schwache Weide hier am Bache steht noch schlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden als mit der stolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat.

Kind, sagte der Vater, die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich nicht biegen konnte; die geschmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und so konnte er ihr nichts anhaben.

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit; Viel besser ist Nachgiebigkeit.

---

29. Der Gränzstein.

Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbarn stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbarn vergrößern, und rückte heimlich bey Nacht den Gränzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbarn hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einen Baum, Kirschen zu pflücken. Als er ganz oben war, fiel er sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden, und zerschmetterte sich an dem Gränzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber

hinaus gefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbey, der ihm den Nacken bricht.

30. Der Kanarienvogel.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sprach: Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht folgsam und fleißig seyn wirst, besonders aber, wenn du deinen Vorwitz aufgibst, unnöthige oder gar schädliche Dinge inne zu werden.

Christine versprach es. Eines Tages kam sie aus der Schule nach Hause. Da sagte die Mutter: Hier auf dem Tische steht ein neues Schächtelchen, mache es bey Leibe nicht auf, und rühre es nicht einmal an! Wenn du mir folgst, werde ich dir eine große Freude machen.

Die Mutter gieng hierauf fort, um den kleinen kranken Wilhelm, ihren Taufpathen, zu besuchen. Kaum war sie zur Thür hin-

aus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. Es ist so leicht, sagte es, und in dem Deckel sind kleine Löcherchen! Was mag doch wohl darin seyn?

Sie machte das Schächtelchen auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein wieder fangen und einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte — trat die Mutter herein, und sagte: Du ungehorsames, vorwitziges Mädchen! Das schöne Vögelein wollte ich dir schenken; ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdienst. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorsamer, und nicht so vorwitzig ist, wie du.

Merke wohl den alten Spruch:
Vorwitz wird mit Schaden klug.

31. Die Schwalben.

Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten, und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte er zu seinen Kindern: Thut mir ja den guten Vögelein nichts zu leid. Wer die Schwalben von seiner Tenne vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest vor seinem Fenster zerstört, und die Eyer zertreten — und von der Zeit an geht es mit seinem Hauswesen zurück, und er geräth in's Verderben.

Der kleine Christian fragte den Vater, wie denn das zu verstehen sey. Der Vater antwortete: Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Väter verlassen. Seine Vorältern und Ältern haben die unschädlichen, ja vielmehr nützlichen Schwalben mit milder Schonung geduldet, und sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen Morgen gern zur Arbeit wecken lassen. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im

Wirthshause saß, verträumte lieber die schönen Morgenstunden; und weil ihn die Schwalben in seinem Morgenschlafe störten, so vertilgte er ihr Nest. Der unfreundliche, faule und verschwenderische Mann vertrieb so mit den Schwalben zugleich Glück und Segen von seinem Hause.

Vergönn der Schwalb' ihr kleines Haus,
Sie singt: Vergelt dir's Gott! heraus.

32. Die Tauben.

Emmerich und Leopold, zwey muntere Knaben, waren Nachbarn. Der reiche Emmerich hatte mehrere schöne Tauben; der arme Leopold aber nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flog von Emmerichs Tauben ein Paar hinüber in Leopolds Schlag, und fieng an, hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: Wie glücklich wäre ich, wenn diese Tauben mir gehörten! Sie sind so blendend weiß, wie Schnee; Scheitel und Schweif aber so glänzend schwarz,

wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade dieſe am beſten.

Es kam ihm die Luſt an, ſie zu behalten und einzuſperren. Aber, nein! ſagte er; das darf ich nicht; das wäre ja Sünde. Ich will die Verſuchung dazu überwinden. Er ſchloß den Schlag, fieng die Tauben, und brachte ſie dem Emmerich.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude, nahm bald darauf die erſten Eyer, die er von den ſchönen Tauben erhielt, ſchlich ſich damit heimlich in Leopolds Schlag, und legte ſie einer gemeinen grauen Taube anſtatt der ihrigen unter.

Als nun die Jungen aus den Eyern krochen und Federn bekamen, war Leopold höchſt erſtaunt, daß ſie gerade ſo ſchön weiß und ſchwarz wurden, wie Emmerichs ſchönſtes Taubenpaar. Er eilte voll Freude zu Emmerich, und verkündete ihm das vermeinte Wunder.

Emmerich lächelte, erzählte, daß er die Eyer ausgewechſelt habe, um gegen den ehrlichen Leopold ſich erkenntlich zu bezeigen, und ſagte am Ende der Erzählung:

Bleibe immer so ehrlich, lieber Leopold. Denn:

* Des Höchsten bester Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut.

---

33. Der Haushahn.

Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwey Mägde alle Morgen, sobald der Haushahn krähte, zur Arbeit. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig, und sagten zu einander: Wenn der verwünschte Haushahn nicht wäre, so dürften wir länger schlafen. Sie brachten ihn daher um. Allein die Hausmutter, die schon sehr alt war und immer sehr frühe erwachte, wußte nun nicht mehr, um welche Zeit es sey. Sie weckte daher die Mägde noch früher, ja oft schon um Mitternacht.

* Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt Mancher sich in größ're Leiden.

---

34. Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwey Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eyern saß, zu fangen.

Du, sagte der Größere, nimm du die Eyer; ich will die Henne behalten. Die Eyer sind so viel werth, als die Henne. Wenn das ist, sagte der Kleinere, so gib mir die Henne, und behalte du die Eyer.

Sie fiengen nun an, mit einander zu zanken, und geriethen sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eyer. Nun hatten sie Beyde gar nichts, und sagten zu einander: Der Vater hat Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ey begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen.

---

35. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume

umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Äſten und in den Hecken umher ſangen und niſteten allerley muntere Vögel. Im Herbſte aber waren alle Zweige reichlich mit Äpfeln, Birnen und Zwetſchken beladen.

Da fiengen einmal einige böſe Buben an, die Neſter auszunehmen und zu zerſtören. Die Vögel wurden dadurch verſcheucht, und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vögelein mehr ſingen. Alles war ganz ſtill und traurig. Die ſchädlichen Raupen aber, die ſonſt von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume ſtanden kahl da, wie mitten im Winter, und die böſen Buben, die ſonſt köſtliches Obſt im Überfluſſe zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu eſſen.

Nimmſt du dem Vogel Neſt und Ey,
Iſt's mit Geſang und Obſt vorbey.
Laß doch in Ruhe, liebes Kind,
Die Thierchen, die unſchädlich ſind.

36. Die Emmerlinge.

Zwey Kinder aus dem Dorfe giengen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als ſie an dem Garten des Müllers vorbey kamen, erblickten ſie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiften Hecke ſaßen. Die kleine Bertha hatte herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack, und ſtreute ihnen ein paar Händchen voll Körner hin.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr, und ſagte: Du gutherzige Thörinn! Warte nur, du wirſt gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unſere Ältern dich deßhalb beſtrafen.

Bertha erſchrak, und ſagte: Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun ſollen. Indeſſen werden unſere guten Ältern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weiſe dafür ſegnen.

Als die zwey Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen,

ſiehe! da war in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal ſo viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erſtaunte, und Bertha war ſehr geneigt, dieß für ein Wunder anzuſehen.

Allein der wackere Müller, der das Geſpräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, ſagte zu Bertha: Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir ſo wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, ſo darfſt du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beſchert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.

Den guten, mitleidsvollen Seelen
Wird Gottes Segen niemals fehlen.

37. Die Meiſe.

Sieh doch die prächtige Kohlmeiſe dort auf dem Apfelbaume! ſagte Lorenz zu ſeiner Schweſter Luzie. Die will ich bald haben. Er kletterte auf den Baum, ſtellte dort einen Meiſenſchlag auf, und

verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meise gieng richtig in die Falle, und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume, fiel aber, indem er den Vogel herausnehmen wollte, sammt dem Meisenschlage herab. Der Vogel war entwischt, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Aste die Hand verwundet.

Luzie sagte: O du armer Bruder! deine Hand blutet! Nun wirst du es wohl bleiben lassen, noch einmal auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen; du könntest sonst noch Arm und Bein brechen.

Ey, sagte Lorenz lachend, deßhalb bleibe ich nicht drunten. Allein gegenwärtig wäre meine Mühe vergebens. Denn die Meise scheut den Schlag, in welchem sie schon einmal gefangen war.

Wenn dem so ist, sagte Luzie, so ist ja die Meise klüger, als du. Sie geht nicht mehr dahin, wo sie Gefahr wittert. Du aber, der du erst diesen Augenblick eine Wunde davon getragen hast, und mit

genauer Noth einem noch größern Unglücke entgangen bist, willst dich dennoch mit lachendem Munde auf's neue in Gefahr wagen?

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen, statt zu lachen.

---

38. Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beyspiele der Jäger rief: Stärlein, wo bist du? so schrie der Staar allemal: Da bin ich!

Des Nachbarn kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte demselben öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal hinkam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fieng geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger zur Thür herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und

rief, wie gewöhnlich: Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: Da bin ich!

Ein Diebstahl sey so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

39. Der Kukuk.

An einem lieblichen Maymorgen giengen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

Das ist ein Glücksvogel, sagte der abergläubische Jörg; sein Ruf verkündet mir Glück, zum wenigsten eine Tasche voll Geld.

Warum denn gerade dir? sprach Michel, der eben so abergläubisch war. Ich sehe nicht, warum du bey dem Kukuk höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin wohl noch besser, als du, und ich behaupte, mir verkündet er Glück.

Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fiengen sie nun an zu streiten. Vom Zanken kam es zu Schlägen, und

zuletzt liefen beyde, übel zugerichtet, im größten Zorn aus einander.

Beyde verwundete Knaben kamen bey dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sey, und fragten ihn, welchem von ihnen beyden wohl der Kukuk ein Glücksvogel seyn möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: O ihr Thoren! Keinem von euch beyden, sondern mir. Denn euch beyde hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt; mir aber schafft er Geld in die Tasche.

Ein Streit wird immer Beyde reuen,
Sollt' er auch nicht den Dritten freuen.

40. Die Kuh.

Verene, eine Wittwe, lebte mit ihren zwey Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erwarben, das mußten sie die Woche hindurch wieder verzehren. Überdieß verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchst bestürzt. Ach, sag-

ten sie, wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld aufzutreiben, um eine Kuh zu kaufen.

Thut das Eurige getreu, sagte die Nachbarinn; so wird Gott euch Hilfe senden."

Aber was sollen wir denn thun? fragte Verene. Die Nachbarinn sprach: Ihr müßt für's erste durch Fleiß eure Einnahme vermehren. Ihr seyd eurer drey; und versteht euch gut auf's Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich ein Paar Stunden länger; es müßte doch schlecht seyn, wenn nicht jede ein paar Kreuzer mehr verdiente, als bisher.

Für's zweyte müßt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennt. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, so kostet das Ding euch doch zu viel. Eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von euch wenigstens ein paar Kreuzer. Befolgt diese zwey Stücke, legt das, was ihr so verdient und erspart,

zurück, und ihr werdet bald so viel Geld beysammen haben, als eine schöne Kuh kostet.

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath; und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch einmal so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr ist, sie hatten dabey gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarinn aber sagte: Seht ihr nun, daß ich Recht hatte? Es bleibt immer wahr:

Es mangelt nie an Gottes Segen,
Willst du nur selbst die Hände regen.

41. Die Kuhschelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Walde die Kühe. Alle waren mit Schellen versehen; die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle.

Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: Das ist eine präch-

tige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?

Einen Thaler! sagte Wendelin. Nicht mehr? rief der fremde Mann; ich gebe dir sogleich zwey Thaler dafür.

Wendelin gab dem Manne die Schelle, und schob die zwey Thaler mit Freuden in die Tasche.

Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin in dem dichten Walde nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der sich im Gebüsche versteckt hielt, ergriff sie beym Horn, und führte sie heimlich davon.

Der arme Wendelin aber sah erst jetzt ein, daß der Schelm ihn betrogen habe.

Wer dir zu viel Gewinn verspricht,
Meint es nicht redlich; trau ihm nicht.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause, und erzählte die Geschichte. Ach, sagte er, das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle so gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!

Der Vater aber sprach: Wie der Schelm dich betrogen hat, so will die Sündenlust uns alle betriegen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merke dir daher den Spruch:

Der Sünde trau in keinem Theil,
Sie raubt dir sonst dein ganzes Heil.

3.

Die Mutter sprach: Aber, lieber Wendelin, dachtest du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?

Ach, sagte Wendelin, das Geld hatte mich ganz verblendet. Ich dachte nur: Da kann ich mit schönster Art einen Thaler gewinnen. Die Schelle ist nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene.

So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen, sprach die Mutter.

Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein in der Folge werden sie mit Schaden klug, und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten.

• Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

42. Die Schafe.

Ein alter, verständiger und rechtschaffener Schäfer hatte mehrere Söhne und Töchter. Diese wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt gehen, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: Das ist nichts für euch. Ich suchte euch bisher immer vor dem Verderbnisse der Sitten rein zu bewahren; allein dort könntet ihr leicht verdorben werden. Die Kinder sagten: Ey, Andere gehen ja auch dahin!

Der Vater sprach hierauf: Es giengen schon Viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wolltet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund

ſpringt, ſpringen die andern alle nach. Ihr nennt ſie deßhalb dumme Thiere. Allein der Menſch, der ſich in das Verderben ſtürzt, weil Andere es auch ſo machen, iſt um nichts klüger.

Stürzt ſich ein Menſch in Sünd' und Schmach:
Seyd klug, und macht es ihm nicht nach.

43. Der Ziegenbock.

Frau von Hill wohnte in einem ſchönen Hauſe vor der Stadt. Eines Morgens ſprach ſie zu ihrer Magd: Crescenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Wenn du über die Straße gehſt, um Waſſer zu holen, oder in den Garten, um Bohnen zu pflücken, ſchließ die Hausthüre zu. Ich habe dir das ſchon öfters befohlen, und erwarte, daß du mir doch endlich einmal gehorchen wirſt. Es könnte ſich ſonſt leicht jemand in das Haus ſchleichen und Schaden anrichten.

Die Frau gieng, Crescenz räumte die Zimmer auf, gieng dann zum Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen

stehen. Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen, sagte sie, und lachte über die allzuängstliche Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Crescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Ziegenbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hieng in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beynahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sey noch ein Bock da, stutzte, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Da sprang der rechte Bock plötzlich auf den eingebildeten los, und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Crescenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein, und hörte das Geklapper der Glasscherben, lief eilends in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen aus dem Hause. — Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams fortgeschickt, und bekam zu einigem Ersatz des angerichteten Schadens keinen Lohn. In ihrem neuen Dienste durfte man ihr es nicht mehr befehlen, die Thüren zu schließen. Es traf nunmehr das Sprüchlein bey ihr zu:

Unachtsame Leute müssen
Oft den Leichtsinn theuer büßen.

44. Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannau, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren, nachdem er ein trefflicher Forstmann geworden war, erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehrern Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirsche, fehlte, und in dem Gebüsche rief

eine klägliche Stimme: O Gott, ich bin getroffen! Hubert eilte hin und — ſieh! ein alter Mann wand ſich winſelnd und röchelnd in ſeinem Blute. Die ganze Jagdgeſellſchaft verſammelte ſich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfieng ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.

Allein der Sterbende ſagte: Du haſt mir nichts abzubitten. Was bisher kein Menſch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildſchütz, der deinen Vater erſchoſſen hat. Gerade hier unter dieſer alten Eiche tränkte ſein Blut weit umher den Boden, und nun mußteſt du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wiſſen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen!

Gott iſt gerecht! ſeufzte er noch, indem er verſchied. Ein Schauder drang allen Umſtehenden durch Mark und Bein, und einer aus ihnen rief:

Es trifft, o Gott, dein Strafgericht
Früh oder ſpät den Böſewicht.

45. Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem groſsen Walde die Schafe. Eines Tages ſchrie er, um ſich einen Spaſs zu machen, aus allen Kräften: Der Wolf kommt! der Wolf kommt!

Die Bauern kamen ſogleich mit Äxten und Prügeln in Scharen aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt ſchlagen. Da ſie jedoch nichts von einem Wolfe ſahen, giengen ſie wieder heim, und Hans lachte ſie heimlich aus.

Am andern Tage ſchrie Hans wieder: Der Wolf! der Wolf! Die Bauern kamen wieder heraus, wiewohl nicht mehr ſo zahlreich, als geſtern. Da ſie aber keine Spur von einem Wolfe erblickten, ſchüttelten ſie die Köpfe, und giengen voll Verdruſs nach Hauſe.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans ſchrie ganz erbärmlich: Zu Hilfe! zu Hilfe! Der Wolf! der Wolf! Allein dieſsmal kam ihm kein einziger Bauer zu Hilfe.

Der Wolf brach in die Heerde ein, er-

würgte mehrere Schafe, und darunter das artigste Lämmchen, das dem Knaben selbst gehörte, und das er ungemein lieb hatte.

Wer einmal Lügen sich erlaubt,
Dem wird auch Wahrheit nicht geglaubt.

46. Der Affe.

Ein reicher Geizhals, der niemals einem Armen einen Heller Almosen gab, hatte einen Affen zu seiner Gesellschaft; hoffte jedoch, ihn viel theurer wieder zu verkaufen, als er ihn gekauft hatte.

Eines Tages war der hartherzige Mann ausgegangen. Da gerieth der Affe über die vollen Geldkisten, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus auf die Gasse.

Die Leute, die dieß sahen, liefen scharenweise herbey, rauften und schlugen sich um das Geld, und rafften zusammen, so viel sie nur bekommen konnten.

Da die Kisten schon fast leer waren, kam der Geizige die Gasse herauf, und sah mit Entsetzen, was vorgieng. O das

häßliche, das abſcheuliche, das dumme Thier! ſchrie er, und drohte dem Affen ſchon von weitem mit geballter Fauſt.

Ein Nachbar aber ſagte zu dem zornigen Manne: Gib dich zufrieden. Es iſt freylich dumm, das Geld zu dem Fenſter hinaus zu werfen, wie dieſer Affe; aber iſt es denn viel vernünftiger, wenn man es bloß in Kiſten einſperrt, und davon gar keinen Gebrauch macht?

Ich lobe den, der Geld und Gut beſitzt,
Wenn er's für ſich und And're wohl benützt

47. Der Löwe.

Ein armer Sklave, der ſeinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen weiten Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furchtbaren Löwen auf ihn los. Mehrere tauſend Menſchen ſahen zu.

Der Löwe ſtürzte grimmig auf den armen Menſchen los — blieb aber plötzlich ſtehen, wedelte mit dem Schweife, ſprang voll Freude um ihn herum, und leckte ihm

dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir hinein, und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bey der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt, und beyde gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden.

Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Thieres entzückt, und rief laut: Es lebe der wohlthätige Mensch! es lebe der dankbare Löwe! Der Sklave wurde frey gelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig, wie ein zahmes Hündchen, ohne jemanden ein Leid zu thun.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen;
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

48. Der Ohrwurm.

Anſelm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft; allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und ſagte, er habe Einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater gieng mit ihm in das Gartenhaus, und machte die Thür zu.

Anſelm ſchlich ſogleich herbey, und hielt das Ohr an ein kleines Aſtloch, das in der Thür war. Allein auf einmal ward ihm ganz wunderlich in ſeinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbele etwas darin herum, und bald darauf empfand er ſo entſetzliche Schmerzen, daß er laut ſchreyen mußte, und faſt raſend wurde.

Der Vater kam mit dem Bürger erſchrocken aus dem Gartenhauſe. Man ließ einen Arzt holen. Dieſer ſpritzte dem Anſelm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohre hervor, der ſich in dem Aſtloche verſteckt hatte, und dem Anſelm in das Ohr gekrochen war.

Biſt du nun für dein Horchen beſtraft?

ſagte der Vater. Laß es dir künftig zur Warnung dienen! Manchem Horcher ſind ſchon viel ſchlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Kopf und Herz gekrochen; ich meine Mißverſtändniſſe, Haß und Feindſchaft. Du mußt dir dieſen Fehler abgewöhnen, wenn du einſt ein braver Mann werden willſt.

Ein Mann von Ehre und Verſtand
Schämt ſich des Horchens an der Wand.

49. Das Brod.

Zur Zeit der Theurung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmſten Kinder der Stadt in ſein Haus kommen, und ſagte zu ihnen: In dieſem Korbe da iſt für jedes von euch ein Brod. Nehmt es, und kommt alle Tage zu dieſer Stunde wieder, bis Gott beſſere Zeiten ſchickt.

Die Kinder fielen über den Korb her, ſtritten und zankten um das Brod, weil jedes das ſchönſte und größte haben wollte, und giengen endlich fort — ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und gieng dann stille und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als sie aber nach Hause kam, und ihre kranke Mutter das Brod anschnitt — da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak, und sagte: Gib das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brod hinein gekommen.

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann sprach: Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brod hinein backen lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgiebig. Wer lieber mit dem kleinern Brode zufrieden ist, als um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen,

als wäre Geld in das Brod hinein gebacken.

Genügsam, friedlich, dankbar seyn,
Bringt mehr, als Zank und Streiten ein.

50. Wasser und Brod.

Zur Zeit großer Theurung kam Paul, ein armer Knabe, aus dem Gebirge herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, der Knabe eines reichen Bauern, saß vor seiner Hausthüre, und hatte ein großes Stück Brod in der Hand. Gib mir auch einen Bissen davon, sagte der arme Paul; mich hungert gar sehr. Allein Peter sagte hartherzig: Geh weiter! ich habe für dich kein Brod.

Ein Jahr etwa nachher kam Peter hinauf in das Gebirg, seine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß, und er verschmachtete beynahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle.

Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sitzen, der die

Schafe hütete, und einen vollen Wasserkrug neben sich stehen hatte. Gib mir doch zu trinken, sagte der reiche Peter; mich durstet gar sehr. Allein Paul sagte: Geh weiter! ich habe für dich kein Wasser.

Da erinnerte sich Peter, daß er einst dem armen Paul einen Bissen Brod unbarmherzig abgeschlagen habe. Die Thränen drangen ihm in die Augen, und er bat den Paul um Vergebung. Paul überwand sich, verzieh ihm, und reichte ihm den Krug. Peter aber sprach: Gott wolle dir diesen Trunk Wasser hier und dort belohnen.

Gerne geben, gern vergeben,
Heißt in Wahrheit christlich leben.

51. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einem schattigen

Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch, und aß nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun bereits die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der Schüssel einen Reim. Er las ihn mit Erröthen, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen, und sich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbey, brockte ihm das Brod selbst ein, und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen.

Den Spruch, sagte Ferdinand, der in der Schüssel steht, sollte man in alle

Schüsseln vermöglicher Leute schreiben. Der Spruch aber lautete so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

52. Die Suppe.

Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen, ich kann sie nicht essen; sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg.

Nun wohl, sagte die Mutter; ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen.

Die Mutter gieng hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrud mußte, bis die Sonne untergieng, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem Beyde nach Hause gekommen waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie, und sagte: Das ist freylich eine andere Suppe; die schmeckt besser. Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: Es ist eben die Suppe, die du heute Mittags stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast.

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmecket jede Suppe gut.

53. Die köstlichsten Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bey Tische, und vor ihnen stand eine große Schüssel voll Habermuß. Alle ließen sich's recht gut schmecken, und sahen dabey so frisch und roth aus, wie die Rosen.

Aber wie ist es doch möglich, sagte der Prinz zur Mutter, daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarer Lust verzehren, und dabey so gesund und blühend aussehen kann?

Die Mutter antwortete: Das kommt von dreyerley Gewürzen her, die ich an

die Speise thue. Erstens lasse ich die Kinder ihr Mittagessen durch Arbeit verdienen. Zweytens gebe ich ihnen außer der Tischzeit nichts zu essen, damit sie Hunger mit zu Tische bringen. Drittens gewöhne ich sie zur Genügsamkeit, indem ich sie mit Leckerbissen und Näschereyen gar nicht bekannt mache.

Die köstlichsten Gewürze, weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

54. Der Honigtopf.

Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beyde Hände voll Arbeit, und rief: Gretchen, hole mir geschwind eine Citrone; da ist der Schlüssel zum Speisegewölb!

Als Margarethe in das Speisegewölb kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zu naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brete den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, um den Topf zu erreichen, und ihren ausgestreckten Zeigefinger in den Honig zu tauchen.

Allein plötzlich zwickte sie etwas ganz entsetzlich in den Finger, und als sie schreyend und weinend die Hand heraus zog, sieh! da hieng ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Schere gepackt hatte, und ihn gar nicht mehr los lassen wollte.

Die Mutter hatte nämlich, ohne daß Gretchen es wußte, den Honig vor ein Paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt.

Sie eilte auf Gretchens Geschrey in das Speisegewölb, machte den blutenden Finger des Kindes von der Krebsschere los, und sagte: Laß diese kleine Strafe dich warnen; denn Naschhaftigkeit könnte noch betrübtere Folgen für dich haben. Schon Viele, die sich in ihrer Jugend das Naschen angewöhnt haben, verschwendeten ihr Geld, schadeten ihrer Gesundheit, und was noch viel schlimmer ist, ihrer Seele.

Vor Näscheren nimm dich in Acht,
Sie hat schon Manchem Leid gebracht.

55. Die Perlen.

1.

Ein Wanderer verirrte sich in der Wüste eines fernen Welttheiles. Er fand zwey Tage lang nichts zu essen und zu trinken, und verschmachtete fast vor Hunger und Durst. Endlich erreichte er einen schattigen Baum und eine frische Quelle. An dem Baume waren aber keine Früchte; bey der Quelle lag jedoch ein kleines Säckchen. Gottlob! sagte der Mann, indem er das Säckchen anfühlte, das sind vielleicht Erbsen, die mich vom Hungertode erretten. Er machte das Säckchen begierig auf, und — rief erschrocken: Ach Gott! es sind nur Perlen!

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann hätte nun leicht neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungern können. Allein er betete inbrünstig zu Gott — und plötzlich sah er einen Mohren auf einem Kameele in

großer Eile auf sich zu kommen. Der Mohr hatte die Perlen liegen lassen, und freute sich, sie wieder zu finden. Er erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel. Sieh, sagte der Mohr, wie wunderbar Gott Alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, daß ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück für dich. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich wieder hieher kommen, und dir das Leben retten mußte.

Vertraue auf den lieben Gott,
Er ist der Helfer in der Noth.

56. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab.

Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwey der schönsten Steine fehlten. Er hatte den Lehrjungen im Verdachte, und suchte in dessen Schlafkammer nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient habe, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Älster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf den Arbeitstisch geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel, und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen Knaben Unrecht gethan habe. Er nahm ihn wieder an, behandelte ihn von nun an sehr gütig, und

hatte nie mehr so leicht auf Jemand einen Argwohn.

Wer den Argwohn nicht bezwingt,
Sich und Andern Kummer bringt.

57. Die Kieselsteine.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgibst, so mußt du sterben; denn er ist Gift für die Jugend.

Der Kranke sagte: Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu sehr gewohnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken.

Der Arzt sagte: Je nun, so muß ich auf etwas Anderes denken! Am folgenden Tage brachte er ein buntes Schächtelchen voll Kieselsteinchen, und sprach: Wirf alle Tage eines von diesen Steinchen in deine Branntweinflasche; laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich seyn.

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich

zu machen, und that täglich eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger, und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird allmählich fehlerfrey und gut.

58. Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte seine Nachbarin, eine arme Wittwe, um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umhergieng, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hinein geht. Der Reiche sagte: Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren.

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde, und sprach dann: Nun habe ich aber noch

eine Bitte. Seyd so gut, und helft mir, den Sack auf die Schulter nehmen!

Der Reiche hatte keine Lust dazu, und schlug es ihr unwillig ab. Allein die Wittwe ließ mit Bitten nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er: Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer!

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: Da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen könnten, euch in der Ewigkeit drücken!

Der Mann erschrak über diese Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück.

Scheu unrecht Gut als eine Bürde,
Die ewig dich beschweren würde.

59. Der Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, sagte öfters: Wer Gott recht von Herzen liebt, dem wird es leicht, das Gute zu thun und das Böse zu meiden.

Er hatte aber einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die roheſten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er ſolle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht ſagte: Das iſt mir nicht möglich; Menſchen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.

Eines Morgens ſprach Fridolin zu ihm: Matthias, ſieh da einen ſchönen neuen Thaler! Dieſen will ich dir ſchenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibſt, und kein zorniges Wort aus deinem Munde hören läßt. Dem Knechte gefiel dieſer Antrag, und er nahm ihn mit Freuden an.

Die übrigen Dienſtboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was ſie den ganzen Tag ſagten und thaten, zielte nur darauf hin, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt ſich ſo tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwiſchte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler, ſagte aber dabey: Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Lieb deinen Zorn ſo gut überwinden kannſt,

aber aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.

Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanftmüthiger Mensch.

Wenn Gottes Liebe wird dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

60. Das wohlangewendete Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

Aber wo thut ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner? sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: Ich zahle mit dem Gelde theils Schulden ab, theils leihe ich es auf Zinsen aus. Ey, rief der Dreher, ihr scherzt! Ihr habt weder Schulden zu bezahlen, noch irgendwo ein Capital auf Zinsen ausliegen.

Es ist doch so, sprach der Schreiner; laßt euch die Sache nur erklären. Seht,

all' das Geld, das meine guten Ältern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine Kinder verwende, um ihnen etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Capital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen, zurück bezahlen werden.

Wie meine Ältern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Aeltern zu vergelten, so hoffe ich, werden auch meine Kinder diese ihre nämliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt.

Wie viel thun gute Ältern für der Kinder Glück!
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einst zurück!

61. Der Geldbeutel.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde, und jam-

merte, weinte und betete laut. Ein vornehmer Herr in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Bruſt jagte eben im Walde, trat zu ihm, und ſprach: Kleiner, warum weinſt du?

Ach, ſagte Norbert, meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater in die Stadt geſchickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld ſammt dem Beutelein unterwegs verloren.

Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldſtücke waren, und ſprach: Iſt vielleicht dieſes dein Geldbeutelchen? O nein, ſagte Norbert, das meinige war nur ganz gering, auch war kein ſo ſchönes Geld darin.

So wird es wohl dieſes ſeyn? ſagte der Jäger, und zog ein unanſehnliches ledernes Beutelein aus der Taſche. Ach ja, rief Norbert voll Freude, dieſes iſt es! Der Jäger gab es ihm. Der vornehme Herr aber ſprach: Weil du ſo herzlich gebetet haſt und ſo ehrlich biſt, ſo

ſchenk ich dir dieſen Beutel mit Gold noch dazu.

Gebet erlöſ't aus Aengſten;
Und — ehrlich währt am längſten.

62. Der Diamantring.

Der Kaufmann William reiſ'te über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte dort durch Fleiß und Geſchicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in ſein Vaterland zurück.

Als das Schiff anlandete, hörte er, ſeine Anverwandten ſeyen eben bey einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhauſe verſammelt. Er eilte ſogleich dahin, und nahm ſich in der Freude ſeines Herzens nicht einmal Zeit, anſtatt ſeines grauen Rockes, der von der Seereiſe ziemlich abgetragen war, ein beſſeres Kleid anzuziehen.

Allein, da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten ſeine Herrn Vettern und Frauen Baſen wenig Freude, ihn

wieder zu sehen; denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sey arm zurück gekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht, und sagte: Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so lange Zeit nicht einmal freundlich grüßen.

Warte nur, sagte der Kaufmann leise zu ihm, sie werden bald andere Gesichter machen. Er steckte einen Ring, den er bey sich trug, an den Finger — und sieh! da erheiterten sich schnell alle Gesichter, und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, der Andere umarmte ihn; Alle stritten sich um die Ehre, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern? fragte der erstaunte Schwarze. O nein, sagte William; an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie bloß, daß ich reich bin, und der Reichthum geht ihnen über Alles.

O ihr verblendeten Menschen! rief jetzt

der Mohr, ſo hat euch denn nicht der Ring, ſondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchſichtige Kieſel höher ſchätzen, als einen ſo edlen Mann, wie mein Herr iſt?

Wahrlich:

Bey Narren nur kann Gold und Edelſtein
Beliebter als die Tugend ſeyn!

63. Die goldene Doſe.

Ein Oberſter zeigte den Officieren, die bey ihm ſpeiſ'ten, bey Tiſche eine neue, ſehr ſchöne goldene Doſe. Nach einer Weile wollte er eine Priſe Tabak nehmen, ſuchte in allen Taſchen, und ſagte beſtürzt: Wo iſt meine Doſe? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer ſie in Gedanken eingeſteckt habe.

Alle ſtanden ſogleich auf, und wendeten die Taſchen um, ohne daß die Doſe zum Vorſchein kam. Nur der Fähnrich blieb in ſichtbarer Verlegenheit ſitzen, und ſagte: Ich wende meine Taſchen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Doſe nicht habe,

ſey genug. Die Officiere giengen kopfſchüttelnd auseinander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberſt rufen, und ſprach: Die Doſe hat ſich wieder gefunden. Es war in meiner Taſche eine Naht aufgegangen, und da fiel ſie zwiſchen dem Futter hinab. Nun ſagen Sie mir aber, warum Sie ihre Taſche nicht zeigen wollten, was doch alle übrige Herrn Officiere gethan haben?

Der Fähnrich ſprach: Ihnen allein, Herr Oberſt, will ich es gern bekennen. Meine Ältern ſind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und eſſe Mittags nichts Warmes. Als ich bey Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittageſſen bereits in der Taſche — und da hätte ich mich ja ſchämen müſſen, wenn beym Umwenden der Taſche ein Stück ſchwarzes Brod und eine Wurſt heraus gefallen wäre.

Der Oberſt ſagte gerührt: Sie ſind ein ſehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Ältern deſto leichter unterſtützen können, ſollen Sie nun täglich bey mir ſpeiſen. Er

lud alle Officiere zu einem festlichen Gastmahle ein, bezeugte vor ihnen allen die Unschuld des Fähnrichs, und überreichte ihm zum Beweise seiner Hochachtung, die goldene Dose als ein Geschenk.

Wer seine Ältern liebt und ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

64. Die silberne Taschenuhr.

Albert, ein armer Student, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beym Mondscheine eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm zwar: Du sollst nicht stehlen. Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker. Da sprang er mit einem Male auf, und stieg eilends zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hun[illegible] Schritte weit ge-

laufen war, reute es ihn, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab dieser Warnung Gehör, und wanderte seinen Weg weiter.

Der Mond ging unter, und es wurde sehr finster. Albert verirrte sich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder, und schlief fest ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrey geweckt, und als er die Augen aufschlug, da überfiel ihn Schrecken und Entsetzen.

Er lag unter dem Galgen, und über seinem Kopfe hieng ein Dieb, um den sich eine ganze Schar Raben versammelt hatte. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest. Er kniete nieder, und gelobte Gott heilig an, künftig jeder Versuchung sogleich und ernstlich zu widerstehen.

Je stärker die Versuchung droht,
Je fester halte dich an Gott.

65. Das Uhrbändchen.

Die Schülerinnen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menschenfreundlichkeit dieses Geschäft.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerinn, die sich für eine Meisterinn im Perlenstricken hielt, dachte: Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätzt. Meine Mitschülerinnen beneiden mich nur; selbst die Lehrerinn ist mir nicht sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht, von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit.

Sie gieng in den Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerinn gestrickt hatte, und fragte, was es koste. Dieses kann ich nicht anders lassen, sagte die Frau, als für 36 Kreuzer.

Und was kostet das hier? fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres, von einer andern Mitschülerinn. Das kostet 48 Kreuzer, sagte die Frau.

Wie hoch kommt aber dieses zu stehen? fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. Ach, das da! sagte die Frau; wenn Sie die andern zwey nehmen, so schenke ich Ihnen das in den Kauf.

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedaure sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt.

Ein eitles Herz läßt sich
Von Schmeicheley bethören;
Bescheid'ner Sinn will nichts
Als lautre Wahrheit hören.

66. Der Spiegel.

Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter stellte ihr oft nachdrücklich vor, wie sündlich, abscheulich und verderblich der Zorn sey, und ermahnte sie zur Sanftmuth. Allein Mathilde besserte sich nicht.

Einmal saß sie an ihrem Nähtischlein, auf dem ein zierliches Geschirr voll Blumen stand. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in mehrere Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn fast außer sich. Ihre Augen funkelten, die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel vor das Gesicht. Mathilde erschrak über ihre eigene Gestalt. Der Zorn vergieng ihr, und sie fieng an zu weinen.

Siehst du nun, sprach die Mutter, was es Häßliches um den Zorn ist? Wenn du ihn zur Gewohnheit werden läßt, so bleiben dir nach und nach diese häßlichen Mienen, und alle Anmuth verschwindet aus deinem Angesicht.

Stadtbibliothek

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen, und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig, und die Sanftmuth verschönerte ihr Angesicht.

Die Mutter sagte aber noch öfters: Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden.

Das Antlitz ist der Seele Bild.
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild.

67. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Tagwerker sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und schneyete und wehte entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden war, und in dem Dorfe sich kümmerlich als Schmiedsknecht nährte, er-

barmte ſich des Tagwerkers, und gab ihm ſeinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und ſieh! am ſpäten Abende kam ein junger, ſchöner Officier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuz an der Bruſt in das Dorf geritten, und ließ ſich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiſer den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Officier erblickte, einen lauten Schrey: O Gott! das iſt ja mein Sohn Rudolph! rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beyden Armen.

Rudolf hatte vor mehrern Jahren Soldat werden müſſen, und war wegen ſeiner vorzüglichen Geiſtesgaben, wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Tapferkeit Officier geworden. Er hörte nichts mehr von ſeinem Vater, der vormals in einem angeſehenen Marktflecken Schmiedmeiſter geweſen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweiſers ſich überzeugt, daß ſein Vater nunmehr in dieſem Dorfe ſich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden, und alle Leute, die umher ſtanden, weinten mit. Rudolph blieb die ganze Nacht hindurch bey ſeinem Vater, unterredete ſich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und verſprach, ferner für ihn zu ſorgen.

Die Leute aber ſagten: Weil der alte Mann ſo barmherzig war, ſo hat ſich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn ſeinen Sohn wieder finden laſſen, der ihn aus aller Noth errettet.

Wer ſich erbarmet fremder Noth,
Den ſegnet auch der liebe Gott.

68. Die Schuhe.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber ſo gering, daß er ſich nicht einmal Schuhe anſchaffen konnte. Es fror ihn ſehr an den Füßen; denn es war bereits ſpät im Herbſte, und das Wetter ſehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüſche, der wegen Diebſtahls ſchon ein Paar Male

in das Zuchthaus gesperrt worden war, und sagte: Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh zu mir in den Dienst, so laß ich dir neue Schuhe machen. Dann darfst du dich nicht mehr so quälen, und nicht mehr im Kothe barfuß gehen.

Allein der Knabe antwortete: Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth beschmutzen, als mit den Händen Böses thun, und die Seele mit schlechten Thaten beflecken.

Arm, doch ehrlich und gerecht,
Das ist mehr, als reich — und schlecht.

69. Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohneraft saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte, und hämmerte darauf los, daß die Funken umher sprühten.

Der Sohn seines reichen Nachbarn,

des Herrn von Berg, kam täglich herüber, und sah ihm oft Stunden lang zu.

Lernen Sie zum Zeitvertreibe auch einen Nagel machen, junger Herr, sagte einst der Nagelschmied; denn wer weiß, wozu dieß einmal gut ist!

Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Amboß, und erwarb sich bald die Geschicklichkeit, daß er einen guten, brauchbaren Schuhnagel zu Stande bringen konnte.

Der alte Herr von Berg starb; der Sohn aber verlor durch den Krieg seine Güter, und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In diesem Dorfe lebten mehrere Schuhmacher, die vieles Geld für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Soldaten gefertigt.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuh-

machern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm behilflich seyn wollten, eine Werkstätte zu errichten. Sie halfen ihm dazu, und nun ernährte er sich sehr reichlich.

Es ist doch gut, sagte er oft, wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tausend Gulden feil gewesen wäre.

Ein Handwerk, welches man recht kann,
Ernähret sicher seinen Mann.

70. Das Hufeisen.

Ein Bauersmann gieng mit seinem Sohne Thomas über Feld. Sieh, sprach der Vater unterwegs, da liegt ein Stück von einem Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein.

Ey, sagte Thomas, das ist ja nicht der Mühe werth, daß man sich darum bücke!

Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede

für einige Pfenninge, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beyde giengen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen, und Thomas verschmachtete beynahe vor Durst.

Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirsche fallen. Thomas hob sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen; Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirschen aufheben, und als Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lächelnd um, und sprach: Sieh, wenn du dich um das Hufeisen ein einziges Mal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht so viele Male bücken müssen. Erkenne daraus, wie gut und wahr das alte Sprüchlein sey:

Wer kleine Ding' nicht achten mag,
Hat oft um klein're Müh und Plag.

71. Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: Auf einen Nagel kommt's nicht an; und ritt fort.

Er hatte noch nicht den halben Weg zurück gelegt, so verlor das Pferd das Hufeisen. Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre, sprach er, ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drey Eisen auch thun.

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigen Boden den Huf, und fieng an zu hinken. Bald darauf sprangen zwey Räuber aus dem Walde hervor, den Reiter auszuplündern. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen, und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

Das hätte ich nicht gedacht, sagte er, daß ich wegen eines einzigen Hufnagels das Pferd verlieren würde.

Langsam und betrübt begab er sich zu Fuß wieder nach Hause, und schärfte von

nun an seinen Kindern sehr oft das Sprüchwort ein:

„Nachlässigkeit in kleinen Dingen
Wird dich in großen Schaden bringen.

72. Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu Nutzen zu machen, und die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbtheil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: Demjengen von euch, welcher diesen Bündel Stäbe entzwey bricht, zahle ich hundert große Thaler baar.

Einer nach dem Andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem vergeblichen Bemühen: Es ist gar nicht möglich!

Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter. Er löſ'te den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. Ey, riefen die Söhne, so ist es freylich leicht; so könnte es ein kleiner Knabe!

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöſ't, so geht es euch, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umher liegen.

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
Bestehet durch der Eintracht Band.

73. Der Splitter.

Ein ehrlicher Amtsbote, der eine groſse Summe Geldes bey sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, ausgeraubt und erschlagen. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher vom Blute roth gefärbt war. Der

Amtmann nahm noch in der Nacht bey angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube gieng, bemerkte er mit Entsetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen, und in Ketten zu legen.

Der Böſewicht läugnete Anfangs trotzig die That; allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte, und bekannte: Er habe gewußt, daß der Bote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den guten Mann, der ihm nie ein Leid gethan, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte der Mörder uneröffnet unter einem Holzstoße verborgen, und so das Geld, wegen des-

sen er den Mord begieng, nicht einmal gesehen. Er wurde unter einem großen Zulauf des Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das geheime Verbrechen an den Tag gebracht habe.

Viel Böses kommt schon hier an's Licht;
Doch alles dort beym Weltgericht.

74. Der Strick.

Zwey Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende, Klaus zog an dem andern Ende, und Einer suchte ihn dem Andern mit Gewalt aus den Händen zu reißen. Auf einmal riß der Strick entzwey, und beyde Knaben fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der dazu gekommen war, sagte: So geht's den Streitsüchtigen! Über ein kleines schlechtes Ding fangen sie großen Lärm und Zank an, und was haben am Ende beyde Theile gewonnen?

Nichts, als daß ſie ſich mit Spott und Schande bedecken, wie ihr beyde jetzt mit Koth beſchmutzt ſeyd.

Sey friedſam; denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

75. Reiſig und Stroh.

Eine arme Wittwe und ihre zwey Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüſche, wo ſie Reisholz geſammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büſchel Weidenzweige auf dem Kopfe, die mit einem Strohbande zuſammen gebunden waren.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und ſie baten ihn um ein Almoſen. Der reiche Mann ſagte aber zur Wittwe: Ihr braucht nicht zu betteln. Übergebt die zwey Knaben mir; da ſollen ſie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.

Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann verſicherte, es ſey

wirklich sein Ernst. Da willigte sie endlich ein, und der Kaufmann ließ dem einen Knaben das Korbmachen, und dem andern das Strohflechten lernen.

Nach drey Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Ducaten, und sprach lächelnd zur Mutter: Nicht wahr, ich habe Recht gehabt und Wort gehalten?

Ihr Kinder, seyd dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

76. Der Jahrmarkt.

Eine wohlhabende Frau auf dem Lande hatte keine Kinder, und wollte daher ein fleißiges und sittsames Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen.

Sie begab sich deßhalb einstens dahin, und kaum war ihr Vorhaben bekannt ge-

worden, so fanden sich auch sogleich mehrere Mädchen bey ihr ein, empfahlen sich ihr, und rühmten sich, mit ihr verwandt zu seyn.

Die Frau ließ dieses vorerst auf sich beruhen, und gab jedem der Mädchen ein Geldstück, indem sie sagte: Es ist heute Jahrmarkt; kauft euch auf dem Markte selbst etwas von dem ein, was euch lieb und werth ist. Dann kommt aber wieder, und laßt mich sehen, was ihr gekauft habt.

Die Mädchen eilten fort, und kamen voll Freuden wieder zurück. Fast alle brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen, goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren, und zeigten die vermeinten Herrlichkeiten der Base.

Nur ein einziges Mädchen, die arme Auguste, hatte nichts von dergleichen Dingen gekauft, sondern ein Gebetbüchlein und einen Spinnrocken nebst einem Dutzend Spindeln.

Das gefiel der Frau. Sie nahm Augusten freundlich bey der Hand, und sagte: Es freut mich, liebes Kind, daß du deinen Sinn schon frühe auf das Beten und

Arbeiten richteſt. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen iſt, als an Frömmigkeit und Arbeitſamkeit. Du biſt von nun an meine Tochter! Fahre ſo fort, werde gut und fromm, und ſey immer fleißig, ſo wird der liebe Gott immer mit dir ſeyn, und ſein Segen wird dir überall folgen.

Des Menſchen ganzer Werth beſteht
In treuer Arbeit und Gebet.

77. Das Schloß und die Hütte.

Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schloſſe, und bildete ſich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr, und ſprach: Mein Vater, der todtkrank iſt, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen.

Das Fräulein antwortete ſpöttiſch: Das mag wohl etwas Wichtiges ſeyn, was ein ſo armer Mann mit mir zu reden hat!

Geh, ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.

Über eine Weile kam Maria wieder, und rief faſt außer Athem: O liebes Fräulein, kommen Sie doch geſchwind! Ihre ſelige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern laſſen, und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menſchen zu ſagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt iſt er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr ſo lange warten.

Fräulein Gertrud eilte nun, ſo ſehr ſie konnte; als ſie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verſchieden.

Sie kam vor Schrecken und Ärger faſt von Sinnen; ließ bald da, bald dort im Schloſſe die Mauern aufbrechen; fand aber nicht das Geringſte von einem Schatz.

O, wie bereute ſie es nun, daß ſie durch ihren Stolz einen ſo redlichen Mann noch in ſeinen letzten Augenblicken betrübt, und ſich ſelbſt um einen großen Reichthum gebracht hatte! Obwohl dieſe Reue zum Theil nur aus Eigennutz herkam, und deßhalb

nicht viel werth war, so sah sie doch die Wahrheit der Worte ein:

Ein stolzer Sinn, ein hartes Herz
Bereitet sich und Andern Schmerz.

78. Das betende Kind.

Eine arme Wittwe sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: Liebe Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ey mehr im Hause. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten.

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbey, gieng hinein, und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: Lieber Vater im Himmel,

wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ey. Gib uns doch etwas zu essen, damit wir sammt unsrer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig; du kannst uns leicht helfen, und du hast es uns noch dazu versprochen!

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt, und gieng dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körblein voll Eyer. Nun', Gott sey Dank! rief er freudig; Gott hat mein Gebet erhört. Sag doch, liebe Mutter, hat ein Engelein dieses Alles zum Fenster herein gebracht?

Nein, sagte die Mutter, aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare beteteſt, kniete die Frau Amtmänninn in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konnteſt ſie nicht ſehen; aber ſie hat dich geſehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat ſie uns dieſes Alles

geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Kinder, so danket denn alle Gott, seyd fröhlich — und vergeßt in eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Gott kann dich wunderbar erhalten,
Vertrau auf ihn, und laß ihn walten.

79. Der Edelknabe.

Ein Edelknabe, Namens August, hatte in dem Vorzimmer des Königs die Nachtwache. Der König konnte nicht schlafen, und klingelte, um sich ein Buch bringen zu lassen.

Allein August war fest eingeschlafen, und hörte es nicht. Der König klingelte öfters und immer stärker; aber vergebens. Endlich kam er selbst aus seinem Schlafzimmer heraus in das Vorzimmer.

Der noch zarte Jüngling saß in tiefem Schlafe an einem Schreibtische, auf dem ein brennendes Kerzenlicht stand; ein Brief, den er noch nicht ganz zu Ende geschrieben hatte, lag vor ihm.

Der König las den Brief, der so anfieng: Liebste Mutter! Es ist heute bereits die dritte Nacht, daß ich für die andern Edelknaben die Nachtwache übernommen habe. Ich kann es beynahe nicht mehr aushalten. Aber wie freue ich mich, daß ich auf diese Art seit einigen Wochen her zehn Thaler verdient habe. Ich schicke sie Ihnen, damit Sie in Ihren dürftigen Umständen einige Erquickung finden mögen.

Diese kindliche Liebe gefiel dem Könige überaus wohl. Er holte eine Rolle Goldstücke, und steckte sie dem guten Sohne in seine Rocktasche. Der König war überzeugt, August werde das Geschenk seiner Mutter schicken, und begab sich wieder zur Ruhe.

Als der Edelknabe erwachte, und in seiner Tasche das Geld fand, merkte er wohl, wer ihn so reichlich beschenkt habe. Sobald Morgens der König aus seinem Schlafzimmer heraus kam, fiel August ihm zu Füßen, dankte ihm für das reiche Geschenk, und bat wegen seines Fehlers ihn um Verzeihung.

Der König lobte die kindliche Liebe des guten Sohnes, setzte von dieser Zeit an großes Zutrauen in ihn, und beförderte ihn in der Folge zu hohen Ehrenstellen. August aber verwaltete die ihm anvertrauten Ämter auf's gewissenhafteste — aus frommer Ehrfurcht gegen Gott und treuer Anhänglichkeit an den König.

Die treue Lieb, womit ein Kind die Aeltern ehrt,
Auch gegen Gott und König sich bewährt.

80. Der Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich, und sprach zu ihm: Warum bist du denn so gar lustig, lieber Kleiner?

Der Knabe kannte den Fürsten nicht, und sagte: Warum sollte ich nicht lustig seyn? Unser gnädigster Landesfürst ist nicht reicher, als ich.

So? sprach der Fürst; laß doch einmal hören, was du Alles hast!

Der Knabe sagte: Die Sonne an dem schönen, blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine beyden Hände gäbe ich nicht für hundert tausend Gulden, und meine beyden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Überdieß habe ich Alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nöthig habe; ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?

Der gütige Fürst lächelte, gab sich zu erkennen, und sprach: Du hast Recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe dir Recht gegeben. Bleibe bey deinem fröhlichen Sinn.

Zufriedenheit macht froh und reich,
Und wohl dem größten König gleich.

81. Die Hirtenflöte.

Ein königlicher Schatzmeister wurde bey seinem Könige angeklagt, daß er die Schätze des Reiches veruntreue, und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre.

Der König begab sich in den Palast des Schatzmeisters, ließ sich die eiserne Thüre zeigen, und befahl, sie zu öffnen. Aber wie erstaunte er, als er hinein trat! Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe bringe ich nun täglich eine Stunde zu, erinnere mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederhole die Lieder, die ich ehemals bey meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach! damals war ich auf

meinen väterlichen Fluren bey all' meiner Armuth glücklicher, als in diesem Palaste bey allem Reichthume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!

Ein frommes Herz, ein froher Muth
Macht glücklicher, als Geld und Gut.

82. Der gute Sohn.

Anton war Lehrling, sein Vater aber Handlungsdiener in einem ansehnlichen Handlungshause.

Der Vater mußte in Geschäften des Kaufherrn eine Reise über das Meer machen.

Da kam die traurige Nachricht, das Schiff sey von Seeräubern weggenommen worden; wo aber Antons Vater hingekommen, konnte man nicht erfahren.

Anton vollendete seine Lehrjahre treu und redlich, ward dann selbst Handlungsdiener, und erwarb sich durch Fleiß und Geschicklichkeit einiges Vermögen.

Endlich vernahm er, sein Vater befinde sich als Sklave in der Türkey, und entschloß sich augenblicklich, ihn zu befreyen. Er zog all' sein erspartes Geld ein, verkaufte seine besten Kleider und Alles, was er sonst an Geldeswerth hatte, verdingte sich, um die Kosten der Fahrt über das Meer zu verdienen, als Schiffsknecht, kam zu dem reichen Türken, dessen Sklave sein Vater war, und erbot sich, seinen Vater los zu kaufen.

Allein der Türke forderte eine so große Summe Geldes, daß Alles, was Anton mitgebracht hatte, nicht zur Hälfte hinreichte. Nun denn, sprach Anton, so nimm mich anstatt meines Vaters als Sklaven an. Ich bin jung, und kann dir mehr Dienste leisten, als mein Vater, der bereits alt ist.

Auf Befehl des Türken kam der Vater, fiel seinem Sohne erstaunt um den Hals, und beyde weinten heiße Thränen. Als der Vater aber hörte, sein Sohn wolle für ihn Sklave werden, weinte er noch heftiger, und wollte es durchaus nicht zugeben.

Der Sohn aber sprach unter Thränen: O liebster Vater! Ich bin nicht nur be-

reit, für euch die Sklavenkette zu tragen, sondern selbst das Leben zu geben. Nehmt das Lösegeld, das ich mitbrachte, zum Reisegeld, und lebt wohl!

Da wurde der Türke bis zu Thränen gerührt, und sagte zu Anton: Du bist ein treuer, edler Sohn! Ich schenke deinem Vater die Freyheit unentgeltlich, und gebe dir so viel Geld, daß ihr beyde ein eigenes Handelshaus errichten könnt. Denn du, lieber Anton, hast gehandelt, wie ein guter Sohn nach Gottes Willen sich gegen seinen Vater betragen soll.

Ein gutes Kind wird selbst das Leben
Aus Liebe für die Ältern geben.

83. Die fromme Schwester.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: Komm, wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen, und es uns recht wohl schmecken lassen!

Anna sprach: Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es niemand sieht, so geh ich mit dir.

Nun, ſagte Jakob, ſo komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüſſel voll ſüßen Rahmes verzehren.

Anna ſprach: Dort ſieht es der Nachbar, der auf der Gaſſe Holz ſpaltet.

So komm mit mir in die Küche, ſagte Jakob; in dem Küchenkaſten ſteht ein Topf voll Honig. In dieſem wollen wir unſer Brod eintunken.

Anna ſprach: Dort kann die Nachbarinn herein ſehen, die an ihrem Fenſter ſitzt und ſpinnt.

So wollen wir drunten im Keller Aepfel eſſen, ſagte Jakob. Dort iſt es ſo ſtockfinſter, daß uns gewiß niemand ſieht.

Anna ſprach: O mein lieber Jakob! Meinſt du denn wirklich, daß uns dort niemand ſehe? Weißt du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und in's Dunkle ſieht?

Jakob erſchrak und ſagte: Du haſt Recht, liebe Schweſter! Gott ſieht uns auch da, wo uns kein Menſchenauge ſehen kann. Wir wollen daher nirgends Böſes thun.

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand geschrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall dein Zeuge ist.

84. Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Aernte kamen zwey rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauern: Wir beyde wollen euch die ganze Erntezeit hindurch helfen, euer Getreide herein zu bringen, wenn ihr uns die Kost und zehn Thaler Lohn gebt!

Zehn Thaler ist zu viel, sagte der Bauer; ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug. Nein, sagten die Jünglinge, es müssen gerade zehn Thaler seyn; mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsre Dienste einem Andern an.

Wozu habt ihr denn so viel Geld noth-

wendig? fragte der Bauer. Seht, sagten sie, wir haben zu Hause einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwey ältere Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.

Nun wohl, sagte der Bauer, wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden seyn kann.

Die beyden Brüder arbeiteten an den heißen Ärntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichtes; sie waren Morgens am frühesten auf, und legten sich Abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Aernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler, und sprach: Ihr habt euern Lohn redlich verdient, und da gebe ich Jedem von euch noch einen Thaler darüber.

Wenn Geschwister einig leben,
Treulich sich zu helfen streben —
Kann es etwas Schön'res geben?

85. Die treuen Schwestern.

Eine vermögliche Frau hatte ein armes Waisenmädchen an Kindes statt angenommen. Das Mädchen war überaus fromm, folgsam, fleißig, und immer freundlich und fröhlich.

Da sagte die Frau einmal: Thereſe, weil du ein so gutes Kind bist, so will ich dich auf das nahe Weihnachtsfest neu kleiden lassen. Ich habe mit der Handelsfrau schon gesprochen. Da hast du das Geld; geh hin und hole dir den schönen Zeug von himmelblauer Farbe, der dir so wohl gefällt.

Die Frau gab ihr zwey große Thaler. Thereſe betrachtete das Geld, und sagte: Ach, liebste Pflegemutter! Ich habe schon Kleider genug. Meine Schwester Franziska ist aber an keinen so guten Ort gekommen, wie ich. Sie ist sehr ärmlich gekleidet. Es würde sie betrüben, wenn sie das schöne neue Kleid an mir sähe. Darf ich ihr diese zwey Thaler nicht schicken? Sie hat mich so lieb, und als ich krank lag, eilte sie sogleich hieher, und war mir die liebreichste Krankenwärterinn.

Du gutes Kind, sagte die Frau, schreib deiner Schwester, sie soll zu uns kommen. Ich will euch dann beyde gleich kleiden lassen. Da ihr gleiche Liebe gegen einander habt, so sollt ihr auch gleiche Kleider haben.

Der Geschwister liebe Band
Ist geknüpft von Gottes Hand;
Liebe Kinder, liebet euch
Gottes heil'gen Engeln gleich.

86. Der kleine Korbflechter.

Der junge Eduard hatte sehr reiche Aeltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum, und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob aber, der Sohn des armen Nachbarn, lernte mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beyden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an dem Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwey Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fieng an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbey, und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten unter ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie räumten dem Jakob eine Hütte ein, die von fruchtbaren Bäumen beschattet war, damit er dort ungestört arbeiten könne. Auch versprachen sie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Hierauf verlangten sie, Eduard solle auch einen Korb machen. Als sie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, schlugen sie ihn; ja sie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte auf ihren Be-

fehl ſeinen Sammetrock dem Jakob geben, Jakobs ſchlechten, rauhen Kittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

* Die fleißige geſchickte Hand
Erwirbt ſich Brod in jedem Land.

87. Der Fiſcher und der kleine Fiſchdieb.

Dionys, ein ſehr leichtſinniger Knabe, ſchlich ſich zur wohlgefüllten Fiſchgrube unweit des Dorfes, um einen Fiſch zu ſtehlen. Er griff mit dem Arme, ſo tief er konnte, in das Waſſer, und wühlte lange darin herum.

Ha, ſagte er, endlich habe ich einmal einen herrlichen Fiſch; es iſt, glaube ich, gar ein Aal. Er zog den Arm heraus — und ſieh, um ſeine Hand wand ſich eine gräuliche Waſſerſchlange. Er that vor Entſetzen einen Schrey, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Waſſer, und wollte entfliehen. Indem er ſich aber umwandte, hatte er einen neuen

Schrecken; denn der alte Fiſcher Jakob ſtand vor ihm. -

Dieſes Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen laſſen, ſagte der Fiſcher. Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen ſolchen Abſcheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der geſtohlene Fiſch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben.

88. Der Gärtner und ſein Eſel.

Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmarkt gehen, und lud ſeinem Eſel ſo viele und mancherley Gemüſe auf, daß man von dem armen Thiere beynahe nichts mehr ſah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüſch. Der Gärtner ſchnitt von den Weiden einige Büſchel zu Bindruthen ab. Eine ſo kleine Bürde kann der Eſel ſchon

noch tragen, sagte der Gärtner, und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärtner suchte sich ein Paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt, sagte er, und lud auch sie ihm auf.

Unterdessen war die Sonne höher gestiegen, und schien bereits sehr heiß. Der Gärtner zog daher seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. Es ist nicht mehr weit zur Stadt, sagte er; an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht erliegen.

Allein kaum hatte er dieses gesagt, so stolperte der Esel über einen Stein, fiel zu Boden, und stand, von der zu schweren Last erdrückt, nicht mehr auf.

Da klagte der erschrockene Gärtner laut jammernd: Jetzt seh' ich zu meinem großen Schaden ein, daß man Menschen und Thieren nicht zu viel aufbürden soll.

• Wer schon mit großer Last beladen,
Dem bringt auch kleine Bürde Schaden.

89. Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. Faß! faß! rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bey den Ohren, und sagte zum Hunde: „Laß! laß!“ Der Hund ließ ihn sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: Faß! faß! und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod, und sagt: Laß! laß! und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurück lassen.

* Was sammelst du dir Schätze hier auf Erden,
Die alle dir vom Tod entrissen werden?

90. Der Müller und sein Sohn.

Einst trieben ein Müller und sein Sohn einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Da begegnete ihnen ein Mann zu Pferde, und sagte lachend: Ihr seyd nicht gescheid, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und keiner von euch beyden aufsitzt. Der Vater hieß sogleich den Sohn aufsitzen.

Ueber eine Weile begegnete ihnen ein Lastwagen. Der Fuhrmann rief dem Sohne laut zu: Schämst du dich denn nicht, du junger Bursch, daß du reitest, während dein alter Vater zu Fuß nebenher gehen muß? Als der Sohn diese Rede hörte, sprang er eilends vom Esel herab, und ließ den Vater aufsitzen.

Nachdem sie auf sandigem Wege wieder eine Strecke zurückgelegt hatten, begegnete ihnen eine Bäuerinn, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe trug. Diese sprach zum Vater: Ihr seyd ein unbarmherziger Vater, daß ihr es euch auf dem Esel so bequem macht, und euren armen Sohn im

tiefen Sande nachwaten laßt. Da nahm der Vater den Sohn zu ſich auf den Eſel.

Als ein Schäfer, der am Wege die Schafe hütete, beyde auf dem Eſel vorbey reiten ſah, rief er laut: Ach, das arme Thier! Unter der doppelten Laſt muß es zu Grunde gehen! Ihr ſeyd grauſame Thierquäler. Da ſtiegen beyde ab, und der Sohn ſagte zum Vater: Was ſollen wir nun mit dem Eſel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Am Ende müſſen wir ihm gar noch die Füße zuſammen binden, und ihn an einer Stange auf unſern Schultern zu Markte tragen.

Allein der Vater ſprach: Du ſiehſt nun, mein Sohn, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath ſehr weiſe iſt:

Such deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler ſchimpfen oder lachen.

91. Der Menſchenfreſſer.

Zwey Knaben aus der Stadt verirrten ſich in einem fürchterlichen Walde, und

blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beyde hielten sogleich die Ohren an die hölzerne Wand, und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: Weib, schüre morgen frühe den Kessel; ich will unsere zwey Bürschlein aus der Stadt metzgen.

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser! sagten sie leise zu einander, und sprangen beyde zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer, und rief: Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!

Beyde Knaben erhoben ein Jammergeschrey, und flehten auf den Knieen, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und

fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß ihr uns diesen Morgen metzgen wollt. Allein der Wirth rief: O ihr thörichten Kinder! euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwey Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwey Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man Vieles unrichtig, hat Andere leicht im falschen Verdacht, macht sich selbst unnöthige Sorgen, geräth in Angst, und zieht sich manchen Verdruß zu.

Der Horcher wird gar Manches hören,
Wodurch ihn Angst und Furcht bethören.

92. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwey Säcke mit Obst, und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hingieng, schlug es auf dem Kirch-

thurme eben zwölf Uhr. Die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Der erschrockene Dieb that einen Schrey, ließ den Sack fallen, und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, und sprang eben so schnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur, daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen, und sagte zu ihm:

Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber, das du zu sehen glaubtest, war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond auf-

gieng, an der neugeweißten Gartenmauer erblickteſt.

Wer Unrecht thut, iſt nie ohne Furcht; den Übelthäter erſchreckt ein rauſchendes Blatt, und er läuft vor ſeinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein unbefleckt' Gewiſſen,
So wirſt du niemals zittern müſſen.

93. Die reinliche Wirthinn.

Ein Küfer aus der Stadt beſſerte einem Wirthe auf dem Lande einige Fäſſer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube, und die Wirthinn brachte ihm einen Schoppen Wein.

Nun, Frau Sonnenwirthinn, wie geht's? fragte der Küfer. Nicht zum Beſten, ſagte die Wirthinn. Die Leute aus der Stadt kehren faſt alle bey meinem Nachbarn, dem Sternwirthe, ein; meinen Wein aber, der offenbar viel beſſer iſt, verſchmähen ſie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt.

Der Küfer sprach: Ich könnte es der Frau Wirthinn wohl sagen, wenn sie es mir nicht übel nehmen wollte. Ganz und gar nicht, sagte die Wirthinn; ich sehe es vielmehr als einen Freundschaftsdienst an.

Nun denn, sprach der Küfer, so muß ich schon heraus mit der Sprache. Der Sternwirth hat allerdings keine so guten Weine; allein seine Gläser sind hell und rein, wie Krystall. Die Frau Sonnenwirthinn hingegen hat bessere Weine; aber unreine und von Fliegen beschmutzte Gläser. Nun mag der Wein noch so gut seyn, so schmeckt er doch aus einem schmutzigen Glase nicht. Sorge also die Frau Wirthinn dafür, daß die Gläser so rein seyen, als ihr Wein gut ist, und daß die Leute immer auch blank geputzte Fenster, Tische und Stubenböden bey ihr finden, so werden bald Gäste genug bey ihr einkehren.

Die Wirthinn nahm diese Worte zu Herzen. Es gieng sogleich an ein Fegen und Putzen. Alle Geräthe wurden gesäubert, und nicht der geringste Schmutz mehr geduldet. Kaum hörten dieses die

Leute in der Stadt, so kamen sie in Menge herbey, um reinen Wein aus hellen Gläsern in einer sauber geputzten Stube zu trinken, und an manchem Tage fanden sich so viele Gäste ein, daß die Wirthinn sie kaum unterbringen konnte.

Seht, Kinder, sagte sie später oft zu ihren Söhnen und Töchtern, was die Reinlichkeit thut! Sie hat uns wohlhabend und zufrieden gemacht, nachdem wir durch Unreinlichkeit schon bis an den Rand des Verderbens gebracht worden waren.

Dein Haus sey immer hell und rein,
Noch mehr soll es die Seele seyn.

94. Die wohlthätige Arme.

Kunigunde, eine arme Wittwe, betete alle Tage, bevor sie sich an ihr Spinnrad setzte, in ihrem einsamen Stübchen ihr Morgengebet mit großer Andacht, und las dann noch einen der schönen Sprüche, die in ihrem Gebetbuche standen.

Eines Tages las sie einen Spruch, der sie zu Werken der Wohlthätigkeit ermun-

terte, und ihr sehr wohl gefiel. Aber, mein Gott, sagte sie, wie könnte ich Andern Gutes thun? Ich habe auf der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brod. Der Winter ist vor der Thür, und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jetzt schon so steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Auch der Hauszins ist noch nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen anflehen müssen.

Sie sann indeß nach, was sie etwa Gutes thun könnte. Da fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundinn von ihr, die am andern Ende der Stadt wohnte, und arm und alt war, krank liege. Diese will ich heute besuchen, sagte sie; spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen.

Sie nahm ihr einziges Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundinn zu

bringen, und machte ſich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als ſie ihre alte Freundinn erblickte, eine große Freude. Denke nur, Kunigunde, ſagte ſie, ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Möchteſt du nicht zu mir ziehen, und meine Krankenwärterinn werden? Du würdeſt doch Holzgeld und Hauszins erſparen, und dein Spinnen und meine kleine Erbſchaft würden wohl hinreichen, uns beyde zu ernähren. Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog ſogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erſte Mal wieder ruhig und ſorgenfrey ſchlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr ſo wohl gefallen hatte, ſehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht;
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

95. Die gottſelige Großmutter.

Während des letzten Krieges geriethen die Bewohner eines einſam ſtehenden Hauſes in große Ängſten. Der Feind nahte ſich mit einbrechender Nacht der Gegend. Der nächtliche Himmel erſchien bald da bald dort von Feuersbrünſten roth, wie Blut. Man hörte furchtbar ſchießen. Zudem war es Winter, und das Wetter ſehr kalt und ſtürmiſch. Die guten Leute fürchteten ausgeplündert, und jetzt, zur rauheſten Jahrszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden.

Nur die alte fromme Großmutter war getroſt und guten Muthes im Vertrauen auf Gott. Sie las ihren Kindern und Enkeln aus ihrem alten Gebetbuche ein Gebet vor, in dem die Worte vorkamen: Gott wolle eine feſte Mauer aufführen, um die Feinde von dieſer Wohnung abzuhalten.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer ſey gar zu viel von dem

lieben Gott verlangt; um ſolche unmögliche Dinge ſolle man nicht beten.

Die Großmutter ſprach aber: Dieſe Worte ſind nicht ſo buchſtäblich zu nehmen. Sie ſollen bloß ſagen, Gott wolle uns vor den Feinden ſo ſicher beſchützen, als wäre unſer Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber Gott auch wirklich zu unſerm Schutze eine Mauer bauen wollte, meinſt du denn, daß es ihm unmöglich ſey?

Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat ſich ihrem Hauſe näherte. Alle im Hauſe wunderten ſich darüber. Als ſie aber ſich Morgens vor die Thür wagten, ſieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde ſtanden, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, ſo daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und prießen Gott. Die Großmutter aber ſagte: Seht, ſo hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde vor unſerer Wohnung abzuhalten. Er iſt gnädig und barmherzig, und un-

endlich reich an Mitteln, uns aus jeder Noth zu erretten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt seyn. Ich wenigstens bleibe dabey:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

96. Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adelige Frau zu ihren zwey Söhnen: Ach, daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tausenden, die sich dort versammeln, Gott, den Allmächtigen, anbeten könnte! Aber in die Stadt zu gehen, ist für mich zu weit, und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkaufen mußten!

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erboten sich, die Mutter in den

Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein, und die adeligen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen, und rief entzückt: Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Ältern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel. Die gute Mutter knieete weinend am Altare nieder, und betete in ihrem Herzen: Lieber Gott! segne meine zwey Söhne, und gib ihnen das, was du für das Allerbeste erkennst.

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und giengen Abends fröh-

lich zu Bette. Als die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie beyde da, schön und lieblich, wie schlafende Engel — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der geliebten Söhne Anfangs sehr erschrocken. Allein bald faßte sie sich wieder, und sagte: Guter Gott! Du hast mein Gebet erhört. Nun sehe ich es ein, ein sanfter, seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bey dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast du sie zu dir in den Himmel genommen.

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das beff're Leben.

97. Der sterbende Vater.

Ein guter Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen seines Lebens seine Kinder an sein Sterbebette zusammen, und ermahnte sie zu allem Guten; besonders aber befahl er ihnen, den christlichen Unterricht immer fleißig zu besuchen und mit Aufmerksamkeit anzuhören.

Liebe Kinder! sprach er, ich habe fünfzig Jahre lang gelebt, und in dieser Welt viele Freuden genossen; die reinsten, seligsten, ja wahrhaft himmlischen Freuden aber hat mir die Religion gewährt; sie bewahrte alle meine irdischen Freuden rein, erhöhte und veredelte sie. Dieß bezeuge ich vor Gott.

Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und in dieser Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den besten Trost und die sicherste Stütze einzig in unsrer heiligen Religion gefunden. Dieß bezeuge ich vor Gott.

Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe gewesen, ja ich werde jetzt den Abend sicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: Nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode seine Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unsern Erlöser kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit getrost zu thun, und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen.

Bestrebt euch daher, ihn, unsern göttlichen Erlöser, recht kennen zu lernen, und seine heiligen Lehren zu befolgen: so werdet ihr Gott wohlgefällig seyn, zufrieden leben, und einst selig sterben.

Die Kinder vernahmen diese Worte unter heißen Thränen. Der Vater starb in der nächsten Stunde; die Kinder aber bewahrten seine letzten Worte ihr Leben lang in ihrem Herzen, befolgten sie, und lernten nun auch aus Erfahrung, daß sie die lautere Wahrheit seyen.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil;
Wer ihm folget, wählt das beste Theil.

98. Die Freunde nach dem Tode.

Ein Vater erzählte einmal seinen Kindern folgende Parabel: Der königliche Statthalter auf einer Insel wurde einmal von seinem Herrn, dem Könige, gerufen, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Diejenigen seiner Freunde, in die er sein größtes Vertrauen gesetzt hatte, ließen ihn fortziehen, und regten sich nicht von der Stelle. Andere, auf die er sich auch nicht wenig verlassen hatte, giengen nur mit ihm bis an das Schiff. Einige aber, denen er es kaum zugetraut hätte, begleiteten ihn auf der ganzen weiten Reise bis zum Throne des Königs, sprachen für ihn, und brachten ihm die Huld und Gnade des Königs zuwege.

Die Kinder verſtanden nicht, wer dieſe Freunde ſeyen. Da ſprach der Vater: Auch der Menſch hat dreyerley Freunde auf Erden, die er aber meiſtens erſt alsdann recht kennen lernt, wenn er von dieſer Welt abgerufen wird, um über ſein Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben. Die erſten dieſer Freunde, Geld und Gut, bleiben zurück. Die andern, ſeine Verwandten, begleiten ihn nur bis an das Grab. Die dritten, ſeine guten Werke, folgen ihm nach in die Ewigkeit, bis zu Gottes Thron, wo einem Jeden nach ſeinen Werken vergolten wird, und auch der Trunk kalten Waſſers, den man einem Durſtigen reicht, nicht unbelohnt bleibt.

Wie thöricht handelt doch ein Menſch, der ſich gerade um ſolche treue Freunde am allerwenigſten bekümmert!

Thu Gutes in der kurzen Lebenszeit;
Nur dieſes folgt dir in die Ewigkeit.

99. Das beſſere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwey Kindern auf einer rauhen Inſel des weiten Weltmeers, wohin ſie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felſenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Inſel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten ſich's nicht mehr denken, wie ſie auf die Inſel gekommen waren; ſie wußten nichts mehr von dem großen, feſten Lande; Brod, Milch, Obſt, und was es dort ſonſt noch Köſtliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Inſel. Die Ältern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöſ't zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feſte Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerſt wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: Weinet nicht! Drüben ist es besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns Alle wieder!

Endlich kam das Schifflein, die zwey Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Ältern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. O wie thöricht war unsere Furcht! sagten die Kin-

der; nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen.

Liebe Kinder, sprach der Vater, unsere Überfahrt von der wüsten Insel in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung.

Es steht uns Allen noch eine weitere Reise in ein viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein, wiewohl nur schwaches Bild des Himmels; die Überfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns schwarz gekleidete Männer einst forttragen werden. Aber, wenn jene Stunde schlägt, da wir, ich, eure Mutter oder ihr, diese Welt verlassen müssen: so erschreckt nicht. Der Tod ist für fromme Menschen, die Gott lieb gehabt und seinen Willen gethan haben, nichts als ein Übergang in's bessere Land.

Der Christ soll Tod und Grab nicht
scheuen,
Er darf sich auf den Himmel freuen;
Ihn führet Gottes Vaterhand
Hinüber in das bess're Land.

100. Die drey besten Bücher.

Ein frommer Greis, der in einer armen, einsamen Hütte lebte, hatte eine so große Weisheit und Einsicht, daß er Jedermann guten Rath und heilsame Lehren zu ertheilen wußte.

Ein gelehrter Mann, der ihn besuchte, verwunderte sich über seine weisen Reden und sprach zu ihm: Woher kommt dir diese Weisheit? Ich sehe in deiner Hütte ja keine Büchersammlung, aus der du so viel Gutes und Schönes hättest lernen können.

Der Greis sprach: Und doch habe ich die drey besten Bücher, die es gibt, und lese täglich darin. Diese Bücher sind:

Die Werke Gottes über mir und rings um mich her; das Gewissen in meinem Innersten; und die heilige Schrift.

Die Werke Gottes, Himmel und Erde, sind wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen; sie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters.

Mein Gewissen sagt mir, was ich zu thun und zu lassen habe.

Die heilige Schrift aber, dieses Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott sich von Erschaffung der Welt an den Menschen geoffenbart, und wie der Sohn Gottes, unser Herr und Heiland Jesus Christus, in diese Welt gekommen, und was er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen.

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun und meiden müssen,
Steht in Gottes Wort geschrieben,
In der Schöpfung, im Gewissen.

Stadtbibliothek

Der Fremde
im
Engliſchen Garten.

Eine Idylle
von dem
Verfaſſer der Oſtereier.

Der Fremde

in dem

Engliſchen Garten

zu

Thannhauſen

an der Mindel.

Eine Idylle

von dem

Verfaſſer der Oſtereier.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1840.

Vorwort.

Dieſer poetiſche Verſuch ward ſchon vor vierzig Jahren, blos als Manuſcript für Freunde gedruckt, und von allen ſehr freundlich aufgenommen. Der Garten, ehemals eine Zierde des Mindel-Thales und von vielen Fremden beſucht, hat längſt der Art und der Pflugſchar weichen müſſen, und es iſt keine Spur mehr von ihm

vorhanden. Die Schilderung des Gartens wird aber noch immer gesucht, und erscheint deßhalb in dieser neuen Auflage. Möchte es Freunden der Poesie und der schönen Natur, die den herrlichen Garten gesehn, — oder auch nicht gesehn haben — angenehm seyn, in dieser Beschreibung ihn im Geiste zu durchwandern. —

Die zum Verstehen des Gedichtes nöthigen Anmerkungen sind am Ende beigefügt.

Christoph v. Schmid.

Höher am Himmelsgewölb' ſchon wandelt die leuchtende Sonne,
Trifft ſchon des Wanderers Haupt mächtig mit heißerem Strahl.
Grünend beſchatten den Berg dort Büſche und ragende Eichen;
Nimm in den dämmernden Saal, liebliches Wäldchen, mich auf!
Sorglos folg' ich ſogleich dem erſten ländlichen Pfade –
Sieh da, im bergichten Wald zieht ſich ein Thälchen herab!
Rechts und links des blumigen Grunds ſteh'n buſchige Höhen;

Links von der Sonne beſtrahlt, rechts von dem Schatten getuſcht.
Oben im Thale erhebt, Terraſſe über Terraſſe,
Künſtlich aus Raſen erthürmt, ſich babyloniſch ein Berg.
Siehe, es krönet ſein Haupt ein rundes, luſtiges Hüttchen:
Hoch aus dem ſtrohernen Dach wächſet ein Eichbaum empor.
Seltener Blumen Flor krönt jede der grünen Terraſſen;
Prächtig wie Edelgeſtein ſchimmert der Farben Gemiſch! –
In das liebliche Thal verwehret ein Gitter den Eintritt;
Seitwärts jedoch in den Buſch führt eine Treppe hinauf.

Reinlich mit Sande beſtreut trägt ſie mich höher und höher –
Zwiſchen grünem Gebüſch öffnet ſich freundlich ein Gang.
Wo doch komm ich wohl hin? – Ey ſieh da die Klauſe am Abhang!
Höher am Hügel hinauf ſteht das Kapellchen dabei.
Armuth und Dürftigkeit zeigt das niedre, kunſtloſe Hüttchen;
Rinden bekleiden die Wand, Binſen nur decken das Dach.
In der Kapelle erblickt man – edle Einfalt! – ein Kreuz nur;
In dem Gärtchen zur Noth Bohnen und Rüben und Kohl.
Offen ſtehet die Hütt' – doch zweifelnd weil' ich am Eingang!

Sinnend bei offenem Buch ſitzet der Klausner am Tiſch.
„Sey mir, Alter, gegrüßt! Verzeih' dem Fremdling die Störung!“ –
Keine Antwort erfolgt, ſtumm iſt die leere Geſtalt.
Doch auch die ſtumme Geſtalt iſt mir ein ſprechender Anblick,
Sprechend, was ſie umgiebt, wenn man die Deutung erräth.
Arm iſt das wen'ge Geräth, mit Muſcheln nur prangend die Mooswand,
Stein der unförmliche Tiſch, moosig zum Lager die Bank.
Kräuter und Wurzeln dahier im weidengeflochtenen Korbe,
Waſſer im irdenen Krug – ſtillen den Hunger und Durſt.

Wenige Bücher – ein Kreuz – und die immer rinnende Sanduhr –
O sie gewähren dem Geist' Nahrung, so viel er bedarf.
Selig, wer so entfernt vom bunten Gewühle der Thoren,
Froh, sich selber genug, ganz nur der Ewigkeit lebt! –
Oeffnend die Gartenthür tret' ich wieder ins Leben der Welt ein –
Sehe ein ländliches Haus, vor ihm ein räumiger Platz.
Bellend stürzet heran ein schwarzer, zotlichter Pudel –
Doch auf des Hausherrn Ruf zieht er sich knurrend zurück.
Bäume pfropfet der Mann, die Hühner füttert die Hausfrau,

Singend in offenem Stall melket ein Mädchen die Kuh.
Täubchen umflatteren dort ein Häuschen auf ragendem Pfahle,
Bienen umſummen dahier emſig die Körbe von Stroh.
Dort durch ſchattendes Grün blinkt golden das wogende Kornfeld,
Strotzend von reichem Gewächs blüht hier ein Gärtchen am Haus.
Süßes, ländliches Leben, o wie entzücket dein Bild ſchon!
Wünſche, vom Zaune begränzt, ſtillet hier Garten und Feld.
Was der Reiche für Gold, der Gelehrte für Worte nicht kaufet –
Fällt hier der Einfalt in Schooß: Frohſinn, Geſundheit und Ruh. – –

Weiter geh' ich geführt vom alten red-
seligen Gärtner:
„Er nur weiß den Beſcheid in dem
verworrenen Wald.
Fürſten waren ſchon hier, viel' Grafen,
Barone und Herren,
Krieger auch mancherlei Volks, wäh-
rend des fränkiſchen Kriegs.
Mancher ſchon hat ſich verirrt, der ſeine
Leitung verſchmähte,
Mancher vom Schönſten gerad' wohl
nicht ein Zehntel geſehn."
Lange ſich ſträubend bedeckt er endlich,
ſich neigend, mit grüner
Mütze das ſilberne Haar, gehet doch
endlich voraus.
Erſtlich führt er zum Park, der winzig
nur, aber doch niedlich;

Er hat mit eigener Hand rings umher dicht ihn verzäunt.
Schnell auf willkommenen Ruf verſammeln ſich Seidenkaninchen,
Naſchen aus traulicher Hand gierig den blumigen Klee.
Mitten im Parke erhebt, aus rindigen Stämmen erbauet,
Leicht vergittert mit Draht, ſchlank, ſich ein mooſiges Haus.
Hier wirthſchaften nach Luſt die gelben Kanarienvögel;
Schmetternd ſtimmet der Hahn ein in des Waldes Conzert;
Jene Henne dort bringt den Neſtlingen Futter im Schnabel;
Ueber den Eyerchen ſitzt dieſe mit ſorgſamer Treu';

Seinen erſten Flug verſucht, mit unſchlüſſigen Schwingen,
Da ein junger; es ſehn andre neugierig ihm zu. – –
Weiter führet der Mann durch ſanft ſich ſchlingende Wege:
„Ueberſehen Sie rechts hier doch die Kegelbahn nicht!
Schatten gewähret die Eich' den Spielenden jegliche Stunde;
Beide Seiten der Bahn ſind mit Obſtbäumen bepflanzt.
Neben der größeren Bahn erblicken Sie hier auch die kleinre,
Zierlich mit Roſen umpflanzt, roſigen Jungfrau'n geweiht.
Kegelſpiel bleibet ſtets ſchön; die Kunſt gilt mehr hier als Zufall;

Sonderlich Dem, der viel ſitzt, räth die Bewegung der Arzt."
Mehrere Schritte wandelt der Greis mit heimlichem Lächeln;
Stehet plötzlich nun ſtill: „Gehen Sie etwas voraus!"
Ueberraſchend thut hier ſich ein weiter, gegründeter Plan auf,
Weiß von geſtreuetem Sand, blank wie geſchliffener Stein!
Weit im Kreiſe herum ſteh'n hohe, ſäuſelnde Pappeln,
Mitten im Kreiſe erhebt ſtolz ſich die prächtige Eich'.
Hundert der Paare – der Mann verſicherts – tanzen bequem hier,
Dort von der Höhe herab ſchallet Muſik dann dazu.

Rein iſt die offene Freud'; das Laſter nur ſuchet die Winkel.
Offene Freuden verbeut wohl nie ein weiſes Geſetz." –
Schnell jetzt entfernt ſich der Greis – er hat die Schlüſſel vergeſſen –
„Irren kann man hier nicht – oben begegnen wir uns!
Schimmernd ſchlingt ſich der Pfad weit fort durch grünendes Dunkel,
Wie durchs grünende Thal ſilbern ſich ſchlinget der Bach.
Mancher Schatten winkt hier, dem Einſamſpazierenden heilig,
Mancher einſame Sitz, ſeitwärts ein Tiſchchen fürs Buch.
Tiefes Schweigen herrſcht hier, es ſtört die fei'rliche Stille

Nur der Vögel Geſang, nur das Geſäuſel der Luft.
Reizend erſchallet dein Lied, du holde ſchwarzplattige Grasmück'!
Traulich und zwitſchernd um Brod hüpft das Rothkehlchen herbei.
Aber mit Eins verſperren den Weg drei ſtämmige Eichen –
Doch um die Stämme herum windet ſich liſtig der Weg.
Plötzlich verſchwindet der Tag – ein langer, ſchattiger Laubgang,
Scheinbar ſtets enger dem Aug', dehnet weit ferne ſich hin.
Durch das Gewölbe von Laub blickt ſparſam die Bläue des Himmels,
Karg auf beſchatteten Pfad ſtreuet die Sonne ihr Gold. – –

Endlich bin ich hindurch – wie blendet der Sonne Beleuchtung!
Wie verändert erſcheint hier mir die ganze Natur!
Tannen ſtarren empor mit rauhen, düſteren Äſten,
Drängend umſchließen ihr Kreis einen bemooſeten Thurm.
Hoch erhebt ſich der Thurm in reichlich durchbrochener Arbeit,
Das pyramidene Dach bräunlich und grünlich von Moos.
Siehe die ſchwebende Laſt wird von ſechs Säulen getragen,
Zwiſchen den Säulen erhebt ſich ein veraltetes Bild.
Grauer Jahrhunderte Strom! Mir iſt, ich höre dein Rauſchen,

Und der Vergangenheit Schmerz ſchwellt
mir die ängſtliche Bruſt.
Ach die gewaltige Fluth reißt pfeilſchnell
uns auch hinunter –
Laßt wie im Fluge uns thun, was allein
ewig beſteht! –
Weiter verfolg ich den Pfad; ſchon ſtehet
mein Mann in der Ferne
An der geöffneten Thür – von des Dio-
genes Faß?
Wirklich – da ſitzt ja mit knotigem Stab
der ſeltſame Weiſe,
Hier ſteht der Becher und dort – hängt
die bekannte Latern'.
Doch, was lieſeſt du hier? Ein Buch im
mediſchen Franzband?
Was, dein Leben lieſ'ſt du, wie es uns
Wieland beſchrieb?

Recht ſo – lies zu! Genügſamkeit lehrt
der beredſame Deutſche;
Doch, wie du ihn hier lieſ'ſt, laſen ihn
Tauſende ſchon. –
Immer noch währet der Wald – entron-
nen endlich dem Walde,
Frei auf offenem Platz ſteh' ich mit
freierer Bruſt.
Schimmernd bekieſeter Grund dehnt hier
ſich zum länglichen Viereck –
Liebliche Linden, wie ſchön ſtreuet ihr
Schatten darauf!
Prächtig ſtehen ſie da in langen, drei-
fachen Reihen,
Zwiſchen den Linden noch zwei Reihen
des Vogelbeerbaums.
Schöner geſelliger Platz für zahlreich
ſpazierende Schaaren!

Freudig durchwandre ich dich – rasch jetzt hinauf – jetzt hinab.
Oben begrenzet den Plan ein niedliches, schattiges Plätzchen;
Rund um den grasigen Tisch krümmt sich die grasige Bank.
Sinnreich aus grünendem Tisch erwächset zum grünenden Dache,
Freundlich beschattend die Gäst', Flaschen und Gläser – ein Baum.
Unten schließet den Plan in weitem Halbkreise ein Sopha;
Grün und mit Blumen gestickt, deckt es ein Teppich – von Gras.
Unter dem hangenden Grün der schlanken weißstämmigen Birken
Fänden wohl Fünfzige hier einen geräumigen Sitz. – –

Aber zur rechten dahier, auf niedrigen Hügeln zerſtreuet,
Ladet ein Fichtengehölz freundlich – ſchon folg ich! – mich ein.
Horch! dort hackt der farbige Specht; dort klettert ein Eichhorn;
In der Ruhe geſtört, ſpringet ein Häschen hier auf.
Luftig iſt's hier und kühl, beſtändig rauſchen die Wipfel,
Zwiſchen den Stämmen erblickt rings man das goldene Feld.
Grüne, Wäldchen, ſo fort! Gieb Schatten und Kühlung dem Schnitter!
Freudig verzehr' er ſein Mahl hier an dem ländlichen Tiſch. – –
Wieder umwendend ſeh' ich im Laubwald', aus dem ich gekommen –

Wie überſah ich ſie doch! – dort eine lange Allee.
Weit hinunter im Wald – er iſt ſorgfältig gelichtet –
Ziehen die Pappeln gepaart, fei'rlich in langem Triumph.
Zwiſchen dem unterſten Paar ragt eine erhabene Säule:
Ein Buchſtabe von Gold deutet blos wem ſie geweiht.
Oben in äußerſter Fern' erſcheint ein Kapellchen zur Hälfte;
Hellroth durchs zitternde Grün ſchimmert, o Thürmchen, dein Dach!
Aber im Weitergeh'n nennt der Greis den Namen der Herrſchaft,
Den Jahrhunderte ſchon Deutſchlands Geſchichte verehrt.

Ihr gehöret der Grund; Sie läßt ſo ſchön ihn benützen;
Ihr hat dankbar den Stein Ehrfurcht und Liebe geſetzt. [1])
Wieder empfängt mich der Wald – bald lenket vom breiteren Wege
Seitwärts ein ſchmälerer Pfad tiefer in's Dickicht hinein.
Prächtiger Eichen ein Paar – ſie bilden ein kunſtlos Portal hier;
Zwiſchen den Stämmen hindurch tret' ich erwartend hinein.
Mitten auf rundem Plan, von hohen Geſträuchen umſchloſſen,
Hebt ſich die Urne von Thon, einfach mit Golde verziert.
Rings um das ländliche Mal, dem Stifter des Gartens gewidmet,

Schließen, im Kreiſe gepflanzt, Pappeln den ehrenden Kranz,
Aber die goldene Schrift verkündet den Namen des Mannes,
Deſſen ſchaffender Geiſt rings aus dem Garten mir ſpricht. [2])
Seitwärts dort im Gebüſch winkt eine beſchattende Niſche –
Von dem Sitzchen da nimmt beſſer das Denkmal ſich aus.
„Ein verwilderter Platz – mein alternder Führer erzählet –
War einſt Alles, was hier immer das Auge erblickt.
Wild verwachsnes Geſträuch, vom Regen gehöhlete Schluchten,
Dornen und Brombeergeſträuch wehreten jeglichem Tritt.

Aber der denkende Mann wußt' jedes Plätzchen zu nützen –
Dieſe Wildniß ſchuf Er zum Paradieſe uns um."
Mir auch redet ſein Geiſt; ich fühle, was er gefühlet;
Ohne Gefühl iſt der, welcher dies Denkmal nicht ehrt –
Zehnmal gefühlloſer noch, wer in dem Baue der Welten
Nicht das höchſte Genie, ehrend und dankend vernimmt;
Kunſtgefühl iſt dem verſagt – Gefühl für Größe und Schönheit,
Der dem Schöpfer der Welt fromme Altäre mißgönnt. – –
Weiter verfolg' ich gerührt die reinlich beſchütteten Pfade,

Und ſchon bietet dem Blick wieder ein Anders ſich dar.
Eine Hütte hier links, aus Gitterſtäben erbauet,
Dienet zum ſchützenden Dach einer geſelligen Bank.
Siehe den Vorplatz umzäunt ein Heckchen von ſpitzen Liguſtern;
Nadlichte Tännchen umher wechſeln mit hellerem Laub.
O, ein fröhlicher Tag werd' jeder lieben Geſellſchaft,
Die zum ländlichen Feſt leicht ſich hier zahlreich vereint.
Rechts hier verſtecket der Wald ein geräumiges, luftiges Sälchen;
Statt der Mauern ſiehſt du grünende Wände von Laub.

Mitten aus gelblichem Sand' ſtrebt mächtig die Eiche zum Himmel,
Ihre verbreiteten Aeſt' bilden des Saales Gewölb'.
Hier läßt im Grünen ſich ruh'n, hier ſchmeckte ein Butterbrod beſſer,
Als in des Moguls Pallaſt künſtlich bereitetes Gift. –
Aber – bin in ein anderes Land ich plötzlich verſetzet?
Einen Weinberg erblickt dort das verwunderte Aug'!
Rebenumſchlungene Stäb' ſteh'n ſtaffelweis übereinander;
Oben thronet die Laub', reichlich mit Reben bedeckt.
Ein Baumgarten dabei zeugt mancherlei goldene Früchte.

Und – vom Winzer bewohnt? – ſtößt dort ein Häuschen daran.
Fleiß belohnet ſich ſtets! Nie kocht zwar die Sonne hier Weine;
Doch iſt die purpurne Traub' auch ſchon ein ſüßes Geſchenk. – –
Hier den düſteren Gang betret' ich mit heimlichem Schauer;
Nächtliche Gänge, wohin führet den Zagenden ihr?
Sieh da den einſamen Platz von dunkeln Geſträuchen umſchattet,
Einſam-klagendem Schmerz, ernſter Betrachtung geweiht!
Mitten erhebet ſich hier, auf rundem Hügel von Raſen,
Aus ſechs Bogen vereint, grünend ein laubig Gebäu.

Was wohl ſchließet es ein? Ein Kunſt-
werk des bildenden Meißels?
Ach ein blühendes Kind, lächelnd im
ruhigen Schlaf!
Holder Knabe, du warſt – ſo hör' ich –
am Morgen des Lebens
Von des grauſen Geſchicks nächtlicher
Stunde ereilt!
Dort auf einſamem Sitz, von Thränen-
weiden beſchattet,
Trauert der Vater um dich, weinte die
Mutter dir nach. [3])
Aber – wärſt du denn todt? O nein, du
ſchlummerſt nur ſüße!
Tod der Unſchuld iſt Schlaf – freudig
erwacheſt du einſt. – –
Aus der Trauerſtätte führt ein düſterer
Laubgang;

Unten trägt eine Brück' über die gähnende Kluft
Aus dem buſchigen Fels bricht hier ein ſilbernes Quellchen,
Und ein gehöhleter Stein ſammelt das naſſe Kriſtall.
„Leider die einzige Quell', doch reicht zum Begießen das Waſſer"
Spricht der Gärtner – „ihr dankt Alles im Garten den Flor!"
Klein biſt du wahrlich – und tränkſt doch tauſend Gewächſe und Blumen,
Stilleſt des Wanderers Durſt; wär' ich, o Quellchen, dir gleich! – –
Tiefer ſenkt ſich der Pfad, und immer tiefer hinunter!
Wie? Noch tiefer, o komm ich wohl zur Unterwelt gar?

Schauerlich, ſtille und kühl, gleich unterirdiſchen Grüften,
Dämmernd in grünlicher Nacht, nimmt eine Grotte mich auf.
Eine Oeffnung nur läßt ein wenig des goldenen Tags ein;
Auf das Tiſchchen geſtützt ruh' ich auf mooſigem Sitz.
Aber was zeiget mir jetzt die lichte, rundliche Oeffnung?
Ach, ein Aſchenkrug iſt's, wie man Verklärten ihn weiht!
Silberhell leuchtet die Urn' mit verſchlungnen Buchſtaben aus Golde;
Drüberhin wölbt ſich ein Baum; weißliche Roſen umher!
Siehe in Kindergeſtalt, am Fuße der Urne zwei Engel,

Haltend die Senſ' und das Glas, Thränen der Wehmuth im Blick'!
Stille ruhet im Thal – und einſam aus waldigem Berge
Raget ein Thürmchen hervor, röthlich mit goldenem Kreuz.
Näher tritt jetzt der Greis, das Haupt mit Andacht entblößend,
Und in dem redlichen Aug' zittert die ſchimmernde Zähr'.
„Dieſes Denkmal," ſpricht er, „das haben der Gattin und Mutter
Trauernd der Gatte und zwei blühende Töchter geweiht.
Mutter war ſie auch des frühe verblüheten Knaben,
Deſſen Denkmal wir ſah'n, dem ſie ſo frühe gefolgt.

Ach noch nicht zehn der Frühlinge hat
der Garten geblühet,
Und doch ſchließet ſchon zwei Todes-
denkmale er ein! –
Lieblich war ſie und hold, das Bild der
Unſchuld und Sanftheit;
Silberrein war ihr Gemüth, ächter
und treuer als Gold. [4])
Aber nun ſchläft ſie – ach! – den langen
Schlaf in dem Grabe,
Bis an jenem Tag' einſt der Erlöſer
ſie weckt!" –
Trocknend die reichlichen Thränen zeigt er
mit zitterndem Arme
Hin auf das Kreuz und ſchluchzt: „Die-
ſes nur tröſtet im Tod!"
Mächtig ward mir das Herz von der
Trauergeſchichte erregt;

Bilder von Tod und Grab füllen die Seele mir ganz.
Aber wie hier in die Grott' hereinſtrahlt das goldene Tagslicht,
Strahlt in die Seele mir auch Hoffnung der beſſern Welt.
Nein, kein leeres Nichts ſind ſie die Früheverblichnen,
Die unſer ganzes Herz innigſt mit Sehnſucht umfaßt.
Treu iſt Mutter Natur; es lügt nicht die heil'ge Empfindung –
In der Thräne am Grab ſpiegelt Unſterblichkeit ſich.
Wiederſehen bleib du der einzige Troſt uns am Grabe:
Wiederaufleben wird einſt, was jetzt zu Staube zerfällt.

Eine Thräne noch ſey den theuren Verklärten gewidmet –
Wieder zum Berge hinauf folg' ich dem kieſigen Steig.
Oben endlich ſind wir – ha welche entzückende Ausſicht!
Herrliche Gegenden zeigt, vielfach durchbrochen, der Wald.
Da eine alte Abtei mit Kirche und prangendem Thurme,
Dort ein thürmendes Schloß, hier ein beſcheidenes Dorf. [5])
Doch aus der Ferne zurück lockt freundlich die Nähe das Auge!
Siehe des Gartens Geſtalt zeigt ſich am freundlichſten hier.
Traulich am Fuße des Bergs liegt unten das blumige Thälchen;

Gerne bemerk' ich den Platz, wo ich am Gitter dort ſtand.
Alle Terraſſen herauf am prächtig blühenden Berge
Zeigen nun, nahe und ganz, Beete voll Blumen dem Blick.
Blumenbeete die Meng', von allen Farben der Sonne,
Hängen, kunſtlos gereiht, an den benachbarten Höh'n.
Aber vor allem gefällſt, mit tiefgrünender Hecke von Tannen,
Und mit drei Lauben geſchmückt, Gärtchen voll Roſen, du mir!
Mitten im dunkelu Wald – der hundert Roſengeſträuche
Blendenden Purpur zu ſehn, bringet gedoppelte Luſt.

Siehe die große Natur, auch ſchön in erhabener Wildheit,
Reicht hier der ländlichen Kunſt ſchweſterlich-traulich die Hand!
Wieder nimmt nun das Wort der alte, redliche Gärtner,
Während auf zierlichem Sitz hier an dem Eichſtamm' ich ruh'.
„Dieſer Berg dahier ward der gnädigen Gräfin gewidmet –
Ihr, der Freundlichen, ziemt doch wohl der freundlichſte Platz!
Jeder der Frühlinge ſchreibt den theuren Namen Sophie,
Purpurn mit Blumenſchrift, hier in lebendiges Grün.“ – – *)
Wendend den zögernden Tritt ſeh' dort ich ein bäuriſches Häuschen;

Bläulich prangt das Gebälk, gelblich das ſtroherne Dach.
Rings ſind am grünenden Zaun, der nett den Vorplatz umgrenzet,
Tiſche und Bänke geſtellt, fruchtbare Bäume gepflanzt.
Hier an der Ecke ein Brunnen mit ſchwebendem Eimer zum Schöpfen;
Dort von ordnender Hand zierlich gethürmetes Holz!
Aber das bäuriſche Haus birgt innen ein ſtädtiſches Zimmer;
Schön ſind die Wände bemalt, niedlich die Möbel geformt.
Selten findet man ſo das Innere beſſer als Aeußres,
Oefter deckt äußerer Glanz innere Armuth und Noth. -

Doch aus dem Buſche da hör' ich jubelndes, lautes Gelächter? –
Sieh da die muntere Schaar blühender Knaben beim Spiel!
Zwiſchen dem grünen Gebüſch dehnt hier ſich ein röthlicher Sandgrund;
Bunt ragt dort eine Stang', unten die Scheibe daran.
Künſtlich aus Holze geſchnitzt ſchwebt hoch eine Taube am Faden,
Dort an die Stange geknüpft, hier von dem Knaben gefaßt.
Ohne Bewegung ſteht er, als wär' er aus Steine gehauen,
Zielet lange – noch ſchwankt leiſe das ſchwebende Bild.
Los jetzt läßt er die Schnur – und Augenblicks ſtürzet der Vogel;

Tief in das Schwarze hinein bohrte der Schnabel aus Stahl.
Alles jubelt jetzt laut – nur erblassen die Spieler ein wenig;
Er mit frohem Triumph stecket den Kreuzer zu sich.
Glückliche, goldene Zeit der nimmerkehrenden Kindheit!
Warum bist du uns doch – nichts als ein flüchtiger Traum?
Ach, wir selber sind schuld, denn wären nur Habsucht und Stolz nicht;
O so wär' auch der Mann glücklich und froh wie ein Kind! – –
Weiter führet der Pfad – erst abwärts, dann, wieder sich hebend,
Klimmt er den Abhang des Bergs sanft, sich stets wendend, hinan.

Ebenhin laufet er jetzt – hier rechts die buſchige Höhe,
Links hier die ſchwindelnde Tief', durch ein Geländer verwahrt.
Führet er wieder hinein in wildes, verwachſenes Dickicht?
Nicht doch – durch Wildniſſe führt er in Eliſium mich!
Freundlicher ſcheint hier das Blau des reinen glänzenden Himmels,
Lichter das grüne Geſträuch, heller die farbige Blum'!
Doch was ſoll das Gebäu mit ſpitzigem Thürmchen gezieret?
Was das Glöcklein darin – oben das funkelnde Kreuz?
„Auf der Karthauſe ſind wir – ſpricht athmend vom Steigen mein Führer.

Alles – aufs Tüpfchen – iſt ſo, wie der Karthäuſer es hat.
Denn wir haben genau nach allem uns fleißig erkundigt,
Alles – wie Mancher uns ſagt' – treulich zu Stande gebracht.
Den Baumgarten hier läßt das niedrige Heckchen leicht ſehen –
Schön mit Rabatten umkränzt, ſtehen die Bäumchen gereiht;
Zierlich zu Kugeln geformt und zu Pyramiden ſich ſpitzend,
Tragen ſie köſtliche Frucht – nirgends bekommt man ſie ſo!
Hier iſt ein runder Sitz in runder Vertiefung aus Raſen,
Von dem Kaſtanienbaum reichlich mit Schatten beſtreut.

Dieſes Gärtchen dahier – wie jeder leicht=
lich bemerket –
Iſt für Gemüſe beſtimmt, Blumen und
fremde Gewächſ'.
Letztere wurden weit her mit großen Ko=
ſten beſchrieben;
Nennen könnt' ich ſie all' – wenn ich
Lateiniſch verſtänd'.
Aber gehn wir hinein durchs ſchmale,
vergitterte Pförtchen,
Drinnen noch Manches zu ſehn, was
wohl der Mühe verlohnt.
Dieſer Weinſtock, der bis zum Dache die
Wohnung verhüllet –
Große Trauben trägt er, blauer und
köſtlicher Art.
Auch der Pfirſichbaum, zur andern Seite,
trägt reichlich;

Sehn Sie, die wollene Frucht färbt
an der Sonne sich schon.
Dieser freie Platz, mit grünenden Wän-
den umgeben,
Frisch erst mit Sande bestreut, dienet
zum Vorhof dem Hauf'.
Unter dem Schatten hier der reihenweis
stehenden Bäume,
Wandelt sich's lieblich und kühl – auch
ist die Obstart sehr gut.
Wen das Auf- und Niedergehen ermüdet,
der findet
In der grünenden Wand Nischen mit
Sitzen bereit.
Hinter der Laubwand erhebt sich kunstlos
ein luftiges Wäldchen,
Zitternde Espen, die Birk' und der
Akazie Grün." –

Von dem ſchwebenden Zweig' fällt ſchnell jetzt der Fink – auf die Kerne,
Die ihm der Gärtner geſtreut, picket geſchäftig ſie auf.
Rauſchend ſchwingt er ſich jetzt hoch auf zum Gipfel der Buche,
Und ſein ſchmetternder Schlag tönt durch den hallenden Wald.
Dort am mooſigen Aſt' hängt hoch ein bemahletes Häuschen;
Pfeifend am Eingange ſitzt deſſen Bewohner – ein Staar.
Froher Geſchwätzigkeit voll und mit Flügelſchlägen erwiedert
Er des Gärtners Gruß – flieget jetzt eilig ins Feld.
Auf nun ſchließet der Greis die kleine, niedliche Zelle –

Vater Brunos Bild fällt mir zuerſt in das Aug'.
Siehe, der heilige Mann, in rauher Höhle verweilend,
Heftet den forſchenden Blick ernſt auf den Todtenkopf hin.
Ob eines Fürſten Haupt, ob eines Bettlers der Schädel? –
Nimmermehr forſchet ers aus! Weltpracht verſchwindet zu Nichts.
„Menſch, gedenke des Tods – acht', Eitles verachtend, nur Ew'ges!"
Dieſen Sinnſpruch des Manns nehme ich dankbar mit mir.
„Hier zur Seite" – der Greis beginnet wieder zu ſprechen –
„Iſt die Kapelle zu ſehn mit des Gekreuzigten Bild.

In dieſer Doppelthür ſteht des Karthäuſers einfache Ruhſtatt;
Klüglich zum Sopha jedoch wird ſie auch manchmal benützt.
Hier iſt die Küche – der Heerd – hier irdene Kaffegeſchirre,
Nicht dem Karthäuſer beſtimmt, ohne Beſtimmung doch nicht.
Dieſe vierte Thür verſchließet endlich den Keller,
Wo die ſteinerne Flaſch' alternde Weine verwahrt."
Siehe des goldenen Weins nun gießt er in Becher von Ahorn:
„Guter Wein iſt gut – ſey auch der Becher von Holz.
Angeklingelt, mein Freund! – dieß zwar kann hier man nicht ſagen;

Einklang der Herzen erſetzt Gläſergeklingel gar leicht."
Freundlich nöthigend rückt er einen geflochtenen Seſſel,
Nächſt dem Fenſterchen hin, das hier die Rebe umkränzt.
Draußen ergötzet den Blick das prächtig blühende Gärtchen;
Voll von Blumengedüft ſäuſelt das Lüftchen herein.
Drinnen vergnüget das Aug' die nette Einrichtung der Zelle,
Tiſchchen mit Stroh eingelegt, Sitzchen geflochten aus Stroh.
Jetzo bringet der Greis nebſt Dinte und Feder ein Schreibbuch;
Schmählend – denn es verſchwoll – ſchraubt er das Dintenfaß auf.

„Dieſes Denkbuch“ ſpricht er, „enthält die würdigen Fremden,
Die mit liebem Beſuch' je unſre Anlag beehrt.
Blättern Sie gütig es durch! Sie finden wohl theure, bekannte
Namen – und ſetzen Sie dann dieſen den Ihrigen bei.
Mancher lieſet ihn einſt nach Jahren mit frohem Entzücken;
Und als Denkmal für uns bleibet er ewig verehrt.“
Da ich zum Namen – der Mann erinnerts – das Datum geſchrieben,
Rück' ich den Seſſel, nun auch weiter zu ſetzen den Stab.
Siehe, durch das Gebüſch des leichten, kunſtloſen Wäldchens

Zeiget den ſchmalen Pfad lächelnd der freundliche Greis.
Hochgewölbet und breit eröffnet ſich plötzlich ein Laubgang,
Prachtvoll in grünlicher Nacht, weit in die Ferne gedehnt.
Ueber das reinliche Kies voll reger, wankender Schatten,
Wechſelnd mit ſonnigem Gold – ſchreit' ich verwundert einher.
Sieh die Gewölbe von Laub, ſo wie auch die laubigen Wände
Prangen reichlich mit Obſt mancherlei trefflicher Art.
Hochroth glüht hier die Kirſch', dort reifen bräunliche Weichſeln,
Pflaumen hier gelblich wie Wachs, Pflaumen dort bläulich von Duft.

Aber am Ende des Gangs, grünt dicht die Laube von Buchen;
Runder Oeffnungen zwei reizen den folgſamen Blick.
Dieſe da zeiget nur Wald; der Hütte des Köhlers vergleichbar,
Raget ein einſames Haus über die Gipfel empor.
Wilder und ſchau'rlicher noch erſcheinet durch jene die Gegend;
Waldige Berge umher bilden ein waldiges Thal.
Keine menſchliche Spur! Nur giebt der Einöde die Klauſe,
Die ich gleich anfangs betrat, mal'riſch Bedeutung und Sinn.
Gerne, der Einſamkeit Freund, ſitzt oft der würdige Mann hier,

Der die Karthauſe erbaut, froh des belehrenden Buchs. *)
Leſend durchwandelt er oft manch' frohe Stunde den Laubgang;
So ſich der Einſamkeit weih'n – Weisheit des Lebens ſeys mir!
Denn wer gänzlich das Band, das Menſchen mit Menſchen verknüpfet,
Finſteren Sinnes zerriß' – einſam verſchimmelte Der;
Aber wer ganz der Einſamkeit Werth leichtſinnig verkennet,
Nie kommt Der zu ſich ſelbſt, bleibet ſich ſelber ſtets fremd.
Heilige Stille, gieb mir, was kein Vertrauter kann geben:
Frohes Gefühl meiner ſelbſt – inniges Gottesgefühl! – –

Wieder zurückgekehrt im dunkelgrünenden Laubgang,
Steh' ich plötzlich erſtaunt in einem Tempel von Laub!
Magiſch wirkt hier das Licht – lang-runde Oeffnungen treffen,
Zauberſpiegeln gleich, blendenden Glanzes den Blick. –
Herrliche Landſchaft, die hell in vollem Glanze der Sonne,
Mannigfaltig und reich hier ſich entfaltet dem Aug' –
Laß mich, großes Gemäld', auf das nur verſtohlene Blicke
Neidiſch erlaubte der Wald, ganz dich mit Muſe beſeh'n!
Welch ein liebliches Thal! Welch lange Reihe von Hügeln,

Oben mit Walde gekrönt, abwärts mit Feldern geſchmückt!
Freundliche Dörflein, faſt ganz von waldichten Gärten verſtecket,
Thürmchen von mancherlei Bau, fernhin die Thürme der Stadt. [8])
Aber gerade hinab der nahe ſtädtiſche Flecken, [9])
Dächer an Dächer gereiht, mitten die ragende Kirch';
Goldene Felder ringsum, und blumige Anger voll Bäume,
Unten der ſtattlichen Mühl' immer ſich drehendes Rad.
Silbern – herab durch das Thal, durch Ufer voll Ulmen und Weiden –
Wälzet die ſpiegelnde Fluth vielfach ſich krümmend der Fluß. [10])

Unermeßlich, ſich weit in blauer Ferne verlierend,
Dehnt ſich das freundliche Thal – nichts mehr erkennet das Aug'.
Doch – was ſeh' ich erſt jetzt! Welch großer erſchütternder Anblick!
Ueber die Wolken erhebt fern ſich der Alpen Gebirg.
Gipfel an Gipfel gedrängt, gleich zahlloſen Wogen des Meeres,
Starren die Berge empor, häufig bedecket mit Schnee. –
Sanft jetzt mit freundlichem Stoß' entreißt mich der Greis dem Entzücken;
Ohne daß ichs bemerkt', ſtellt' er den Tubus zurecht.
Willig ſeh' ich hinein, und ſeh' aus des Sommers Gefilden –

Ha, mir ſchaudert vor Froſt! - mich
nach Spitzbergen verſetzt. - -
Lebt wohl, Berge von Schnee - zerinnet!
ich kehre mit Sehnſucht,
Preiſend das wärmere Land, wieder
zum Sommer zurück.
Grüner ſcheinet das Thal, nachdem die
Täuſchung verſchwunden -
Blühender lacht das Gefild, laulicher
wehet die Luft.
Freudig durcheilet mein Blick nun wieder
die mildere Landſchaft,
Wandert von Dorf zu Dorf, Hügel
hinauf und hinab.
Aber horch - dort im Thurm' verkündet
die Glocke ſchon Mittag;
Flüchtige Blicke nur mehr werf' ich dem
Garten noch zu!

Könnte ich öfter noch, ihr lieblichen, holden Gefilde,
In der reichen Natur wechselnder Schönheit euch sehn!
Schöner noch müßet ihr seyn im bunten Schmucke des Frühlings,
Schön vom Herbste gefärbt, schön noch vom Winter bereift!
Hold in purpurner Früh', im Golde der sinkenden Sonne,
Und wenn die sternichte Nacht funkelnd die Aeste durchstrahlt.
Lieber erblickt' ich wohl noch im bleichen Silber des Mondes,
Euch, ihr dunkelsten Gäng', Todesdenkmale auch euch!
Blühe, o Garten, denn fort – ein Denkmal reinen Gefühles,

Wenn uns die Erde bedeckt, auch noch dem Folgegeſchlecht.
Seyd mir noch alle gegrüßt, ihr edlen, fühlenden Seelen,
Deren Sinn für Natur dieſe Gefilde verſchönt!
Glücklich, wer ſo am Buſen der reichen, liebenden Mutter
Seiner Sorgen vergißt, ſich von Geſchäften erholt,
Bäume pflanzet und dann die erſten, halboffenen Blüthen
Reicher und glücklicher zählt, als die Goldſtücke der Geiz.
Selig! wer ihr im Schooß das rauſchende, wilde Vergnügen,
Karten und Trinkgelag, edleren Sinnes verſchmäht –

Rings in der Schönheit der Welt den Tempel der Gottheit erblicket,
Und am Grabmal des Freunds schönerer Welten ſich freut!
Rührungsvoll ſcheid ich; den Pfad' zur Seite des ſchattigen Berges
Sanft hinuntergekrümmt, zeigt mir noch freundlich der Greis.
Winkend ſteht er noch lang' dort oben am grünen Geländer,
Bis jetzt des ſtafflichten Steigs unterſte Stuf' ich verließ.

Anmerkungen.

1) Die Herrschaft Thannhausen, ehemals eine Reichsgrafschaft, gehört der gräflichen Familie von Stadion-Thannhausen; der gegenwärtige Besitzer ist Seine Erlaucht, der Herr Graf Carl Friedrich von Stadion.

2) Herr Ludwig Albrecht, Conventual des ehemaligen Reichsstiftes Ursberg, während der Regierung Herzogs Karl von Würtemberg Hofprediger zu Stuttgart und Hohenheim; in der Folge starb er als Stadtpfarrer zu St. Ulrich in Augsburg — ein sehr gebildeter Mann und vortrefflicher Prediger.

3) Der hoffnungsvolle Knabe hieß Emmerich und war der Sohn des damaligen Gräflich-Stadioniſchen Ober-Amtmannes Franz Oberſt zu Thannhauſen, eines kenntnißreichen und gutdenkenden Mannes.

4) Maria Anna Oberſt, geborne Bavous, Ehegattin des Ober-Amtmannes Oberſt; die Selige iſt in den wenigen Zeilen nach dem Leben geſchildert.

5) Die ehemalige Abtei Ursberg; das Gräflich-Fuggeriſche Schloß Kirchheim; das freundliche Dörflein Nettershauſen, in die Pfarrei Thannhauſen gehörend.

6) Frau Gräfin Sophie von Stadion, geborne Freiin von Wambold, noch lebende Großmutter des gegenwärtigen Herrn Grafen von Stadion-Thannhauſen; eine ſehr geiſtreiche, edeldenkende Frau.

7) Der ſehr würdige Pfarrer Thomas

Mayerhofer zu Thannhausen; ein sehr eifriger Seelensorger und gerader, biederer Mann — auch schon längst in die bessere Welt heimgegangen.

8) und 9) Die Königlich Bayerische, in der Geschichte nicht unbekannte Stadt Mindelheim; der Königlich Bayerische Gräflich-Stadionische Marktflecken Thannhausen.

10) Die Mindel, die nicht weit von Burgau sich in die Donau ergießt.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Im Verlage der J. Wolffischen Buchhandlung sind auch erschienen:

Christliche Gesänge

zur

öffentlichen Gottesverehrung

in

katholischen Kirchen

von

Christoph von Schmid.

Dritte vermehrte Auflage, mit bischöflicher Approbation. 8. Preis 18 kr.

Francesco Petrarka's

Bußpsalmen.

Metrisch übersetzt

von

einem katholischen Geistlichen.

32°. Preis 12 kr.

Geiſtliche

Vergißmeinnicht.

Eine Auswahl

der

ſchönſten und geiſtreichſten

Sinnreime

von

Angelus Sileſius

herausgegeben

von

Chriſtoph v. Schmid.

12°. mit einem Stahlſtich u. Umſchl. 20 kr.

Das Liederbuch

der

Schule zu Lilienthal.

Nebſt

kurzem Bericht, wie dieſe Lieder allmählich eingeführt wurden.

(Von einem Schulfreunde.)

8°. Mit Umſchlag. Preis 27 kr.

5,

mi

S. ANTONIUS DER EINSIEDLER.

Blumen der Wüste.

Erzählungen

aus dem

Leben der ersten, christlichen Einsiedler.

Von

Christoph von Schmid.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1841.

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorrede.

An den freundlichen Leſer.

Der Aufenthalt und die Lebensweiſe der erſten chriſtlichen Einſiedler in der Wüſte gehört unter die vorzüglichen Denkwürdigkeiten der Kirchengeſchichte.

Was dieſe frommen Männer bewogen hat, ſich in eine Wüſte zu begeben, und wie ſie da ihre Zeit zugebracht haben, erhellt ſehr ſchön aus dem Leben des Einſiedlers Antonius, das der heilige Athanaſius am ausführlichſten beſchrieben hat. Aus dieſer Lebensgeſchichte ſind hier ſolche Stellen gewählt, die außer dem Werthe, den ſie für ſich ſelbſt haben, dieſem Büchlein zugleich anſtatt einer Vorrede dienen.

Die folgenden Erzählungen aus

dem Leben der übrigen Einſiedler, von denen keine ſo ausführliche Nachrichten auf unſere Zeiten gekommen ſind, enthalten lehrreiche Begebenheiten, die jeden chriſtlichen Leſer, der auch keine Zelle bewohnt, anſprechen werden und ihm wohl manchen Troſt, manchen heilſamen Rath gewähren können.

In Allem, was dieſe heiligen Männer geſagt und gethan haben, offenbart ſich ein ächt chriſtlicher Sinn — wahre Frömmig-

keit und Andacht, Fleiß und Arbeitsamkeit, Demuth, Geduld, Mäßigkeit, Genügsamkeit, Milde und Schonung, Mitleid und Erbarmen, Menschenfreundlichkeit, Geringachtung zeitlicher Güter und eifriges Streben nach ewigen Gütern — ein unablässiges Bemühen, sich, wie unser göttlicher Erlöser sagt, Schätze für den Himmel zu sammeln.

Was wir von ihrer Geschichte noch haben, gleicht einer kräuterreichen Aue, oder vielmehr einem

großen, blühenden Garten, den nicht leicht Jemand durchwandern wird, ohne ſich einige wohlriechende Kräuter und duftende Blumen abzupflücken. So ging es dem Unterzeichneten, der ſchon vor vielen Jahren aus den Worten und Thaten dieſer Bewohner der Wüſte, mehrere ſammelte, ſie nach ſeiner Weiſe erzählte und mit der Aufſchrift bezeichnete: „Blumen der Wüſte.“

Er wollte, indem er die kleine Sammlung jetzt dem Leſer mit-

theilt, die Aufschrift „Blumen“ nicht mehr abändern — wünscht aber, daß sie vielmehr Samenkörnern gleichen möchten, die in manchen Herzen ein gutes Erdreich finden und nicht ohne gute Früchte bleiben — für die Ewigkeit!

Christoph von Schmid.

Aus dem Leben
des heiligen Antonius.

Antonius als Knabe und Jüngling.

Antonius wurde zu Koman, einem Dorfe bey Heraklea in Aegypten, geboren. Er war der einzige Sohn reicher und sehr christlicher Aeltern. Sie gaben dem liebenswürdigen, hoffnungsvollen Knaben die sorgfältigste Erziehung, und behielten ihn unter ihrer beständigen Aufsicht. Aus zärtlicher Besorgniß, seine reinen Sitten möchten von dem Umgange mit andern Knaben

Schaden leiden, ließen sie ihn die gelehrten Schulen damaliger Zeit nicht besuchen. Indeß nahmen sie ihn stets mit sich in die Kirche, wo er die Verkündigung des göttlichen Wortes mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, und es in seinem Herzen bewahrte.

Er war recht ein Vorbild des kindlichsten Gehorsams; auch bemerkte man an ihm, daß er, bey allem Reichthume seiner Aeltern, keine Lust an Leckerbissen hatte, sondern sich mit den gewöhnlichen Speisen begnügte.

Beide Aeltern starben, da er noch ein Jüngling war. Sein ganzer Sinn blieb aber darauf gerichtet, als ein wahrer Christ zu leben. Allein die Verwaltung seines großen Landgutes

machte ihm viele Sorgen, und hinderte ihn, so wie er es wünschte, sich ganz Gott zu widmen. Er dachte oft darüber nach, wie die Apostel Alles verließen und Jesu nachfolgten, und wie die ersten Gläubigen ihre Feldgüter verkauften und das erlöste Geld zu den Füßen der Apostel niederlegten, damit die Bedürftigen davon unterstützt wurden.

Als er nun eines Tages mit solchen Gedanken beschäftigt in die Kirche trat, wurden aus dem Evangelium die Worte vorgelesen, die Jesus jenem reichen Jünglinge gesagt hatte: „Wenn du willst vollkommen seyn, so gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen; so wirst du einen

Schatz in dem Himmel haben. Dann komm und folge mir nach!“

Da ging Antonius hin, theilte sein ganzes väterliches Erbe, dreihundert Morgen des fruchtbarsten Bodens, seinen dürftigen Nachbarn aus, und verkaufte Alles, was er sonst hatte, und gab das Geld den Armen. Nur so viel behielt er für sich, als ihm zum Leben unumgänglich nöthig war. Er zog sich in eine einsame Gegend, nicht weit von seinem Geburtsorte, zurück, wohnte in einer armen Hütte, und beschäftigte sich da, entfernt von Menschen, einzig mit Gebeth und Betrachtung. Doch besuchte er öfter einen gottseligen Greis, der in der christlichen Vollkommenheit schon sehr weit ge-

kommen war, und der ihm auf dem nämlichen Wege zum Führer diente. Wo er von einem wahrhaft frommen Manne hörte, ging er zu ihm, und war emsig, wie eine Biene, bemüht, den Honig guter Lehre mit sich in seine Zelle zu bringen.

Antonius in der Wüste.

Antonius blieb in seiner einsamen Zelle nicht lange verborgen. Wegen der Wohlthätigkeit, mit der er seine zeitlichen Güter unter die Armen vertheilt hatte, wurde er von den Menschen als ein sehr gutherziger Mann hoch geschätzt; wegen seines frommen Lebens aber wurde er noch höher ge-

achtet, und Viele nahmen in ihren ewigen Angelegenheiten ihre Zuflucht zu ihm. Wider Willen zog er die allgemeine Bewunderung der Menschen auf sich. Es versammelte sich immer mehr Volk um ihn. Ja der Andrang wurde nach und nach so groß, daß der demüthige, fromme Mann beschloß, seinen Aufenthalt in Mitte der weit entlegenen großen Wüste zu wählen, die von Menschen ganz unbewohnt war.

Er versah sich mit einigen Broden, und trat die Reise an. Allein er war des Weges unkundig, und kam an einen Fluß, wo er nicht mehr weiter konnte. Einige arabische Kaufleute, die mit ihren Kameelen durch die Wüste ziehen wollten, nahmen auf seine Bitte

ihn mit sich. Am dritten Tage gelangten sie an einen hohen Berg, in dem sich eine geräumige Felsenhöhle befand, und aus dem eine reiche Quelle hervorbrach; unten im Thale standen einige Palmbäume. Hier wollte Antonius bleiben. Die Kaufleute gaben ihm mit freudigem Herzen Brod, von dem er vorerst leben konnte; auch dienten die Palmfrüchte ihm zu einiger Erquickung.

In dieser Wüste brachte nun Antonius seine Zeit unausgesetzt mit Bethen und Betrachtungen zu. Da überfiel ihn auf einmal ein Ueberdruß und eine große Trägheit. Er konnte nicht mehr bethen, und konnte auch am Betrachten keine Lust mehr finden.

Er flehte zu Gott: „O Herr, was soll ich anfangen? Hilf Du mir! Zeige Du mir gnädiglich, was ich thun soll, um dieser schweren Prüfung zu entgehen, und aus diesem traurigen Zustande wieder heraus zu kommen.“

Da gerieth Antonius in eine Entzückung, und sah eine himmlische Erscheinung. Ein Engel Gottes stand neben ihm und sprach: „Antonius, erhebe deine Augen, und sieh!“

Antonius erblickte, wie in einem Spiegel, einen Einsiedler, der ihm, dem Antonius, ähnlich sah, auf den Knien lag und bethete; dann aufstand und einen Korb flocht; dann wieder bethete, und so wechselweise.

„Das ist's, was du thun mußt!“

ſprach der Engel, und verſchwand. — Antonius gehorchte, fing nun an, abwechſelnd zu bethen und zu arbeiten, und von der Stunde an hatte er nicht mehr Urſache über lange Weile und Ueberdruß zu klagen.

Er ſah nun ein, daß beſtändig ununterbrochene Anſtrengung des Geiſtes der menſchlichen Gebrechlichkeit nicht angemeſſen ſey, und daß auch der Leib beſchäftigt werden müſſe. Er empfahl deßhalb in der Folge jedem ſeiner Jünger die goldenen Worte: „Bethe und arbeite!“

Die Jünger des heiligen Antonius.

Die chriſtlichen Freunde, die Antonius in ſeinem Vaterlande zurückgelaſ-

ſen hatte, vermißten ihn ſehr hart. Auch waren ſie um ihn ſo zärtlich beſorgt, wie Kinder um ihren Vater. Nach einer Zeit erfuhren ſie, wo er ſich aufhalte, und mehrere von ihnen machten ſich ſogleich auf den Weg, ihn zu beſuchen, und hatten eine große Freude, ihn wieder zu ſehen. Sie brachten ihm nun von Zeit zu Zeit Lebensmittel. Allein Antonius ſprach: „Was ſoll ich euch ſo viele Mühe und Beſchwerde machen! Bringt mir eine Haue und Schaufel, und Samenkorn, damit ich mein Brod ſelbſt baue, und mich mit eigenen Händen ernähre. Denn der Apoſtel ſagt ja: „Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen.“

Er legte auch einen Garten an,

leitete die Quelle dahin, ihn zu wäſſern, baute Gemüſe und pflanzte Reben und Bäume, damit er Diejenigen, die ihn beſuchten, und die, nach einer mühſeligen Reiſe, zu ſeinem Bedauern oft ganz erſchöpft, zu ihm kamen, doch auch bewirthen und erquicken könne. So wollte er, nach der Lehre des Apoſtels, nicht nur ſein Brod durch Arbeit verdienen, ſondern durch nützliche Beſchäftigung ſo viel erwerben, um auch den Nothleidenden davon mittheilen zu können.

Die einſame Lebensart des Antonius, bey Gebeth und Arbeit, gefiel den Meiſten ſehr wohl. Einige bauten ſich in einiger Entfernung von ſeiner Wohnung auch Hütten und führten

da ein ähnliches Leben. Nach und nach ſiedelten ſich mehrere an, ſo, daß die Wüſte weit umher bewohnt wurde. Da Jeder eine Hütte nur für ſich allein bewohnte, ſo nannte man ſie Einſiedler. In der Folge der Zeit wohnten auch mehrere zuſammen in einem gröſſeren Gebäude. Der Name Einſiedler blieb aber, und Antonius wurde der Vater der Einſiedler genannt. Die Menge von Zellen mit ihren Gärtchen in Mitte der Wüſte gewährte, von ſeinem Berge aus geſehen, einen freundlichen Anblick. Alle Bewohner zuſammen bildeten eine ganz eigene, von der Welt abgeſonderte Gemeinde.

Denkwürdige Worte des heiligen Antonius.

Alle die Einsiedler, von denen jetzt die Wüste bewohnt und angebaut wurde, ehrten den Antonius als ihren Lehrmeister, und nannten sich seine Jünger. Aber auch aus weit entfernten Gegenden besuchten ihn viele Weltleute, die eines unruhigen Gewissens und bedrängten Herzens waren, und fanden bey ihm Rath und Trost. Er lehrte die Unwissenden, versöhnte Feinde, gab den Sündern Anleitung zur Buße und tröstete die Betrübten.

Antonius hatte in seinem Angesichte etwas ungemein Liebliches, ja etwas Himmlisches. Alle Fremde, die dahin kamen, erkannten, unter so vielen Ein-

ſiedlern, den Antonius ſogleich, ohne daß man ihnen denſelben zeigte, und faßten das herzlichſte Zutrauen zu ihm. Die Reinheit ſeiner Seele ſpiegelte ſich in ſeinem Angeſichte; man ſah es ihm an, daß er immer an himmliſche Dinge denke. Er war immer ruhig, ernſtfreundlich, unbefangen, fröhlich, und es trafen bey ihm die Worte der heiligen Schrift zu: „Ein fröhliches Herz macht ein fröhliches Angeſicht.“

Sowohl ſeine Jünger, die in der Wüſte wohnten, als die Fremden, die blos auf Beſuch kamen, lehrte und ermahnte er treulich: „Glaubet mit aufrichtigem Herzen an Jeſus Chriſtus, liebet Ihn, bewahret eure Seele rein vor böſen Gedanken und euern Leib

vor Unkeuſchheit und Unmäßigkeit. Fliehet die eitle Ehre. Bethet ohne Unterlaß. Lobſinget dem Herrn Morgens und Abends und auch unter Tags, und ſeyd beſtändig darauf bedacht, Alles zu vollbringen, was in der heiligen Schrift geboten iſt. Gedenket auch an das Leben und die Thaten der Heiligen, damit ihr, durch ſolche Beiſpiele ermuntert, euren Sinn nur immer auf das Gute richtet, und von allem Böſen abgehalten werdet."

Auslegung einzelner Stellen der heiligen Schrift.

Antonius wußte die Ausſprüche der heiligen Schrift, die er vortrug, ſehr gut auszulegen.

So erklärte er zum Beispiele die Worte des Apostels Paulus: „Lasset die Sonne über eurem Zorn nicht untergehen!“ „Diese Worte, sagte er, gelten nicht nur vom Zorne, sondern von allen bösen Gedanken, Begierden und Thaten, die Gott verboten hat. Weder die Sonne bey Tag, noch der Mond bey Nacht sollen je etwas Unrechtes an uns sehen, und jemals als Zeugen uns irgend einer Sünde beschuldigen können.“

Ueber die Worte des Apostels: „Prüfet euch selbst ob ihr im Glauben seyd!“ sagte er: „Man muß alle Tage über sein Thun und Lassen sich selbst Rechenschaft geben! Findet man noch eine Untugend oder Sünde an

ſich, ſo muß man davon ablaſſen; hat man ſich auf einen Abweg verleiten laſſen, ſo ſoll man unverzüglich auf den guten Weg zurückkehren und den feſten Entſchluß faſſen, darauf immer muthig vorwärts zu gehen. Dabey muß man ſich aber wohl vor Hochmuth in Acht nehmen, und ſich ſorgfältig hüten, Andere zu verachten."

Antonius wiederholte ſeinen Zuhörern ſehr oft die Worte des Apoſtels: „Urtheilet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt, der Alles, was im Finſtern verborgen iſt, an das Licht bringen, und die Gedanken der Herzen offenbar machen wird." „Dem Menſchen, ſagte Antonius darüber, kann mancher Weg recht dünken, der am Ende doch

ins Verderben führt. Oft ſind die geheimen Abſichten unſers Innerſten uns ſelbſt verborgen, und wir betrügen uns ſelbſt. Gott der Herr aber, der Alles durchſchaut, urtheilt nicht nach dem äuſſerlichen Scheine, ſondern nach dem wahren, innerſten Zuſtande des Gemüthes. Es iſt daher billig, daß wir das Gericht Ihm überlaſſen, Mitleid mit einander haben, und Einer des Andern Laſt trage. Vor allem aber ſollen wir lernen, uns ſelbſt zu kennen und zu richten, unſer eigenes Gewiſſen wohl zu durchſchauen, unſere Fehler zu verbeſſern, und das Mangelhafte zu erſetzen."

Antonius gab ſeinen Jüngern auch den weiſen Rath: „Bey jedem Vorha-

ben, ja bey den geheimſten Gedanken eures Herzens, fragt euch ſelbſt, ob ihr nicht erröthen würdet, wenn ihr ſie den Vätern und Brüdern bekennen müßtet. Ihr werdet dann leichter erkennen, was nicht recht ſey und euch davor hüten."

Antonius wird von Kaufleuten und Gelehrten beſucht.

Die Kaufleute, die auf ihren Reiſen von Zeit zu Zeit durch die Wüſte kamen, unterließen nicht leicht, ihn zu beſuchen. Er ſagte ihnen dann, was ihnen zum Heile dienen konnte, und wußte treffende Gleichniſſe von ihrem Berufe herzunehmen.

„In dieſem gegenwärtigen Leben

auf Erden," sprach er, „pflegt man in Handelsgeschäften Gleiches gegen Gleiches auszutauschen, und der Verkäufer bekommt nicht mehr an Geld, als er dem Käufer an Waaren giebt. Mit der Verheißung des ewigen Lebens ist es aber anders. Das, was von uns gefordert wird, ist unendlich weniger, als was wir zu erwarten haben. Wenn wir auch hundert Jahre für das Reich Gottes arbeiteten und Mühseligkeiten ausständen, was wäre das gegen eine selige Ewigkeit? Die ganze Erde ist, gegen die überschwänglich große Herrlichkeit des Himmels gerechnet, so viel als nichts. Wenn Jemand für einen Kupferpfennig hundert Goldstücke gewinnen könnte, so würde

er sich nicht lange bedenken, ihn hinzugeben. Wer aber die ganze Erde daran gäbe, um den Himmel zu erlangen, wäre dessen Gewinn nicht noch unendlich größer?"

Auch einige von den Gelehrten, die man Weltweise nennt, kamen weit her, den seltenen Mann kennen zu lernen, der wegen seiner Weisheit so hoch berühmt war. Sie erstaunten aber nicht wenig, in seiner Zelle keine Bibliothek zu finden, und bekamen von seiner Weisheit eine sehr geringe Meinung. Er aber sprach: „Sagt mir einmal, was war früher, die Vernunft oder die Bücher?" Sie antworteten: „Der Anfang aller Wissenschaften sey allerdings Verstand und Vernunft; durch

sie seyen alle Wissenschaften erfunden worden, und die ersten Bücher zu Stande gekommen." — „Nun, sprach Antonius, daraus folgt: Wenn Einer seine Vernunft recht zu gebrauchen weiß, so kann er der Bücher entbehren. Er schöpft aus der Quelle. Einen so großen Werth gute Bücher haben mögen, so sollen wir das eigene Beobachten und Nachdenken nicht versäumen, und über die Abflüsse die Quelle nicht vergessen. Die Quelle bleibt immer das Beste."

„Mein Buch," sprach er, „ist übrigens die ganze Natur, Himmel und Erde mit allen erschaffenen Dingen. Die ganze Schöpfung ist eine Schrift Gottes, und ich kann täglich von der

Weisheit, Güte und Allmacht Gottes darin lesen."

Wie hoch er aber die heilige Schrift hielt, sehen wir daraus, daß er seinen Jüngern, die nur immer ihn hören wollten, sagte, die heilige Schrift genüge, den Willen Gottes und Alles, was zu einem heiligen Leben erforderlich sey, daraus zu erlernen. Doch sey es nöthig und heilsam, darüber die Väter und Lehrer der Kirche zu hören, und durch gottselige Gespräche einander im Glauben zu stärken.

Der Kaiser Konstantin schreibt dem Antonius.

Antonius, der mit seinen Jüngern in der tiefsten Abgeschiedenheit der

Wüste lebte, ward so hoch berühmt, daß sogar der Kaiser, Konstantin der Große, einen eigenen Boten mit Briefen an ihn schickte. Auch von den zwey kaiserlichen Prinzen, Konstantins und Konstans, waren Briefe beigelegt.

Die Jünger des Antonius erstaunten über diese ausgezeichnete Gnade. Allein Antonius legte die Briefe hin, als achte er wenig darauf. Sämmtliche Jünger baten und ermahnten ihn, diese Briefe nicht ungelesen und unbeantwortet zu lassen, indem der Kaiser sonst dieses als Verachtung ansehen und auf ihn zürnen würde.

Da sprach Antonius: „Was wundert ihr euch, daß der Kaiser Briefe an uns gesandt hat, der doch auch nur

ein Menſch iſt? Wie viel mehr ſollten wir erſtaunen, daß Gott, der höchſte Herr Himmels und der Erde, uns Menſchen das heilige Evangelium — gleichſam als einen Brief von Ihm — in die Hand gegeben hat! Wie höchſt ſtrafbar müßten wir in ſeinen Augen ſeyn, wenn wir dieſes Briefes nicht achten, ihn nicht leſen, noch viel weniger befolgen wollten.“

Antonius wußte jedoch die kaiſerlichen Briefe wohl zu achten. Seine anſcheinende Geringachtung hatte blos die Abſicht, ſeinen Jüngern die wichtige Lehre, die er ihnen bey dieſer Veranlaſſung geben wollte, recht anſchaulich zu machen. Er beantwortete nun die Briefe mit gebührender Ehrfurcht.

Zuerſt bezeigte er ſeine Freude über den Glauben des Kaiſers und der Prinzen an Jeſus Chriſtus, den ewigen und wahrhaftigen König; dann ermahnte er ſie, daß ſie ihre gegenwärtige zeitliche Macht und Herrlichkeit nicht zu hoch achten, ſondern an das künftige Gericht denken möchten, wo wir Alle vor dem Richterſtuhle Jeſu erſcheinen und von unſerm Thun und Laſſen Rechenſchaft geben müſſen. Zuletzt bat er ſie noch, ſie möchten doch immer gerecht gegen alle Menſchen, und barmherzig, hülfreich und wohlwollend gegen Bedrängte und Dürftige ſeyn — indem Gerechtigkeit und Wohlwollen die feſteſten Stützen der Throne ſeyen.

Die Gefahren der Welt.

Antonius erhielt nicht nur mehrere eigenhändige Schreiben von dem Kaiser Constantin; der Kaiser war so gnädig, ihn sogar zu sich an den kaiserlichen Hof einzuladen.

Allein Antonius konnte sich nicht entschließen, diese Einladung anzunehmen. Seine Jünger fragten ihn, warum er denn nicht nach Hofe gehen wolle? Der Kaiser biete ihm ja die kaiserlichen Wagen an, daß er gar leicht und bequem dahin kommen könne.

Antonius sprach: „Der Einsiedler Antonius könnte allerdings aus der Wüste sich nach Hofe begeben; allein Antonius würde schwerlich als Einsiedler von dem Hofe wieder zurückkehren."

Er wollte damit ſagen, daß die Zerſtreuungen und Vergnügungen der großen Welt ſich mit der Innigkeit und Enthaltſamkeit eines Einſiedlers nicht vertragen. Beſonders aber fürchtete er, daß die Ehre, die man ihm dort bezeigen würde, der Demuth, die ihm, ſo wie jedem Chriſten, gezieme, leicht gefährlich werden könnte.

Antonius erzählte auch bey dieſem Anlaſſe eine Erſcheinuug, durch die er einſt vor den Gefahren der Welt gewarnt worden. Er wurde im Geiſte auf einen hohen Berg entzückt, und ſah, ſo weit er ſehen konnte, rings umher die ganze Erde allenthalben mit Netzen umſtrickt." „Ach Herr, rief er erſchrocken, wer wird all dieſen Fallſtri-

cken entgehen? Eine Stimme vom Himmel antwortete: „Der Demüthige.“

Antonius besucht den Einsiedler Paulus.

Antonius hatte bisher gemeint, er sey der erste Einsiedler, der sich in der Wüste eine Zelle errichtet habe. Allein als er nunmehr neunzig Jahre alt war, und zu Nacht auf seinem dürftigen Lager ruhte, wurde ihm geoffenbaret, in einer andern Wüste lebe ein treuer Diener Gottes, der den Antonius an Vollkommenheit weit übertreffe; diesen solle er besuchen.

Sobald der Tag anbrach, nahm der ehrwürdige Greis seinen Stab, und machte sich auf den bezeichneten Weg.

Als er bereits zwey Tage durch schauerliche Wildniſſe hinwandernd, keine menſchliche Spur, ſondern nur die Fußtritte wilder Thiere gefunden hatte, brachte er die Nacht einſam unter einem Baume mit Wachen und Bethen zu. Das Brüllen und Heulen der wilden Thiere ſchreckte ihn nicht. „Ich traue es meinem Gotte zu, ſprach er, Er werde mich unverſehrt hinführen zu ſeinem Diener, wie Er es mir verheißen hat; Er verläßt die Seinen nie.“

Als die Morgenröthe anfing, den dunkeln Wald etwas zu erhellen, erblickte Antonius eine Wölfin, die vor Durſt zu lechzen ſchien, und einem Berge zulief. Antonius ging ihr nach und kam zu einer Quelle, die aus hohen

Felsen hervor quoll. Ein Palmbaum neben der klaren Quelle beschattete den Eingang einer tiefen Höhle.

In dieser Höhle wohnte der Einsiedler Paulus, ein Greis von hundert und dreißig Jahren. Er hatte schon als Jüngling, zur Zeit als die Christen auf das grausamste verfolgt wurden, sich hieher geflüchtet. Zwar hätte er den Tod nicht gescheuet, allein die Heiden boten alle Künste der Verführung auf, junge Christen zu Sünden und Lastern zu verleiten — und er fürchtete den Schatten jeder Sünde mehr als den Tod.

Antonius kam durch einen engen dunkeln Gang in die Höhle, und erblickte im Glanze der Morgensonne, die

durch eine Felſenſpalte herein ſchien, den alten Einſiedler Paulus. Beide ehrwürdige, von Gott erleuchtete Greiſe erkannten einander ſogleich. Indem Antonius hoch erfreut ausrief: „Paulus!“ — rief auch dieſer, eben ſo erfreut: „Antonius!“ Beide umarmten ſich, und dankten Gott, einander von Angeſicht kennen zu lernen.

„Du ſiehſt jetzt den Mann, ſprach Paulus, den du mit ſo vieler Mühe aufgeſucht haſt! Sieh, meine Haare ſind grau, mein Leib iſt vom hohen Alter ſchwach und gebeugt, und wird bald in Staub zerfallen,“

Sie ſetzten ſich zuſammen, und Stunden verfloſſen ihnen unter heiligen Geſprächen wie Augenblicke. Es war,

ohne daß ſie darauf geachtet, Mittag geworden.

Da kam ein Rabe geflogen, und legte ein ganzes Brod zu ihren Füßen nieder. Antonius ſtaunte. Paulus aber ſprach: „Sieh, der gute, barmherzige Gott, hat uns ein Mittagsmahl beſchert. Viele Jahre ſchon habe ich täglich ein halbes Brod bekommen; heute aber, da du mein Gaſt biſt, ſendete uns der Herr ein ganzes Brod.“ Sie dankten beide Gott, aßen das Brod, tranken aus der Quelle, redeten den Tag über von göttlichen Dingen, und brachten die Nacht mit Wachen und Bethen zu.

Paulus des Einsiedlers Tod.

Am folgenden Morgen sprach Paulus zu Antonius: „Lieber Bruder! Die Zeit, da ich entschlafen soll, ist gekommen. Ich habe, wie Paulus, der Apostel, mich immer gesehnt, abzuscheiden, und bey Christus zu seyn; denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“

„Dich aber, lieber Bruder, sprach er weiter, hat Gott hieher gesandt, meinen Leichnam zur Erde zu bestatten.“

Als Antonius diese Worte hörte, weinte er, und sagte seufzend: „Ich wünschte nicht von dir getrennt zu werden, sondern auf der Reise in die bessere Welt dein Gefährte zu seyn.“

Paulus aber sprach: „Begehre nicht, was blos dir das Angenehmste wäre, sondern was für Andere das Heilsamste ist. Dir wäre es wohl gut, die Bürde dieses Leibes abzulegen, und dem Lamme zu folgen; aber für die Brüder ist es besser, daß sie durch das Beispiel deines Lebens noch ferner unterrichtet werden." —

Paulus fügte noch bey: „Gehe nun hin, wenn es dir nicht zu beschwerlich ist, den Mantel, den der Bischof Athanasius dir geschenkt hat, daheim in deiner Zelle zu holen, um meine Leiche darein zu hüllen."

Es wäre dem heiligen Greise zwar einerley gewesen, in welcher Umhüllung sein Leichnam verwese. Allein er

wollte die letzten Stunden seines Lebens mit Gott allein zubringen; vielleicht auch wollte er dem Antonius einen Beweis geben, daß er den Athanasius kenne, und diesen großen Anbether der Gottheit Jesu verehre.

Antonius ging hin, und eilte so schnell er konnte wieder zu Paulus zurück, sah aber schon in der Nacht, bevor er die Felsenhöhle erreichte, in einer Erscheinung die Seele des Paulus, umgeben von heiligen Engeln, Propheten und Aposteln, zum Himmel emporschweben, und fiel anbethend auf sein Angesicht nieder.

Als Antonius in die Höhle trat, sah er, wie Paulus da kniete, und Angesicht und Hände zum Himmel erhob.

Antonius meinte, Paulus lebe noch, und kniete neben ihn hin und bethete. Als er aber an ihm keine Bewegung merkte, und ihn während des Gebethes, wie früherhin, nicht ein einziges Mal seufzen hörte — so dachte er, daß er verschieden sey. Er nahm ihn bei der Hand, und sie war kalt wie Eis. Da umfaßte er unter heißen Thränen den entseelten Leichnam, und gab ihm mit frommer Ehrfurcht den heiligen Abschiedskuß.

Unter Gebeth und Thränen trug Antonius den Leichnam aus der Höhle, um ihn zu begraben. Allein der neunzigjährige Greis bemühte sich vergebens, ohne andere Werkzeuge, blos mit seinen Fingern in dem harten Bo-

den ein Grab zu machen. Da kamen auf einmal aus der Wüſte zwey Löwen mit wehenden Mähnen gelaufen. Anfangs erſchrak Antonius — wendete ſich aber mit ſeinem Herzen ſogleich zu Gott, und fürchtete ſie nun ſo wenig, als wären ſie zwey Lämmer. Und ſieh da! Die Löwen, die Paulus zahm gemacht hatte, legten ſich zu den Füßen der Leiche und brüllten, als beklagten ſie den Tod des heiligen Mannes. Hierauf ſcharrten ſie, als verſtänden ſie, was Antonius vorhabe, mit ihren Klauen ein geräumiges Grab auf. Antonius legte den Leichnam hinein, bedeckte ihn mit Erde, und kehrte traurig, aber Gott preiſend zurück in ſeine Zelle, und erzählte die Begeben-

heit seinen Jüngern. „Ich bin nichts, sprach er, „als ein armseliger Sünder; ich bin nicht werth, ein Diener Gottes genannt zu werden. Ich habe nun Elias und Johannes in der Wüste, ja den Apostel Paulus im Paradiese gesehen.“

Des heiligen Antonius letzter Besuch bey seinen Freunden.

Antonius war es gewohnt, daß er seine zahlreichen Jünger, die rings um seinen Berg weit und breit die Wüste bewohnten, von Zeit zu Zeit besuchte. Wenige Tage vor seinem Tode erkannte er im Geiste, sein Abschied von dieser Welt sey nahe, besuchte sie noch einmal, und versammelte alle um sich.

„Liebe Kinder!“ sprach er zu ihnen, „es ist das letzte Mal, daß ich euch sehe. Ich ahne, daß wir in diesem Leben einander nicht mehr sehen werden. Nachdem ich bereits hundert und fünf Jahre in dieser Welt gelebt habe, ist es Zeit, daß ich abscheide und aufgelöset werde.“

Darüber wurden alle betrübt, und fingen an, zu seufzen und laut zu weinen; sie umfaßten ihn, als wollten sie ihn halten, damit er noch länger bey ihnen auf Erden verweile. Ihm aber war es nicht anders zu Muth, als wenn er ein fremdes Land verlassen, und in sein Vaterland reisen sollte. Er war getrost und voll Freude, ermahnte sie väterlich, und sprach unter Anderm zu ihnen:

„Sehet zu, daß ihr aus Trägheit nicht auf dem guten Wege, den ihr betreten habt, zurück bleibet; werdet nicht müde in gottseligen Uebungen. Bewahret eure Seelen jeden Tag so rein vor allen unlautern und allen unrechten Gedanken, als ob ihr an diesem Tage noch sterben müßtet. Bewahrt den heiligen Glauben an Jesus Christus, so wie ihr es aus der heiligen Schrift gelernt habt, wie die Kirche und die frommen Väter euch lehren, und wie ihr auch in meinen beständigen Ermahnungen öfter gehört habt.“

Er gab ihnen seinen letzten Segen, wandte sich dann schnell um und kehrte zurück auf seinen Berg.

Der Tod des heiligen Antonius.

Bald darauf wurde Antonius krank. Zwey ſeiner Jünger waren wegen ſeines hohen Alters ſchon längere Zeit her beſtändig bey ihm geblieben, und hatten ihn aufs liebreichſte verpflegt und bedient. Dieſe rief er zu ſich und ſprach zu ihnen:

„Liebe Kinder! Ich gehe nun den Weg, den wir Alle gehen müſſen, und von dem Keiner mehr zurückkommt. Gott, der Herr, ruft mich nun von dieſer Welt ab, und ich ſehne mich auch, das himmliſche Vaterland zu ſehen. Euch aber, Geliebteſte, ermahne ich: Wachet, damit ihr die langen Uebungen in der Gottſeligkeit

nicht etwa in kurzer Zeit vereiteln möget. Lasset euch täglich aufs Neue seyn, als wenn ihr erst heute an diesem Tag den christlichen Glauben angenommen und ein gottseliges Leben angefangen hättet; so wird eure Tugend immer kräftiger werden und eure Freudigkeit täglich zunehmen."

„Pflanzet den Glauben an Jesus Christus tief in eure Herzen; in ihm sollet ihr gleichsam athmen und leben; durch diesen festen Glauben werdet ihr alle Versuchungen des Satans überwinden. Gedenket stets meiner Ermahnungen! Bedenket täglich, wie unsicher und vergänglich dieses Leben auf Erden sey, und trachtet, jenes ewigen Lebens im Himmel theilhaftig zu werden."

„Meinen Leib beſtattet zur Erde; meine Grabſtätte ſoll nur eurer Liebe bekannt ſeyn — man möchte ſonſt meine Gebeine über der Erde aufbewahren, um ihnen eine Ehre zu erweiſen, die ich nicht verdiene. Mein Erlöſer wird, wie ich zu Ihm hoffe, meinen Leib, am Tage der Auferſtehung ſchon zu finden wiſſen, und ihn verherrlicht aus dem Grabe hervorrufen. — Antonius wird von nun an nicht mehr bey euch ſeyn. So ſage ich euch denn Lebewohl, meine herzlichſt geliebten Kinder, und empfehle euch Gott.“

Beide Jünger weinten laut und küßten ihn. Seine Augen glänzten von himmliſcher Freude. Die Jünger wa-

ren überzeugt, er ſehe die heiligen Engel, die gekommen, ſeine Seele in den Himmel zu bringen.

Die zwey Jünger verhüllten, nachdem er verſchieden war, ſeinen Leichnam und begruben ihn, wie er befohlen hatte. Kein Menſch als ſie wußte, wo er begraben ſey.

Aus dem

Leben mehrerer heiligen Einsiedler.

Alles mit der Gnade Gottes.

Abt Johannes hatte unter vielen guten Eigenschaften auch die Gabe, Gespräche von irdischen Dingen auf himmlische zu lenken.

Einmal kamen einige Brüder zu ihm, und fingen, wie es zu gehen pflegt, ein Gespräch vom Wetter an. „Es hat," sprachen sie, „viel geregnet! Die Palmbäume breiten ihre grünen

Zweige herrlich aus und werden reichliche Früchte tragen.“ „Gott ſey dafür gedankt,“ ſprach Abt Johannes. „Wir wollen den Palmen gleichen, die jetzt wieder neu aufleben und grünen. Wir wollen zu Gott um ſeinen heiligen Geiſt flehen, daß Er unſere Herzen mit dem Regen und Thaue ſeiner Gnade befeuchte und erquicke! Dann werden auch wir in der Furcht des Herrn reichliche Früchte bringen.“

Wiſſenſchaft und Weisheit.

Zu dem heiligen Abte Pamon kam, aus ferner Wüſte, ein junger Einſiedler, der ſich ſehr gelehrt dünkte; Vater Pamon grüßte ihn freundlich, bot ihm einen Stuhl, und ſetze ſich zu ihm.

Der junge Einſiedler fing an von gar hohen Dingen zu reden, und ſprach gar mancherley von den dunkelſten Stellen der Schrift, und von den tiefſten Geheimniſſen der Religion, über deren Erklärung die Gottesgelehrten in Streit gerathen waren.

Vater Pamon blickte zur Erde und ſchwieg; der junge Einſiedler verließ ſehr verdrießlich die Zelle und ſprach zu Pamons Jünger, der zugehört hatte: „Ich hätte mir die weite Reiſe erſparen können. Entweder iſt euer Abt der weiſe Mann nicht, für den man ihn hält, oder er hält mich nicht einmal einer Antwort werth.“

„Lieber Bruder!“ ſprach der Jünger, „unſer Abt iſt kein Freund von

ſolchen hohen Meinungen über Dinge, die wir mit unſerm beſchränkten Verſtande nicht begreifen können. Er meint, wir ſollen uns über die Geheimniſſe der Religion den Kopf nicht zerbrechen; er ſagt, die Religion ſey uns gegeben, unſere wunden Herzen zu heilen. Anſtatt daß wir mit unſern Gedanken ſo in den Wolken herumſchweben, ſagt er, ſollen wir trachten, hier auf Erden feſten Fußes fromm und gut zu wandeln."

Der junge Mann wurde nachdenkend, ging wieder zu dem Abte in die Zelle und ſprach: „Sag mir, lieber Vater, wie ſoll ich es angehen, ein frommes, heiliges Leben zu führen?"

Da erfreute ſich der Abt und ſprach:

„Nun bist du mir erst willkommen, und nun erst kann ich mit dir reden!“ Er öffnete seinen Mund und redete mit ihm: Von der Liebe Gottes zu uns Menschen, der uns seinen lieben Sohn gesendet; von dem Leben, Leiden und dem Tode Jesu; von der Nachfolge Jesu — und wie wir täglich unser Kreuz auf uns nehmen, die Versuchungen standhaft überwinden, und die Leiden geduldig übertragen sollen.

Der junge Einsiedler wurde tief gerührt und sprach: „Wahrhaft, du wiesest mich erst auf den rechten Weg, der zum Leben führt.“ Er dankte dem Abte mit Thränen, ging zurück in seine Zelle und fand nun erst in der christlichen Religion, über die er sich bisher ver-

gebens den Kopf zerbrochen hatte, Troſt und Ruhe für ſein Herz.

Die höchſte Wiſſenſchaft.

Der Abt Arſenius hatte ehemals an dem kaiſerlichen Hofe gelebt, und durch ſeine bewunderte Gelehrſamkeit ſich weit und breit großen Ruhm erworben; nunmehr bewohnte er, mit rauhem Tuche bekleidet, und ſich mit geringer Nahrung begnügend, eine arme Zelle.

Eines Tages beſuchte ihn ein Reiſender; Arſenius ſaß eben bey einem ägyptiſchen Landmanne, an den er wichtige Fragen über das Leben des Geiſtes that, und ihm, ohne ſich von dem Fremden ſtören zu laſſen, aufmerkſam zuhörte.

Da rief der fremde Herr erstaunt und nicht ohne Unwillen: „Wie mag doch Arsenius, der große Gelehrte, der ehemalige Lehrmeister der kaiserlichen Prinzen, zu einem einfältigen, unwissenden Bauer in die Schule gehen!"

Allein Arsenius sprach: „Ich muß es bekennen, daß ich in der Gelehrsamkeit und allen den Wissenschaften, die für diese Welt sehr nützlich seyn mögen, ziemlich bewandert gewesen; allein in der ersten aller Wissenschaften, in der Kenntniß dessen, was zu unserem Heile dient und zum ewigen Leben führt, habe ich von diesem ungelehrten, aber erfahrnen Bauersmanne noch Vieles zu lernen."

Weg zur Vollkommenheit.

Arſenius, der viele Jahre in der Wüſte gelebt hatte, und es zu einer hohen chriſtlichen Vollkommenheit brachte, wurde von ſeinen Jüngern gefragt: „Welche Wege gingſt du, um fromm und tugendhaft zu werden?“

Nicht aus Eitelkeit, über die er weit erhaben war, ſondern um ſeine Jünger zu belehren, ſprach er: „Ich liebte die Einſamkeit; unter den Menſchen ſchwieg ich lieber, als ich redete; ich betrachtete, bethete und beweinte meine Sünden; überdies machte ich mir es zum Geſetz, nie einen Biſſen zu genießen, den ich nicht mit der Arbeit meiner Hände verdient hatte.“

Abt Arſenius arbeitete auch wirklich ſehr fleißig, und war immer beſchäftigt, aus Weiden Körbe und aus Baſt Matten zu flechten. Während dieſer Arbeit aber vergoß er oft Thränen der Andacht; denn indem er ſeine Hand bey der Arbeit hatte, war ſein Gemüth zu himmliſchen Betrachtungen erhoben.

Gottes Wort hören, bleibt nie ohne Segen.

Einem alten Vater klagte Einer der Brüder: „Sieh, ich höre die ſchönen Lehren, die uns die Väter vortragen, mit Luſt und Freude. Allein ich habe leider ein ſehr ſchwaches Gedächtniß;

ich kann davon wenig behalten, und kann mich der lieblichen, heilsamen Worte nicht mehr deutlich erinnern."

Der Alte sprach: „Sieh, hier in meiner Zelle stehen zwey Trinkgläser. Nimm eines davon und komme mit mir zum Brunnen." Am Brunnen sagte der Alte: „Fülle das Glas mit Wasser und gieße das Wasser wieder aus." Der Jünger that es. „Thu es noch einmal!" sprach der Alte. Der Jünger that es noch einmal, und auf wiederholte Befehle mehrmals.

Der Vater kehrte mit dem Bruder in die Zelle zurück, befahl ihm, das Glas neben das andere zu halten, und sprach: „Nun sag einmal, welches von beiden ist reiner und heller?"

„Ey," sprach der Jünger, „das Glas, das ich öfter mit Wasser gefüllt habe, wiewohl ich das Wasser immer wieder ausgoß."

„Siehst du nun, lieber Sohn," sprach der Alte, „dein Glas ist, wiewohl wenige Tropfen darin blieben, vollkommen rein gespült, hell und klar, und das andere ist dagegen trüb und beschmutzt. Wie mit dem Glase, das durch die Kraft, die dem Wasser eigen ist, gereiniget worden, so ist es mit einem Menschen, der Gottes Wort öfter hört. Kann er davon gleich wenig Worte behalten, so wird dennoch sein Gemüth durch die Kraft des göttlichen Wortes gereinigt, hell und klar!"

Oefteres Verkünden und Anhören des göttlichen Wortes.

Zu dem heiligen Greiſe Pimenion kam ein eifriger Verkünder des Evangeliums, traf ihn unweit ſeiner Zelle im Schatten eines Felſen, ſetzte ſich zu ihm, erzählte von ſeinem Predigtamte, und beklagte ſich ſchmerzlich über die Hartherzigkeit der Menſchen.

Pimenion ſprach: „Sieh dieſen Stein hier neben uns, auf dem, ſo oft es regnet, das Waſſer von dem überhängenden Felſen unabläſſig herabtröpfelt. Was iſt härter als Stein, und was iſt weicher als Waſſer? Und dennoch haben dieſe ſchwachen Waſſertropfen, wie du ſiehſt, dieſen Stein ausgehöhlt.“

„So ist es mit dem menschlichen Herzen und dem göttlichen Worte. Das Herz manches Menschen ist freilich steinhart, das Wort Gottes aber sanft und gelinde; allein, oft wiederholt, macht es nach und nach doch einen tiefen Eindruck."

Gottesdienst und Hofdienst.

Ein Kammerherr des Kaisers las das Leben des heiligen Antonius, ward von einer glühenden Liebe Gottes durchdrungen, und sprach zu seinem Freunde, einem andern Hofherrn, der ihn besuchte:

„Sag mir doch einmal, mein Lieber, was suchen wir durch all unsern mühsamen Hofdienst zu erreichen? Wir

können nichts Größeres hoffen, als daß der Kaiser uns unter seine Freunde zähle. Allein gleicht die Gnade des Kaisers nicht dem schönen Kristallgeschirre auf dem Tische hier, das allerdings sehr kostbar, aber auch sehr leicht zerbrechlich ist? Unter lauter Gefahren schwingen wir uns empor — zu einer größeren Gefahr. Je höher wir steigen, desto tiefer können wir fallen."

„Wie ganz anders hingegen ist es mit dem Dienste Gottes? Sobald wir nur ernstlich wollen, können wir es dahin bringen, von Ihm unter seine geliebten Freunde gezählt zu werden. Wir dürfen Ihn nur lieben und seinen Willen vollbringen. Und dieses zu thun, ist nun mein fester Entschluß."

Sein Freund gab ihm Recht, und beide verließen, obwohl sie auch am Hofe hätten Gott dienen können, dennoch den Hof des Kaisers, und begaben sich in die Wüste, um dem höchsten Herrn, dem König' der Könige, allein und desto ungestörter dienen zu können.

Gottes Gebot geht über Menschen-Gebot.

Abt Moses und die Aeltesten der skythischen Wüste hatten beschlossen und den Beschluß ihren Untergebenen bekannt gemacht: „In der heiligen Woche vor Ostern nichts Warmes zu essen, ja nicht einmal auf dem Heerde ein Feuer anzuzünden."

Da sahen sie aber auf einmal, daß

aus der Wohnung des Abtes Moſes Rauch aufſteige; mit Betrübniß, ja wohl gar mit Unwillen ſprachen Einige unter einander: „Abt Moſes hält die Vorſchrift, die er gab, ſelbſt nicht. Wir wollen ihn darüber zur Rede ſtellen.“

Als nun der Abt aus ſeiner Zelle hervorkam, begleiteten ihn einige Brüder aus Aegypten, die zu ihm auf Beſuch gekommen waren, und denen er ein Gemüſe gekocht hatte.

Da riefen Diejenigen, die über ihn gemurret hatten, vor der ganzen Verſammlung: „O lieber Vater, wir haben dir ſehr Unrecht gethan! Du haſt zwar Menſchengebot übertreten; aber Gottes Gebot, den Befehl des Herrn,

Fremde zu beherbergen und zu bewirthen, haſt du redlich erfüllt.“

Gottgefällige Opfer.

Einer der Einſiedler pflanzte in der Wüſte einen Weinberg, und ſchickte die erſte reife Traube dem heiligen Makarius zum Geſchenke.

„Was ſoll mir dieſe köſtliche Frucht? ſprach Makarius zu einem ſeiner Jünger. Bring die Traube unſerm kranken Mitbruder, der ſchon mehrere Wochen Vieles zu leiden hat. Dieſem wird eine ſolche Erquickung ſehr wohl bekommen.“

Der kranke Bruder ſagte: „Ich befinde mich nicht ſo übel, als mein Nachbar. Dieſer iſt kränker als ich! Dieſem bringe die Traube.“

Der kranke Nachbar sagte: „Ich getraue mir nicht, diese kostbare Frucht zu genießen. Trage sie zu dem Aeltesten von uns Allen, sein Alter zu ehren und zu erfreuen.“

Auch dieser ehrwürdige Greis lehnte die Gabe ab, und schickte sie einem Andern.

So kam die herrliche Traube bey allen Vätern der Wüste herum, und endlich wieder zu Makarius zurück.

Makarius war hoch erfreut — über die Selbstbeherrschung und christliche Liebe der Brüder. Er legte die Traube auf den Altar. „Denn, sagte er, Ueberwindung seiner selbst und brüderliche Liebe sind Gott die angenehmsten und wohlgefälligsten Opfer.“

In Gott allein iſt wahre Seligkeit.

Ein frommer Fiſcher kam mit einer Lägel auf dem Rücken zur Zelle eines Abtes, nahm einen ſchönen Fiſch heraus, und legte ihn dem Abte als ein Geſchenk zu Füßen.

Der Abt und ſeine Jünger betrachteten den Fiſch, der auf der Erde zappelte, ſich wand und krümmte, mächtig mit dem Schweife ſchlug und mehrmal vom Boden empor ſprang.

„Ach, das arme Thier, ſagte Einer der Jünger; wie es ſich quält! Man ſieht es ihm an, daß es nach ſeinem Elemente ſchmachtet; es iſt ihm nirgends anders wohl, es kann nirgends leben als im Waſſer.“

So ist es mit uns Menschen, sprach der Abt; auch uns ist es nicht wohl, wir zappeln und schmachten vergebens, wenn wir uns nicht in unserm Elemente befinden. Wir gehören nicht der Erde, sondern dem Himmel an. Ja auf Erden schon können wir selig leben — in Gott, im Glauben an Ihn, in der Hoffnung und im Vertrauen auf Ihn, und in der Liebe zu Ihm."

Sey dankbar gegen Gott und Menschen.

Zu der Zelle des Abtes Saba kamen einige Kameeltreiber, die sich mit ihren Kameelen auf ihrer Reise durch die Wüste verirrt hatten. Er bewir-

thete die fremden Männer, so gut er nur immer konnte, und bedauerte, daß er ihnen keine bessere Speisen vorsetzen konnte, als Wurzeln und Kräuter, die er in seinem Gemüsegarten baute.

Auf ihrer Zurückreise durch die Wüste kamen die Männer wieder zu der Zelle des Abtes, und brachten ihm aus Dankbarkeit für die freundliche Bewirthung mehrere Käse und einen Korb voll von den Früchten des Palmbaumes, Datteln genannt.

Indem Abt Saba diese Geschenke den versammelten Brüdern zeigte, und alle sich darüber freuten, und die Dankbarkeit der Fremden lobten, ward er auf einmal sehr ernst und sprach: „Weh uns! Diese rohen Leute, die

noch Heiden sind, haben einer kleinen Wohlthat nicht vergessen, sondern ihre Dankbarkeit durch reiche Gaben bewiesen; allein wie strafbar, ja unverzeihlich ist es, daß wir, die wir Gott als unsern größten Wohlthäter erkennen und täglich unzählige Wohlthaten von Ihm genießen, uns dennoch so wenig bemühen, Ihm unsern Dank durch willige Beobachtung seiner heiligen Gebote zu bezeigen?"

Alle nahmen die Ermahnung ihres Abtes zu Herzen, und genoßen die erhaltenen Geschenke, die er unter sie vertheilte, mit innigem Danke gegen Gott.

Gebethe von dreierley Werth.

Ein weiser Abt trug die Lehren, die er seinen jüngern Mitbrüdern gab, gewöhnlich in Gleichnissen und Parabeln vor.

„Höret einmal an, sprach er eines Morgens, was ich in dieser Nacht für ein merkwürdiges Traumgesicht hatte! Ich kam im Traume in unsern Bethsaal. Die versammelten Brüder betheten auf ihren Knieen. Ein glänzender Engel stand da, und zeichnete ihre Gebethe in eine Schriftrolle; einige Gebethe schrieb er mit schwarzen, andere mit purpurnen, noch andere mit goldenen Buchstaben. Was hat nun dieser Traum wohl zu bedeuten?"

Nachdem die Brüder hin und her gerathen, und die wahre Bedeutung, der sie ziemlich nahe gekommen waren, doch nicht ganz getroffen hatten, sprach der Alte:

„Die Gebethe, bey denen bloß der Mund bethete, ohne daß an ihnen das Herz Theil nahm, bemerkte der Engel nur mit schwarzer Dinte."

„Die Gebethe, wo Herz und Mund nach gelernten Vorschriften bethete, zeichnete er mit purpurner Schrift auf."

„Die Gebethe aber, wo das Herz so innig aus sich bethete, daß der Mund verstummen mußte, schrieb er mit goldenen Buchstaben."

„Ich brauche euch nicht mehr zu sagen, welches Gebethes ihr euch vorzüglich befleißen sollet."

Eine gute und die beſte Art zu bethen.

Man erzählt von dem heiligen Makarius, er habe einſt in einem Traumgeſichte zwey Einſiedler geſehen, die beide nicht nur wenn ſie vor Gott knieten, ſondern auch während ihrer Arbeiten, eifrig betheten.

Aus dem Munde des Einen kamen einzelne Feuerflammen, die aufwärts gegen den Himmel ſchwebten; aus dem Munde des Andern aber erhob ſich ein feuriges Band, das bis an den Himmel reichte.

Dieſe Erſcheinung legte Makarius ſo aus: „Dem Einen der zwey Bethenden gleichen Diejenigen, die unter

mancherley Zerſtreuungen doch manche fromme Gedanken und Empfindungen haben; in dem Andern aber ſehen wir ein Bild Derjenigen, die nichts Irdiſches mehr von Gott abwendig machen kann, die den Ausſpruch Jeſu befolgen „Bethet immer!“ und deren ganzes Herz beſtändig mit Gott vereiniget iſt.“

Wir müſſen Gott um ſeine Gnade bitten, und ihr mitwirken.

Zwey Einſiedler gruben in der Wüſte gute ſchwarze Erde aus, und trugen, da es ihnen an Fuhrwerk und Laſtthieren fehlte, die Erde ſackweiſe in ihren Garten, um den Boden deſſelben zu verbeſſern.

Der Jüngere der zwey Brüder ward

über die Sonnenhitze und die beschwerlichen Fliegen so unwillig, daß er fast bey jedem Schaufelstiche murrte.

„Lieber Bruder! sagte der Aeltere, bitte doch Gott um Geduld."

„Ich habe schon oft genug gebethen," erwiederte der Jüngere; „aber seine Gnade hilft mir dennoch nicht!"

Der Aeltere grub stille fort, bis er wieder einen Sack gefüllt hatte, und sprach dann: „Hilf mir den Sack auf die Schulter nehmen." Der Jüngere schob ihm den Sack mit angestrengter Kraft rückwärts auf die Schulter. Der Aeltere zog ihn aber vorwärts wieder herab, daß der Sack zur Erde stürzte.

„Was soll das heißen," rief der Jüngere. „Meine Hülfe kann dir nichts

nützen, wenn du sie vorsätzlich wieder vereitelst."

„Sieh," sagte der Alte, „so ist es mit dem Beistande Gottes. Gott ist immer bereit, uns beizustehen. Wenn wir aber der göttlichen Gnade nicht mitwirken, sondern ihr vielmehr widerstreben, was kann uns die Gnade Gottes dann helfen?"

Die beste Beschäftigung in einsamen Stunden.

Zu dem Abte Alexander kam Einer seiner Jünger, und sagte: „Lieber Vater! Entlaß mich aus dieser Wüste, in der wir wohnen. Denn dahier plagt mich die Langeweile, und ich bin des einsamen Lebens überdrüßig."

„Lieber Sohn, sprach der Abt, dieß ist mir ein sicheres Zeichen, daß du Dasjenige, was für uns Menschen das Wichtigste ist, noch nie recht betrachtet hast. Betrachte das Leben, die Lehren und Thaten Jesu, betrachte Ihn in seinen Leiden und begleite Ihn im Geiste auf seinem blutigen Wege vom Oelberge bis zum Kreuz; betrachte Ihn in seiner Verherrlichung, seiner Auferstehung und Erhebung zur Rechten des Vaters, und daß Er wieder kommen werde, zu richten; nimm es wohl zu Herzen, daß alsdann die Guten eingehen werden in die ewige Freude, die Bösen aber in die ewige Pein — so wird dir weder bey Tage noch in schlaflosen Nächten die Zeit zu lange werden."

Der Jünger befolgte den guten Rath, nahm das heilige Evangelium zur Hand, las es mit neuer Aufmerksamkeit, erwog, wo er ſtand und ging, das Geleſene in ſeinem Herzen — und von nun an wurde ihm die Zeit nur immer zu kurz. Seine einſamen Stunden gehörten zu den ſeligſten ſeines Lebens.

Die rechte Abſicht.

Einer der frommen Väter in der Wüſte ſtand, bevor er irgend etwas von Wichtigkeit unternahm, immer eine Weile ſtill und in Nachdenken vertieft.

Einer ſeiner Jünger, der ihm einmal eine Angelegenheit vorgetragen hatte, und ſeine Entſcheidung erwartete,

fragte ihn: „Was ſinneſt du? Warum giebſt du mir keine Antwort?“

Der fromme Vater antwortete: „Du haſt in dieſer Wüſte unlängſt einen Jäger geſehen, der mit Pfeil und Bogen auf Beute ausgegangen iſt. Du wirſt bemerkt haben, wie er ſtille ſtand, den Pfeil in gerader Richtung zurecht legte, das Ziel ſcharf ins Auge faßte, und erſt dann den Pfeil abſchoß.“

„So mache ich es auch, ſo oft ich etwas anzuordnen oder zu unternehmen habe. Ich faſſe das Ziel und Ende erſt feſt ins Auge; ich frage mich, ob das, was ich thun will, zur Verherrlichung Gottes und zum Heile meiner Mitmenſchen diene? Denn ohne dieß wäre es ganz und gar unnütz. Ich

überlege wohl, ob die Art und Weise, wie ich das Geschäft auszuführen gedenke, das Ziel und Ende auch sicher erreichen werde."

„Die rechte Absicht, oder, wie man zu sagen pflegt, die gute Meinung, in der wir etwas thun, giebt unsern Handlungen erst den rechten Werth. Ob wir unsere Absicht erreichen oder nicht, hängt dann allein von Gott ab. Ihm müssen wir all unser Thun und Lassen empfehlen, und können dann ruhig und getrost seyn, was auch geschehe."

Mariens Innigkeit und Marthens Thätigkeit.

Ein fremder Bruder kam in das Kloster auf dem Berge Sina. Der

Abt Silvan führte ihn überall herum, ihm das Kloſter zu zeigen. Alle Mönche waren eben auf's emſigſte mit Handarbeit beſchäftigt.

Der fremde Bruder ſagte: „Warum bemüht ihr euch ſo um Speiſe, die vergänglich iſt? Maria hat den beſten Theil erwählt.“

Der Abt befahl heimlich dem Zacharias, einem ſeiner Jünger: „Führe dieſen fremden Bruder auf eine Gaſtzelle, bring ihm ein Buch dahin, aber nichts zu eſſen.“

Da nun die Eſſenszeit kam, wartete und horchte der hungrige Gaſt immer, ob er nicht zu Tiſche gerufen werde; als aber der Mittag bereits drey Stunden vorüber war, begab er

ſich zu dem Abte und ſprach: „Lieber Vater! eſſen denn in dieſem Kloſter die Brüder heute nicht zu Mittag?“

„O ja wohl, ſprach der Abt; warum denn nicht? Sie haben ſchon lange gegeſſen.“

„Was? rief der Bruder, und warum hat man denn mich nicht gerufen?“

Abt Silvan ſprach: „Du biſt ganz Geiſt, und bedarfſt keiner leiblichen Speiſe mehr; allein wir Andere haben noch einen Leib, müſſen eſſen — und deßhalb auch arbeiten.“

Maria hat allerdings den beſten Theil erwählt, und Martha den geringern. Allein beide Theile gehören, ſo lange wir noch auf Erden leben, zuſammen, und müſſen Ein Ganzes bil-

den. Wir müſſen den frommen, ſtillen Sinn Mariens mit Marthens geſchäftiger Thätigkeit zu vereinigen ſuchen. Ja, ohne eine Martha könnte Maria nicht leben.

Mittheilung geiſtiger Güter.

Abt Johannes war unermüdet und unerſchöpflich, die Unwiſſenden zu lehren, die Trauernden zu tröſten, und den Zweifelhaften den beſten Rath zu ertheilen. Unter vielen Andern kam gar oft ein alter Bruder zu ihm, der ungemein ängſtlich und bekümmert war, und blieb allzeit ſehr lange bey ihm.

Eines Tages verweilte er gar bis zum ſpäten Abend. Als man bereits die Lampe vor dem Eingange der Zelle

anzündete, sprach der gute Greis zu dem Abte: „Verzeih mir doch, lieber Vater, daß ich dir gar so große Mühe mache, daß ich so viele Fragen an dich thue, und nicht aufhören kann, deine Worte zu vernehmen.“

Johannes sprach: „Siehst du dort die Lampe! Wie Viele kommen, ihre Kerzen da anzuzünden! Hat das Licht der Lampe dadurch an Glanz nur das Geringste verloren? Und wenn man hundert tausend Kerzen an ihr anzündete, so würde sie nicht minder helle brennen. So ist es mit der Erkenntniß himmlischer Wahrheit. So viel wir davon Andern mittheilen, so verlieren wir dadurch nichts. Wir gewinnen vielmehr, indem wir die Wahrheit, die

wir Andern mittheilen, immer ſelbſt heller erkennen."

Ueberhaupt haben die ewigen Güter auch hierin vor den zeitlichen Gütern einen großen Vorzug. Die Güter dieſer Erde, von denen wir unſern Mitmenſchen mittheilen, ſind ein Schatz, der leicht erſchöpft werden kann. Die himmliſchen Güter aber kommen aus einer unerſchöpflichen Quelle; je mehr wir daraus ſchöpfen, deſto reichlicher fließt ſie.

Dreierley Beweggründe zur Tugend.

Es waren einmal drey Einſiedler, die mit großer Geduld die größten Unbilden und Beleidigungen übertru-

gen; allein ihre Geduld war dennoch von sehr verschiedenem Werthe.

Einer derselben kam auf einer Reise bey der Wohnung eines Heiden vorbey, der ein abgesagter Feind aller christlichen Einsiedler war. Da stieß der Heide alle erdenkliche Schmähworte und Schimpfnamen gegen ihn aus, und verfolgte ihn mit Steinwürfen. Der Einsiedler fühlte in sich wohl die Aufwallungen des Zorns, und gerieth in Versuchung, sich an dem Manne mit Wort und That zu rächen. Allein er gedachte des Gebotes, sich nicht zu rächen; er fürchtete, Gott würde ihn bestrafen, wenn er sich räche, und hielt sich zurück und ging stillschweigend vorüber.

Der andere Einſiedler kam nach einiger Zeit eben des Weges, und wurde eben ſo geläſtert und verfolgt. Allein die Beleidigung betrübte ihn nicht, ſondern er freute ſich vielmehr darüber, denn er dachte des großen Lohnes, den Diejenigen im Himmel zu erwarten haben, die das Unrecht geduldig ertragen.

Als der Dritte vorbeikam, und eben ſo ruchlos mißhandelt wurde, brach er in Thränen aus — nicht über die Beleidigung, die ihm widerfuhr, ſondern darüber, daß Gottes heiliger Wille von dieſem Manne ſo frech übertreten wurde, und daß dieſer Menſch ſich ſelbſt am meiſten ſchade, und ſich große Strafen zuziehe. — Er bethete von Herzen, Gott wolle dem Beleidiger ver-

geben, und ihm beſſere Geſinnungen einflößen.

Wie mit der Geduld, ſo iſt es mit allen Tugenden. Wenn ein Menſch das Gute thut und das Böſe unterläßt aus Furcht der göttlichen Strafe, ſo iſt dieß immerhin gut; beſſer daran iſt, wer ſich aus Hoffnung des Himmels dazu bewegen läßt; das Allerbeſte aber iſt, wenn wir aus Liebe zu Gott und den Menſchen uns befleißen, ſo zu leben, wie Jeſus Chriſtus es durch Wort und That gelehrt hat.

Schneller Gehorſam.

Abt Silvan hatte zwölf Jünger, unter denen er einen, Namens Markus allen übrigen vorzog. Die Anderen

waren darüber so unzufrieden, daß sie sich bey zwey Vätern, die auf Besuch gekommen waren, über ihren guten, weisen Abt beklagten.

Die Väter sprachen davon mit dem Abte; dieser schwieg, und führte sie bey allen Zellen seiner Jünger umher, und rief Jedem mit Namen; allein Keiner kam sogleich. Die meisten ließen ziemlich lange auf sich warten. Als aber der Abt zur äußersten Zelle, in der Markus wohnte, kam, anklopfte, und „Markus" rief, erschien dieser augenblicklich!

Abt Silvan trat mit den zwey Vätern in die Zelle. Markus war ein geschickter und emsiger Schönschreiber, und beschäftigte sich eben mit Abschrei-

ben der heiligen Schrift. Die Väter betrachteten seine unvergleichliche Arbeit mit Wohlgefallen, und bemerkten, daß er den letzten eben angefangenen Buchstaben unvollendet gelassen hatte, um ohne Verzug zu gehorsamen.

Da sprachen beide Väter: „Wahrlich, auch wir haben an diesem Jünger, auf den du so viel hältst, große Freude, und wir denken, wegen seines willigen Gehorsams muß er auch Gott, dem Herrn, lieb und angenehm seyn."

Gehorsam macht angenehm vor Gott und Menschen.

Die Früchte des Gehorsams.

In einer Ecke des Klostergartens stand ein dürrer Apfelbaum. Der Bru-

der Gärtner wollte ihn umhauen. Allein der Abt untersagte es ihm, und befahl ihm, den Baum zu düngen, und täglich zu begießen.

Der Bruder hielt das für vergebliche Mühe; allein aus Gehorsam befolgte er den Befehl drey Jahre lang mit der gewissenhaftesten Treue.

Schon im ersten Jahre bekam der Baum, wider alle Erwartung, frische grüne Blätter. Im andern Jahre prangte er mit schönen weißen und rothen Blüthen, die aber noch keine Früchte ansetzten. Im dritten Jahre endlich trug er die schönsten goldgelben und purpurroth gesprenkelten Aepfel.

Entzückt brachte der Bruder ein Körbchen voll davon in den Speisesaal,

und ſtellte es auf den Tiſch, und der Abt ſprach: „Seht da die Früchte des Gehorſams.“

Warnung vor Stolz und Eitelkeit.

Als einmal Abt Serapion ſich mit ſämmtlichen Vätern und Brüdern zu Tiſche geſetzt hatte, trat ein fremder Bruder, den er zu Gaſt gebethen hatte, herein, und rief: „Ich bin der größte aller Sünder! Ich bin nicht würdig mit euch zu Tiſche zu ſitzen; ich bin der Luft nicht werth, die ich einathme!“ Und mit dieſen Worten ſetzte er ſich in Mitte des Saales auf den Boden.

„Aufrichtige Demuth, ſprach Abt Serapion, iſt allerdings ſehr ſchön und

lobenswerth; geh aber für jetzt nur auf deine Zelle, und unterlaß in Zukunft dergleichen sonderheitliche Dinge."

Da verfinsterte sich das Angesicht des Bruders, und er bemühte sich vergebens, seinen Zorn und Unwillen zu verbergen.

„O mein Sohn! sprach Serapion, wo ist jetzt deine Demuth? So ist denn die Eitelkeit in dem verderbten Herzen der Menschen so tief gewurzelt, daß sie sogar in der Demuth eitles Lob suchen!"

Wie gefährlich sind doch Stolz und Eitelkeit! Andere Laster kriechen bloß auf der Erde; diese aber schleichen, wie einst die Schlange in das Paradies, sich sogar in den Himmel un-

ſerer guten Werke, und ſuchen ſie zu vergiften.

Was iſt beſſer, Lob oder Tadel?

Ein frommer, ſtiller Bruder wurde von einigen ſeiner Mitbrüder öfter ſcharf getadelt; er aber blieb dabey immer gleich heiter und fröhlich.

Er pflegte zu ſagen: „Die uns tadeln, und keinen unſerer Fehler ungerügt laſſen, helfen uns dazu, daß wir in der chriſtlichen Vollkommenheit vorwärts kommen; Diejenigen aber, die uns beſtändig loben, und Alles an uns gut und vortrefflich finden, ſind die Feinde unſerer Seele, und machen, daß wir träg und ſaumſelig werden, und in allem Guten zurückgehen.“

Deßhalb ſteht auch in der heiligen Schrift geſchrieben: „Derjenige, der einen Menſchen mit Worten beſtraft, der findet in der Folge mehr Gunſt und Dank bey ihm, als wer ihn mit Schmeichelworten betrügt.“

Das Wort, das einſt dem Volke Iſrael geſagt worden, gilt gar oft auch uns: „Die euch ſelig preiſen, die betrügen euch.“

Ehrſucht benimmt auch ſonſt guten Handlungen allen Werth.

Viele Einſiedler der Wüſte ernährten ſich mit Korbmachen. Gewöhnlich flocht einer des Tags einen Korb. Ein junger Einſiedler aber arbeitete den ganzen, langen Tag mit ſolcher Anſtren-

gung, daß er zwey Körbe zu Stande brachte. Beide fertigen Körbe stellte er vor seine Zellenthüre.

Der heilige Pachomius war vorbeigegangen, hatte die Körbe stehen sehen, und sprach in der Abendversammlung der Brüder: „Dieser Bruder hat von Morgens frühe bis zum späten Abende weniger als nichts gethan. Denn da er mit seiner Arbeit nur sein eigenes Lob suchte, so hat er bloß im Taglohne des Teufels gearbeitet, und diesem all seinen Schweiß geopfert. O meine liebsten Brüder, seyd doch von Herzen demüthig; Demuth ist der Grund aller wahren Frömmigkeit und aller Tugend.“

Thu das Gute nicht um Menschenlobes willen.

Ein Jünger des heiligen Makarius sprach einst zu ihm: „Als ich noch unter den Brüdern in dem Kloster lebte, konnte ich ohne Beschwerde lange Zeit fasten, und jede Erfrischung zurückweisen; jetzt aber, da ich fern von den Brüdern in meiner Einsiedeley lebe, meldet sich der Hunger sehr bald und so ungestüm, daß mir das Fasten sehr schwer fällt. Sag mir doch, lieber Vater, woher das kommt?“

Makarius antwortete: „Das kommt vielleicht daher: In dem Kloster wurde dein Fasten von deinen Mitbrüdern bewundert, und mancher durchreisende

Pilger zeigte mit Fingern auf dich; in deiner Einsamkeit aber wird dein Fasten von Niemand bemerkt, und da findet denn deine Eitelkeit keine Nahrung mehr; du wirst nicht mehr mit Menschenlob gesättigt, das dich des Hungers vergessen machte."

Es ist uns sehr nothwendig, daß wir die Warnung Jesu wohl zu Herzen nehmen: „Hütet euch, daß ihr eure guten Werke nicht vor den Menschen übet, um von ihnen gesehen zu werden, sonst werdet ihr bey eurem Vater im Himmel keine Belohnung dafür haben."

Des heiligen Makariús gröſßte Tugend.

Makarius führte in der Wüſte ein äußerſt ſtrenges Leben. Er that ſich an Speiſe, Trank und Schlaf beſtändigen Abbruch. Das wenige Brod, das zu ſeinem Lebensunterhalte nur eben hinreichte, wog er auf einer hölzernen Wage ſich ſelbſt vor; eben ſo faßte ſein Trinkgeſchirr nur karg zugemeſſenes Waſſer, deſſen Maaß er nie überſchritt; er ſchlief nur wenig, und nicht einmal auf einem ordentlichen Lager, ſondern mehr ſitzend als liegend; ſeine Kleidung war von dem rauheſten Tuche, und ſeiner Zelle fehlte es an allen Bequemlichkeiten des Lebens, und

ſie zeigte bey aller Reinlichkeit von der äußerſten Armuth.

Evagrius bewunderte ſeine ſtrenge Lebensart.

Makarius ſprach: „Was iſt das Alles? Könnte der Teufel nicht zu mir ſagen: „Du faſteſt viel — ich eſſe und trinke gar nicht; du wacheſt viel — ich ſchlafe gar nicht; du trägſt rauhe Kleider — ich gar keine; du verſchmäheſt Gold und Silber — ich verachte die Reichthümer noch mehr. Sag' alſo einmal an: Was haſt du vor mir voraus?"

„O lieber Vater, rief jetzt Evagrius, nun ſehe ich, in was du den Satan übertriffſt, und ihn deßhalb beſtändig beſiegſt und überwindeſt — es iſt die Demuth."

Strafbare Eitelkeit.

Der heilige Theodor hatte an einem Festtage seinen Mitbrüdern eine etwas bessere Mahlzeit bereiten lassen.

Als Alle sich zu Tisch gesetzt hatten, sagte einer der Brüder zum Diener: „Ich esse heute nichts Warmes; bring' mir ein wenig Brod und Salz."

Da sprach Theodor: „O Bruder, du hättest besser gethan, auf deiner Zelle Fleisch zu essen, als daß du durch diese deine sonderheitliche Enthaltsamkeit dich vor allen Brüdern auszuzeichnen, und eitlen Ruhm zu erwerben suchtest."

Eitelkeit kann die besten Werke beflecken, und ihnen allen Werth benehmen.

„Wenn du fasten willst, spricht der Erlöser, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, und laß die Menschen nichts davon merken, sondern nur deinen Vater im Himmel, der ins Verborgene sieht, und Er, dein Vater, wird es dir öffentlich vergelten."

Demuth siegt über Versuchung.

Der Versucher trat, in einen Engel des Lichts verstellt und von hellem Glanze umgeben, zu einem frommen Bruder.

Der demüthige Bruder schlug betroffen die Augen nieder.

„Ich bin der Engel Gabriel, sprach der Versucher, was blickst du zur Erde? Ich bin von Gott zu dir gesandt."

„Sieh wohl zu, sprach der Bruder, daß du nicht etwa zu einem Andern gesandt seyest! Denn ich bin es wahrhaftig nicht werth, daß ein Engel zu mir gesandt werde.“

So sprach der Demüthige, und augenblicklich verschwand der Versucher.

Wahre Demuth ist ein sicherer Schild gegen viele Versuchungen.

Die fürchterlichste Schlange.

Vater Nestoreon wanderte einmal mit einigen Jüngern durch die Wüste hin; da erblickten sie eine furchtbare, so ungeheuer große Schlange, daß sie wohl einen Menschen hätte verschlingen können. Alle Jünger entflohen vor ihr, und Nestoreon mit ihnen.

Als ſie vor der Schlange ſich in Sicherheit ſahen, ſprach einer der Jünger vertraulich: „Sag doch, lieber Vater, haſt denn auch du dich vor der Schlange wirklich gefürchtet? Von dir kann ich das kaum glauben.“

„Lieber Sohn, ſprach der Alte, ich fürchtete mich nun wohl nicht vor der Schlange; allein ich fürchtete mich vor einer andern Gefahr, und hielt es für rathſamer, mit euch zu fliehen. Denn wenn ich allein ſtehen geblieben wäre, ſo hätte ich mich vielleicht der Eitelkeit und Hoffart nicht erwehren können, mehr Muth gezeigt zu haben, als ihr.“

„Laßt uns die Hoffart — und jede der ſieben Tod- und Hauptſünden — mehr fliehen, als die furchtbarſte Schlange.“

Uneigennützigkeit und Genügsamkeit.

Der Kaiser Konstantin empfahl einen seiner liebsten Freunde, der sehr krank war, und den die Aerzte aufgegeben hatten, dem frommen Gebethe des heiligen Hilarion.

Der Kranke wurde gesund, und der Kaiser schickte durch einen Kammerherrn dem heiligen Manne ein Geschenk von zehn Pfunden Goldes.

Allein Hilarion nahm das Gold nicht an; er zeigte dem kaiserlichen Abgesandten ein Gerstenbrod, und sprach: „Wer sich mit dieser Speise begnügen kann, der achtet einen Klumpen Gold nicht höher, als einen Erdkloß. Ich lasse dem Kaiser für sein Wohlwollen

gegen mich danken, und ihn bitten, das Gold unter die Armen zu vertheilen."

Man muß ſich auch erlaubte Vergnügungen verſagen können.

Abt Hellenus kam an einem alten hohlen Baume vorbey, in dem ſich Bienen angebaut hatten. Der Honig verbreitete lieblichen Wohlgeruch umher, und den guten Abt wandelte eine große Luſt an, den Honig zu verkoſten.

Schon machte er Anſtalt, einige Honigtafeln auszubrechen, hielt aber plötzlich inne, und rief: „Weiche von mir, Begierlichkeit!"

„Aber, lieber Vater, ſprach der Jünger, der ihn begleitete, ſollte es denn etwas Unrechtes ſeyn, Honig zu eſſen?"

„Nein, sprach der Abt, es ist nichts Unrechtes; allein es wäre doch Sünde und Schande, wenn ein Mann, anstatt über seine Begierden zu herrschen, sich von ihnen beherrschen ließe.“

Es ist weise, sich ein erlaubtes Vergnügen zu versagen, um die Lust nach unerlaubten Vergnügungen desto leichter überwinden zu können.

Einerley Speise von dreierley Geschmack.

„Liebe Brüder!“ sagte ein frommer Abt einmal bey Tische, „laßt euch einen Traum erzählen, den ich in dieser Nacht hatte.“

„Mir war's, ich sitze mit drey Brüdern beim Abendbrod. In dem Munde

des Erſten wurde das trockene Gerſten-brod zu Honig; in dem Munde des Zweiten blieb es, wie es war; dem Dritten aber verwandelte es ſich gar in Wermuth. Woher kam es nun, daß einerley Brod dreierley Geſchmack hatte?"

Die Brüder wußten den Traum nicht zu deuten, und ſchwiegen. Endlich ſprach der Abt: „Der Erſte genoß ſein Stücklein Brod mit Dank und Andacht; der Zweite aß es mit Gleichgültigkeit, ohne einen Gedanken an Gott; der Dritte aber verzehrte es mit innerer Unzufriedenheit, unter geheimem Murren und Klagen."

Zufriedenheit und frommer Dank gegen Gott verſüßt uns jeden Genuß;

Unzufriedenheit und Undankbarkeit gegen Gott verbittern alle Freuden des Lebens.

Gottſeligkeit mit Genügſamkeit iſt ein großer Gewinn.

Was gehört zum rechten Faſten?

Abt Johannes beſuchte die Einſiedler der Wüſte, um nachzuforſchen, welche Fortſchritte ſie in der chriſtlichen Vollkommenheit gemacht hatten.

Als er zu dem Einſiedler Peſius kam, der bereits vierzig Jahre in der Wüſte zugebracht hatte, und gewohnt war, nie vor dem Untergange der Sonne zu eſſen, ſagte dieſer, vielleicht nicht ohne Selbſtgefälligkeit: „Mich ſah die Sonne, die Alles beleuchtet, niemals eſſen.“

„Und mich, sprach Johannes, hat sie nie zornig gesehen.“ Es ist nicht genug, sich auf eine Zeit bloß von Speise zu enthalten; man muß sich allzeit von Allem enthalten, was nicht recht ist. Der Mann, der sich den ganzen Tag hindurch von aller Speise enthält, und vom frühen Morgen bis zum späten Abende keine Speise genießt, zeigt von großer Selbstverläugnung; allein mehr thut, wer sich den ganzen Tag hindurch vor allen, auch den geringsten Fehlern, vor jedem unrechten Gedanken und unnützen Worte hütet und sich davon rein bewahrt. — Und in diesem Sinne sollen wir immer fasten, wie wir immer bethen sollen.

Was ist besser, Fasten oder Arbeiten?

„Fasten ist doch ein recht gutes Werk!“ sagte einer der Einsiedler.

„Ey,“ sprach ein Anderer, „Arbeiten ist noch ohne Vergleich besser.“

Ein Dritter sagte: „Allmosengeben ist das Beste — wenn ihr, um es geben zu können, fastet und arbeitet.“

Geistes- und Leibesnahrung.

Der Abt Johannes lebte in früheren Jahren mit seinem ältern Bruder in Einer Zelle, und wurde, weil er von Person sehr klein war, der Kleine genannt.

Er gewann die himmliſchen Betrachtungen ſo lieb, daß er öfter ſagte: „O daß ich doch von allen Erdenſorgen frey wäre, wie die heiligen Engel, die kein anderes Geſchäft haben, als ohne Unterlaß Gott zu loben und zu preiſen.“

Um zu bethen und zu betrachten, brachte er faſt ganze Tage in entfernten Gegenden der Wildniß zu, und unterließ es, mit ſeinem Bruder in dem Garten zu graben, oder das für ihre kleine Haushaltung nöthige Holz zu ſpalten.

Eines Tages blieb er bis in die ſinkende Nacht aus. Nachdem der ältere Bruder ſich müde gearbeitet hatte, und Johannes noch immer nicht kam, ſchloß er die Thüre, und ſetzte ſich zu Tiſche.

Endlich kam Johannes und klopfte. „Wer ist draußen?“ rief der ältere Bruder in der Zelle. „Dein Bruder Johannes, antwortete der jüngere Bruder vor der Thüre. Laß mich doch hinein! Es stürmt und regnet, und mich friert und hungert.“

„Wenn dieß ist, sprach der ältere Bruder, so bist du nicht Johannes. Johannes ist ein Engel. Er arbeitet nicht mehr, und wird folglich nicht mehr essen.“

Ach verzeihe meiner Thorheit, sprach Johannes, und mache mir auf! Ich sehe nun ein, daß mein Betragen sündhaft war und bereue es.“

„So komm denn herein, lieber Johannes, sprach der ältere Bruder; aber merk dirs: „Da wir aus Seele und

Leib beſtehen, müſſen wir nicht nur bethen, ſondern auch arbeiten. Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen.“

Kleide dich nach Erforderniß der Umſtände.

Einige fremde Brüder kamen zu dem Abte Joſeph auf Beſuch; ſie trafen ihn im Garten arbeitend, in einem ſehr abgetragenen, vielfach geflickten Kleide; der Abt ging hierauf mit ihnen zur Kirche, und betrat im prieſterlichen Schmucke den Altar; bey Tiſche erſchien er in einem ganz einfachen und reinlichen Gewande, der gewöhnlichen Ordenstracht.

„Heute, lieber Vater, ſprach der

Jüngſte aus den Gäſten, ſahen wir dich ſchon auf dreierley Art gekleidet; einmal wahrhaft ſehr armſelig; dann herrlich und ſchön; und jetzt weder ſchlecht, noch vornehm und prächtig.“

Der Abt ſprach: „War ich in der ſchlechten Kleidung ſchlechter, oder in dem beſſern Gewande ein Beſſerer, als ich jetzt in meinem gewöhnlichen Anzuge bin? So kommt es nicht auf die Kleider an; andere Kleidung macht keinen andern Mann. Weiſe, fromm und gut zu ſeyn, das iſt die Hauptſache; darauf kommt es an. Darnach wollen wir trachten; dann iſt an dem Rocke, mit dem uns die Umſtände bekleiden, ganz und gar nichts gelegen.“

Ausrottung böſer Neigungen.

Ein alter Einſiedler und ſeine Jünger waren einmal damit beſchäftigt, einen öden Waldgrund, auf dem nur einige Sträuche und junge Bäume aufwuchſen, zu einem Garten herzurichten. Der ehrwürdige Alte war es gewohnt, während die Hände arbeiteten, den Geiſt ſeiner Jünger auf gute Gedanken zu leiten.

Da ſprach er denn zu einem der Jünger: „Sieh da dieſe junge Zipreſſe, die eben aufſproßt. Reiß ſie aus!“ Der Jünger riß ſie ohne Mühe mit einer Hand aus. “Nun reiß dieſe etwas größere aus! „ſprach der Alte. Bey dieſer mußte der Jüngling ſchon

beide Hände anwenden, um ſie auszureißen. Der Greis befahl ihm nun eine Dritte, noch ſtärkere, die wohl ſchon drey Jahre alt ſeyn mochte, auszureißen. Der Jünger ſtrengte alle ſeine Kräfte an, und rief noch einen ſeiner Mitgeſellen zu Hülfe. Beide mußten aber bekennen ſie ſeyen es nicht im Stande; der Baum ſey bereits zu ſtark und zu tief gewurzelt.

„So, ſprach nun der alte Vater, iſt es mit unſern Leidenſchaften! Anfangs, wenn ſie noch im Entſtehen ſind, iſt es uns leicht, ſie ſammt der Wurzel auszureißen. Je länger wir ſie aber zunehmen und wachſen laſſen, je ſchwerer wird es uns, ſie auszurotten. Nehmen ſie aber durch lange Ge-

wohnheit überhand und faſſen ſie zu tiefe Wurzeln, ſo wird es uns äußerſt ſchwer, ihrer Meiſter zu werden.“

„Darum, meine lieben Söhne, ſeyd immer darauf bedacht, aufkeimende Leidenſchaften ſogleich zu vertilgen. Ausgerottet müſſen ſie doch einmal werden. Was euch anfangs nur kleine Mühe machte, würde euch in der Folge große Anſtrengung koſten, wenn ihr anders der ewigen Verdammung entgehen wollet.“

Troſt und Rath bey Verſuchungen.

Einer der ältern Väter und ein junger Bruder fällten mit einander Holz in dem Walde, und bey der Arbeit führten ſie gute Geſpräche.

„Ach, ſagte der junge Bruder unter Anderem, mir fallen ſo viele unlautere Gedanken ein. Ich widerſtehe ihnen zwar; allein ich fürchte doch, da ich mich nicht ganz von ihnen frey machen kann, kein tugendhafter Menſch zu ſeyn.“

Der Alte ſprach: „Sieh da dieſe Axt. Was kann ſie dem Baume ſchaden, wenn Niemand iſt, der ihr die Hand leiht? So lange du nicht in die böſen Gedanken einwilligeſt, ſondern vielmehr einen Abſcheu haſt, ſie zu vollbringen, können ſie deiner Tugend nicht den geringſten Schaden zufügen.“

„Uebrigens bleibt unſer Leben auf Erden ein beſtändiger Kampf. Allein wie wir mit der Axt hier Dornen und

unnütze Gesträuche ausrotten, um edlere Gewächse anzupflanzen, so können wir mit Kämpfen und Bethen nach und nach alle Versuchungen bezwingen und überwältigen, damit in unserm Gemüthe das Wahre und Gute Raum gewinne, Wurzel fasse, und fröhlich emporwachse."

Sicheres Mittel gegen die Versuchungen.

Ein junger Bruder kam sehr bekümmert und niedergeschlagen zu Einem der Altväter und sprach: „Ich werde von allerley irrigen und sündigen Gedanken hart angefochten. Ich habe zwar mit all der Kunst, Vernunftschlüsse zu machen und zu disputiren, die ich in Schulen erlernt habe, ihnen allerley

Beweisgründe entgegengesetzt, und ihnen zu widerstehen gesucht. Allein ich kann ihrer dennoch nicht Herr werden. Was rathest du mir?"

Der Alte sprach: „O lieber Sohn, du hast das gute Schwert der Furcht Gottes von dir geworfen, und dich mit einem Moosrohre bewaffnet. Damit kannst du nicht siegen. Kehre zurück zur Furcht Gottes."

„Die Furcht Gottes, fügte er bey, noch mehr aber die Liebe Gottes zerstört und verzehrt alle böse Gedanken, wie eine Feuerflamme leichte Strohhalmen augenblicklich in Asche verwandelt."

Hüte dich vor unrechtem Gute.

Ein reicher Mann befahl auf seinem Sterbebette seinen drey Söhnen, eine Summe Geldes, um die er arme Waisen betrogen hatte, denselben wieder zu erstatten.

Die Söhne versprachen es; sobald aber der Vater verschieden war, verabredeten sie sich mit einander, das Geld zu behalten, indem Niemand um den begangenen Betrug wisse.

Während sie noch in der Sterbekammer beisammen waren, trat ein alter, ehrwürdiger Einsiedler, mit kahler Stirne und langem weißen Barte, herein. Sie erschraken; indeß baten sie ihn, sich zu setzen, und fragten ihn:

„Nun, frommer Altvater, was kannſt du uns gutes Neues aus der Wüſte erzählen?"

„Nichts Gutes!" ſagte der ernſte, alte Mann. „Indem ich durch die einſame Wüſte ſo dahin wanderte, war es mir, als vernähme ich aus der ſchauerlichen Tiefe einer dunkeln Felſenkluft eine Stimme, die heulend rief: „O weh mir! Die Seele eines reichen Wucherers, die ich ſchon Jahre lang in der Schlinge hatte, iſt mir entgangen. Er befahl ſeinen drey Söhnen, das Gut, das er unrechtmäßig erworben, wieder zurückzugeben." Eine andere Stimme erhob ein lautes Gelächter nnd rief: „Betrübe dich nicht; freue dich vielmehr! Anſtatt Einer

Seele bekommen wir nun wahrscheinlich drey Seelen in unsre Gewalt."

„Diese drey Seelen sind wir, sagte der älteste Sohn mit Entsetzen; die zwey Stimmen, die du vernommen hast, kamen von bösen Geistern. Wir wollen aber nun den Befehl unsers sterbenden Vaters vollziehen, und das unrechte Gut zurückstellen."

„Ja, sagten seine zwey Brüder, das wollen wir unverzüglich thun!"

„Gott sey gelobt! sprach jetzt der Einsiedler. Euer seliger Vater hat mir kurz vor seinem Tode anvertraut, was er euch befehlen werde; auch hat er mir den Auftrag gegeben, nachzuforschen, ob ihr den Befehl vollzogen habet. Vollzieht ihn jetzt! Gebt den

armen Waiſen das Ihrige zurück, und rettet eure Seelen. Denn wer ungerechtes Gut wiſſentlich zurückbehält, kann nicht ſelig werden, ſondern er wird ein Raub der Hölle."

Beherrſche deinen Zorn.

„Der Zorn, ſprach ein weiſer Abt, zeigt ſich im Herzen, in dem Angeſichte, auf der Zunge, im Werke.

Willſt du ihn meiſtern, ſo hüte dich, daß er nicht in dein Herz komme.

Hat er ſich da eingeſchlichen, ſo wehre, daß er nicht in's Angeſicht aufſteige.

Iſt er auch dahin gekommen, ſo bändige deine Zunge, daß er nicht in Worte ausbreche.

Ist auch dies geschehen, so gieb doch Acht, daß der Zorn nicht That werde."

Was hier von dem Zorne gesagt ist, gilt von allen Leidenschaften, die in dem Herzen des Menschen entstehen, sein Angesicht entstellen, ihn zu bösen Reden verleiten, und zu verderblichen Thaten hinreißen. Bewahre mit aller Sorgfalt dein Herz, so bewahrst du dein Leben.

Schnelle Beendigung eines Streites.

Ein Greis hatte, theils wegen seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit, theils aus Mitleid, einen Jüngling, dessen Aeltern kürzlich gestorben

waren, und sehr gute, friedfertige Leute gewesen, zu sich in seine einsame Wohnung genommen; und beide lebten miteinander in vollkommenster Eintracht.

Eines Abends saßen sie auf der Bank vor der Thüre ihrer Hütte. Da fing der junge Bruder an: „Gestern war ein Fremder hier, der sprach gar viel von mancherley Streit, von Disputiren und Prozessiren, oder wie er das Alles nannte. Sag' mir doch einmal, was ist denn eigentlich ein Streit?"

Der Greis sprach: „Zu einem Streite kann das geringste Ding Anlaß geben. Sieh da einmal den Stein, auf dem meine Füße ruhen! Ich sage, der Stein ist mein. Du sagst, der Stein sey dein. Ich führe meine

Gründe an; du bringst die deinen vor. So entsteht dann ein Streit. — Nun gilts! Ich behaupte, der Stein ist mein."

Der Jüngling sagte: „Ich denke, der Stein sey nicht dein, sondern mein."

„Nicht doch, rief der Alte mit angenommener Hitze; mein ist er!"

„So behalt ihn!" sprach der junge Bruder, bevor der Alte seine Gründe vorbringen konnte.

Der Greis mußte von Herzen lachen, und sagte: „Wenn alle Menschen so gesinnt wären, wie du, so gäbe es nie einen Streit oder Prozeß, und alle Menschen würden in Eintracht und Frieden leben. Deine Ge-

ſinnung ſtimmt übrigens mit der Lehre Jeſu überein: „So Jemand mit dir vor Gericht ſtreiten, und dir deinen Mantel nehmen will, ſo laß ihm auch den Rock.“

Jeder Ueberwindung ſeiner ſelbſt ihre Krone.

Ein ehrwürdiger Greis blieb in ſeiner Zelle, die von einer düſtern Lampe ſparſam beleuchtet war, gewöhnlich bis Mitternacht auf, und einer ſeiner Jünger mußte ihm aus der heiligen Schrift vorleſen.

Einmal nun ſchlief der gute Alte während einer einzigen Vorleſung ſiebenmal ein; der Jünger hätte beinahe die Geduld verloren, und es war ihm,

als ſagte ihm ein feindſeliger Geiſt in das Ohr: „Laß den alten Kahlkopf ſitzen und geh!“

Allein er überwand jedesmal die Verſuchung; er blieb und las, ſobald der ſchwache, gebrechliche Greis wieder erwachte, mit der größten Gelaſſenheit weiter, ohne den alten Mann wegen ſeiner Schläfrigkeit zu tadeln, oder ihm nur ein einziges unfreundliches Wörtchen zu ſagen.

Hierauf ward der Jünger ſelbſt vom Schlafe überwältigt — und ſah im Traume einen Engel, der ihm auf einem Purpurkiſſen ſieben goldene Kronen darbot, und freudig zu ihm ſprach: „Jeder Selbſtüberwindung eine Krone.“

Bewundernswerthe Wohlthätigkeit.

1.

Der heilige Serapion traf zwey Arme an, die in schlechte Lumpen gehüllt und in Gefahr waren, zu erfrieren. Voll des herzlichsten Mitleids gab er dem Einen seinen Mantel, und dem Andern sein Oberkleid, und kam nur noch in seinen Leibrock gekleidet freudig nach Hause. „Bist du geplündert worden?" riefen ihm die Brüder zu. „Nein, sprach er, ich habe bloß die Lehre befolgt: „Wer zwey Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat."

2.

Als eine Hungersnoth über Aegypten einbrach, und viele Armen nahe

daran waren, Hungers zu sterben, verkaufte Serapion sogar das Liebste, was er hatte, sein Evangelienbuch, kaufte von der ansehnlichen Summe Geldes, die er bey dem damaligen hohen Preise der Bücher dafür bekam, Brod, und theilte es den Hungrigen aus. Als man ihm Vorwürfe darüber machte, dieses heilige Buch verkauft zu haben, sprach er: „Ich habe bloß das Wort des Evangeliums befolgt: Geh hin, verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen.“

3.

Ein unbarmherziger Gläubiger in Aegypten wollte, um sich bezahlt zu machen, einen armen Mann in die

Sklaverey verkaufen; das Weib und die Kinder des Armen erhoben ein großes Jammergeschrey. Serapion, der eben vorbeikam und es hörte, bot sich selbst zum Sklaven an. — Der abgöttische Aegypter, der nun sein Herr wurde, ward durch Serapions großmüthige Liebe, seine Sanftmuth und Geduld bey den harten Sklavenarbeiten so ergriffen, daß er ihm nicht nur die Freiheit schenkte, sondern sich mit seinem ganzen Hause zu dem Glauben an Christus bekehrte. Ja noch viele andere Heiden wurden von Serapions heiligem Wandel so gerührt, daß sie auch an Christus glaubten, und sich taufen ließen.

Eine ſchöne Ordensregel.

Ein junger Bruder beſuchte Einen der älteſten Väter, zu dem er ein beſonderes Zutrauen hatte, und der in einer der entfernteſten Zellen der Wüſte ein ſehr ſtrenges, einſames Leben führte.

Nachdem der heilige Greis ihm viele geiſtreiche Lehren gegeben, und ihm auch Speis und Trank vorgeſetzt hatte, dankte ihm der junge Mann, und ſagte: „Lieber Vater, verzeih mir, wenn ich dich in deiner Einſamkeit und in Beobachtung deiner Ordensregel etwa geſtört haben ſollte.“

„Meine Regel, ſprach der Greis, iſt die, daß ich nach dem Worte des

Erlöſers, Fremde gaſtfreundlich beherberge, ſie an Leib und Seele erquicke, und ſie im Frieden entlaſſe."

Gebt, ſo wird euch gegeben werden.

Ein Pilger kam auf ſeiner Reiſe nach dem gelobten Lande in ein Kloſter, das ſich in dem blühendſten Zuſtande befand. Er wurde aufs freundlichſte aufgenommen und ſehr gut bewirthet.

Nach langer Zeit kam er auf der Heimreiſe wieder dahin, wurde aber kaum hineingelaſſen, und der neue Abt, ein karger, hartherziger Mann, verbitterte ihm das paar Biſſen, die man ihm vorſetzte, mit beſtändigen Klagen über die große Armuth des Kloſters,

das ſich auch wirklich in ſehr beklagenswerthen Umſtänden befand.

„In der That, ſagte der Pilger, aller Segen Gottes ſcheint von Eurem Kloſter gewichen zu ſeyn. Wißt Ihr aber auch, woher das kommt? Ihr habt zwey Brüder aus Eurem Kloſter verſtoßen. Ruft den Einen zurück, der Andere wird dann von ſelbſt wieder kommen.“

„Was ſind das für zwey Brüder?“ fragte der Abt. „Ich kann mich ihrer nicht erinnern. Nenne ſie mir!“

Der Pilger ſprach: „Der Eine dieſer Brüder iſt der Befehl des Herrn: „Gebt!“ Der Andere iſt der verheißene Segen: „So wird euch gegeben werden.“

Brüderliche Zurechtweiſung.

Ein junger Mitbruder einer Kloſtergemeinde hatte einen — man weiß nicht welchen — großen Fehler begangen, und flüchtete ſich aus Furcht der Strafe in eine andere Gemeinde.

Zwey Brüder wurden dem Entflohnen nachgeſendet, ihn wieder zurückzubringen. Sie kamen dort an, und machten ihm die bitterſten Vorwürfe. Allein von ihren Drohungen noch mehr erſchreckt, wollte er nicht mehr mit ihnen zurückkehren.

Die ganze Verſammlung der Väter und Brüder ward zuſammenberufen, die Sache zu entſcheiden.

Vater Paphnutius ſprach zu den auf-

gebrachten Brüdern: „Höret ein Gleichniß! Ich ſah einen Menſchen, der in einen Sumpf gerathen und bis an die Knie in den Moraſt geſunken war. Diejenigen aber, die geſendet worden, ihn zu retten, ſtießen ihn noch tiefer hinein, bis an den Hals. Hätten ſie ihm nicht vielmehr die Hand reichen und ihm heraus helfen ſollen?“

Da rief der Abt: „Seht, dieſer Mann verſteht es, die Seelen zu retten. Wir ſollen nach dem Beiſpiele Jeſu den glimmenden Docht nicht auslöſchen, und das zerknickte Rohr nicht vollends abbrechen.“

Die zwey Brüder bereuten ihre Heftigkeit, ſo wie der fehlende Bruder ſeinen Fehler; und alle Drey kehrten

auf Zureden des Abtes versöhnt und im Frieden wieder zurück in ihr Kloster. Der Entlaufene erhielt Verzeihung, und sein Lebenswandel war von nun an ohne Tadel.

Gedenke deiner eigenen Fehler, wenn du Andere fehlen siehst.

Die Brüder der scythischen Wüste waren über einen ihrer Mitbrüder, der mehrerer Fehler beschuldigt wurde, sehr aufgebracht; sie beriefen den reumüthigen Bruder in ihre Mitte, damit der Abt ihn verurtheile, und ihm eine schwere Strafe auflege.

Nachdem sie eine Weile auf ihren Abt, Moses, der im Garten mit Beschütten der Wege beschäftigt war, ge-

warket hatten, trat er mit einem schweren Sacke voll Sand auf der Schulter in die Versammlung.

Ueber den sonderbaren Anblick verwundert und befremdet, fragten ihn die Brüder: „Was soll das heißen? Was hast du in dem Sacke?"

„Meine Sünden, sprach Moses; es sind ihrer so viele, als der Sand hier, so daß ich sie nicht zählen kann, und von ihrer Last darnieder gedrückt werde. Wie sollte ich mich nun unterstehen, Andere wegen ihrer Sünden zu richten, und meinen Bruder zu verurtheilen?"

„Dieses demüthige Bekenntniß des Abtes ging Allen so zu Herzen, daß sie ihrer eigenen Sünden gedachten, und

dem ſtrafbaren Mitbruder verziehen; der reuige Bruder aber wurde von der Demuth und Milde des Abtes innigſt gerührt, und mächtiger zur Beſſerung angetrieben, als die ſchärfſte Strafe es hätte bewirken können.

Milde Schonung gegen Fehlende.

Gelaſius, der Einſiedler, beſaß eine überaus ſchöne Abſchrift der heiligen Schrift, und ſtellte ſie an einem geeigneten Orte in der Kirche auf, damit auch Diejenigen, die zu arm waren, ſich die heilige Schrift anzuſchaffen, ſie leſen könnten. Denn damals gab es noch keine gedruckten Bücher, und die geſchriebenen waren ſehr theuer.

Ein Pilger, der den ehrwürdigen Einsiedler besuchte, erblickte das kostbare Buch in der Kirche, entwendete es, und wollte es einem Bürger der benachbarten Stadt für eine große Summe Geldes verkaufen.

Der Bürger sagte, er sey geneigt, das Buch zu kaufen, jedoch unter der Bedingung, es einige Tage behalten zu dürfen, um es näher zu untersuchen. Während dieser Zeit ging er zu dem heiligen Gelasius, zeigte ihm das Buch, und fragte ihn wegen des vorhabenden Kaufes um Rath.

Gelasius erkannte das gestohlene Buch auf den ersten Blick; er wollte jedoch den Dieb nicht verrathen, um ihn nicht unglücklich zu machen, und

sagte bloß: „Die Abschrift ist sehr gut, und sie ist das Geld, das man dafür verlangt, wohl werth.“

Der Bürger wünschte das Buch wohlfeiler zu bekommen, und sagte dem Pilger, als dieser das Geld abholen wollte, die freche Lüge: „Vater Gelasius, dem ich das Buch gezeigt habe, versicherte mich, es sey zu theuer.“

Der Pilger erschrak und fragte: „Hat Gelasius sonst nichts gesagt?“ Und als er vernahm, er habe nichts weiter gesagt, so ging ihm diese Milde und Nachsicht des heiligen Mannes gegen einen so gottlosen Kirchendieb tief zu Herzen. Er nahm das Buch zurück, eilte damit zu Gelasius, fiel ihm zu

Füßen, bat ihn um Verzeihung — und um die Erlaubniß, sein Jünger zu werden. Der Heilige erlaubte es, und der reumüthige Verbrecher besserte sich, und führte von nun an ein frommes, tugendhaftes Leben.

Ernst und Milde gegen Uebelthäter.

Spiridion hatte einige wenige Schafe, und vernahm einmal zu Nacht ein Geräusch in dem Schafstalle. Er begab sich, mit der Nachtlampe in der Hand, in den Stall, und erblickte zwey Diebe. Beide waren über den unerwarteten Anblick des ehrwürdigen Mannes so erschrocken und beschämt, daß

ſie ganz unbeweglich und wie erſtarrt da ſtanden.

Der fromme Mann ermahnte ſie ernſtlich, nicht zu ſtehlen. „Ihr wißt, ſagte er unter Anderm, wie die weltliche Obrigkeit den Diebſtahl beſtraft. Und wenn ein Dieb auch dem Galgen hier auf Erden entgeht, ſo kann er doch in jener Welt der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes nicht entrinnen, der das Gebot gegeben hat: Du ſollſt nicht ſtehlen. Erwerbt künftig euer Brod ehrlich und redlich mit der Arbeit eurer Hände; ihr werdet dann nicht nöthig haben, um Mitternacht aufzuſtehen, ſondern euch mit geringerer Mühe reichlicher ernähren, als mit dieſem ſtrafbären Gewerbe.“

Spiridion fügte seiner nachdrücklichen Ermahnung noch die freundlichen Worte bey: „Damit ihr aber heute Nacht nicht umsonst gewacht und euch hieher bemüht habt, so schenke ich euch hiemit ein Schaf. Da nehmt es hin, und dazu meinen Segen, und stehlet von nun an nicht mehr.“

Der Ernst und die Milde des heiligen Mannes ging ihnen so zu Herzen, daß sie von nun an nie mehr stahlen. Sie wurden wieder ehrliche Leute, arbeiteten fleißig, lebten ohne Angst und Furcht vor Schande und Strafe, und hatten bey einem ruhigen Gewissen und dem Segen Gottes immer hinreichendes Brod.

Krankendienst.

Abt Johannes hatte ehemals seinen alten, kranken Abt, den Vater Ammon, der oft sehr leidend und dann wohl auch etwas grämlich und verdrießlich war, zwölf Jahre lang mit großer Liebe gepflegt.

Als nun die Stunde kam, da Vater Ammon von dieser Welt abscheiden sollte, und alle Väter und Brüder um sein Sterbebett versammelt waren, faßte er die Hand des Johannes und sprach: „Lieber Sohn, Gott vergelte es dir, was du an mir gethan hast; Er lasse es dir wohlgehen auf Erden, und dich einst in dem Himmel selig werden“

Zu den versammelten Vätern und

Brüdern aber sprach der Sterbende: „Johannes ist ein Engel. Er hat mir so viele Jahre in meiner Krankheit gedient, und wiewohl ich ihm oft wenig freundliche Worte gegeben habe, so hat er dennoch mit willigem Gehorsam und unermüdbarer Geduld bey mir ausgeharrt bis zu dieser meiner letzten Stunde."

Alle Umstehende wurden von diesem Bekenntnisse und Zeugnisse tief gerührt, und hatten Thränen in den Augen; der Segen des Sterbenden aber ging an Johannes vollkommen in Erfüllung. Es ging ihm wohl hier auf Erden, und an jenem Tage werden die Worte Jesu auch ihm gelten: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan."

Liebevolles Betragen gegen Anders-Glaubende.

In der ägyptiſchen Wüſte, die von vielen rechtgläubigen Vätern bewohnt war, lebte auch, wiewohl weit von ihnen entfernt, in einſamer Zelle ein Irrgläubiger; er war von der Sekte der Manichäer, die auch ihre Prieſter und Einſiedler hatten.

Der Manichäer wollte eine Reiſe machen, verirrte ſich in der Wüſte, ward von der Nacht überfallen, und gelangte endlich zur Zelle Eines der rechtgläubigen Väter.

Er ſtand lange vor der Thüre, unentſchloſſen, ob er es wagen ſolle, um eine Nachtherberge zu bitten. Allein

die ungeſtümme Witterung und die Furcht vor den wilden Thieren, deren Gebrüll er vernahm, ließen ihm keine Wahl; ſchüchtern und leiſe klopfte er an.

Der Rechtgläubige öffnete die Thüre, und erkannte in ihm ſogleich den berüchtigten Irrgläubigen, nahm ihn aber dennoch freundlich auf, führte ihn in die Zelle, ſetzte ihm von Allem, was er in ſeinem kleinen Vorrathe an Lebensmitteln hatte, reichlich vor, bethete mit ihm zu Tiſche, aß mit ihm, und bereitete ihm ein bequemes Lager zur Nachtruhe.

In der Nacht dachte der Manichäer bey ſich ſelbſt: „Dieſer Mann kennt mich wohl; er hält mich für einen Irrgläubigen — und doch iſt er ſo lieb-

reich gegen mich! Bey den Unſrigen wäre er wohl nicht ſo gütig aufgenommen worden. Er iſt wahrlich ein Diener Gottes; er zeigt es durch die That. Die Liebe iſt ja das ſicherſte Kennzeichen der wahren Jünger Jeſu, das Jeſus ſelbſt angegeben hat!"

Am Morgen fiel der Irrgläubige ſeinem Bewirther zu Füßen, und ſprach zu ihm: „Nun bin ich auch deines Glaubens; laß uns Freunde ſeyn!" Sie wurden Freunde, beſuchten ſich ſehr oft, und waren allemal ſelig in Gott.

So ward durch Liebe eine Seele gewonnen, die durch Liebloſigkeit und rauhes Betragen in ihrem Irrthume wäre beſtärkt worden.

Hüte dich, nach dem Scheine zu urtheilen.

In der ſcythiſchen Wüſte lebte, ſchon fünf und zwanzig Jahre lang, in einſamer Zelle ein ehrwürdiger Greis, der wegen ſeiner hohen Weisheit, ſeiner Frömmigkeit und Tugend weit umher berühmt war.

Eines Tages kam, bis aus Aegypten, ein Mönch zu ihm, von ihm Worte der Weisheit zu hören, und in ihm ein nachahmungswerthes Vorbild der Tugend zu ſehen.

Der Greis nahm den Fremden liebreich auf, und ſetzte ſich, nachdem ſie gebethet hatten, mit ihm zu Tiſche; ein Diener brachte eine wohlbereitete

Schüſſel Gemüſe, ein Paar Körbchen mit Obſt und Brod, und zwey Becher Wein.

Der Aegypter hatte gemeint, der Greis, der in einem ſo weit verbreiteten Rufe der Heiligkeit ſtand, lebe bloß von Wurzeln und Kräutern, und trinke nichts als Waſſer. Dieſe Mahlzeit ſchien ihm daher viel zu köſtlich. Er blickte in der Zelle umher, und fand auch das Bett, aus mehreren Polſtern beſtehend, worüber noch ein Pelz und eine baumwollene Oberdecke ausgebreitet waren, allzu reichlich und zu prächtig. Eben ſo wollte es ihm nicht gefallen, daß der für heilig gehaltene Greis ein Gewand von feinerem Tuche trug, als alle Väter und

Brüder der Wüſte, und daß er ſich ſogar einen eigenen Diener halte.

Der Greis bemerkte wohl, was ſein Gaſt ſich dachte, und fragte ihn: „Was für ein Geſchäft triebeſt du, ehe du den Stand eines Einſiedlers wähltest?“ Er antwortete: „Ich war ein Feldhüter.“ Der Greis fragte weiter: „Nun, da hatteſt du wohl guten Verdienſt? Sag einmal, wie war deine Koſt beſtellt?“ „Ach, ſagte der Mann, ich hatte da kaum genug trockenes Brod zu eſſen, und nichts als Waſſer zu trinken.“ „Und wo ſchliefeſt du?“ fragte ferner der Greis; „hatteſt du auch ein gutes Bett?“ „Nein, ſprach der Andere; ich ſchlief unter freiem Himmel, auf etwas dürrem Laub, oder gar nur

auf dem Erdboden.“ „Nun, da wareſt du aber doch mit warmer Kleidung verſehen?“ ſagte der Greis. „Ach nein, ſprach der Bruder, meine Kleidung war ſo armſelig und zerlumpt, daß ſie kaum ſchlechter hätte ſeyn können.“

Jetzt fing der ehrwürdige Greis an, ſeine Geſchichte zu erzählen — nicht um ſich zu rühmen, ſondern um den geärgerten Bruder zu belehren. — „Ich bin ein geborner Römer, ſagte er, und ſtand bey dem Kaiſer in großem Anſehen. Ich hatte einen prachtvollen Pallaſt, aß die auserleſenſten Speiſen aus ſilbernen Schüſſeln, und trank die köſtlichſten Weine aus goldenen Bechern. Meine Bettſtätte war von Elfenbein und mit Gold verziert; die

weichen Betten waren mit Purpur und Byſſus bedeckt. Meine Kleidung prangte mit Gold und mit Edelſteinen von groſſem Werthe. Ich hatte viele Diener und Sklaven; aber nur dieſer Einzige hat mich aus treuer Anhänglichkeit hieher in dieſe Wüſte begleitet, in der ich Gott zu dienen und mich auf die Ewigkeit vorzubereiten ſuche."

Da erhob der Aegypter tief gerührt beide Hände zum Himmel und rief: „O ich elender Menſch, wie unrecht habe ich dir in meinem Herzen gethan! Ich meinte ein ſtrengeres Leben zu führen, als du. Allein ich gelangte, als ich in meinen Orden trat, aus einem mühſeligen, geplagten Leben zur Ruhe und Erquickung; du aber haſt

dich, aus hoher Ehre und großem Reichthume, in Niedrigkeit und Armuth begeben. Dein Leben ist ganz gewiß Gott unendlich wohlgefälliger, als das meine."

„Laß uns, sprach der Greis, von diesem unsern geringen Dienste gegen Gott schweigen. Wir sind unnütze Knechte, die wenig taugen. Alles, was wir thun können, ist nichts gegen Das, was der Herr an uns gethan hat; wir armen, sündigen Menschen können nur durch seine Erbarmung zum Heile gelangen und selig werden."

Urtheile nicht lieblos.

Die Einſiedler der Wüſte waren es gewohnt, ſich an Faſttagen nicht nur des Fleiſcheſſens zu enthalten, ſondern auch nichts von Milch und Eyern zu genießen.

Ein alter Einſiedler dachte eines Tages nicht daran, daß heute Faſttag ſey, und aß ein Ey.

Ein junger Bruder kam dazu, ward darüber höchſt aufgebracht, erzählte davon Allen, die er antraf, und der gute Alte wurde von Vielen als ein Ketzer verſchrien.

Der alte Mann hörte von dem Gerüchte, und weinte heiße Thränen.

„Ach Gott! ſagte er, ich hab' es

nie gewußt, daß man so unschuldig in den Ruf eines Ketzers kommen könne, und daß eine solche Verleumdung so tief schmerze. Doch mir geschieht Recht! Ich habe mich aus unüberlegtem Eifer nicht selten durch freventliche Urtheile an meinen Nebenmenschen versündigt, und den Ausspruch des Herrn vergessen: „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet werden."

Vollkommene Liebe Gottes ist die höchste und reinste Tugend.

Einem alten Einsiedler der Wüste erschien, wie man erzählt, einmal zu Nacht — hell und glänzend in Gestalt eines Engels — der Satan, und sprach zu ihm: „Ich bin von Gott gesandt,

dir ein Geheimniß zu offenbaren. — Wiſſe alſo: Dein jüngerer Mitbruder, den du für ſo fromm hältſt, iſt ein Kind der Verdammniß. All ſein Bethen und Betrachten, Wachen und Faſten iſt vergebens; er gehört unter die Zahl der Verworfenen.“

Der fromme Greis, der den Betrug nicht merkte, ward ſehr beſtürzt, und ſo oft er von nun an dieſem Bruder begegnete, brach er in Thränen aus und weinte bitterlich. Der junge Bruder fragte ihn wiederholt, warum er denn ſo betrübt ſey, und ließ nicht nach mit Bitten, bis der alte Mann ihm die betrübende Erſcheinung mit naſſen Augen erzählte.

Der Jünger gerieth über dieſe Nach-

richt nicht in Verwirrung, ſondern ſprach ruhig: „Gott mache es mit mir nach ſeinem heiligen Wohlgefallen. Ich diene Ihm, nicht um der Herrlichkeit und Freude des Himmels theilhaft zu werden, ſondern wegen der großen Liebe, mit der Er ſeinen geliebten Sohn für uns dahingegeben hat, und wegen jener Liebe, mit welcher Chriſtus, der Sohn Gottes, ſo Vieles für mich gelitten, und ſein Leben am Kreuze zum Opfer dargebracht hat. Will Gott mich einmal zu ſich in den Himmel nehmen, ſo ſey Er dafür gelobt und gebenedeiet; würde Er mich aber auch in die Hölle verſtoßen, ſo wäre ſein Urtheil gerecht, und ich würde nicht aufhören, Ihn zu lieben."

In der folgenden Nacht erſchien dem Greiſe ein wahrer Engel des Lichtes, entdeckte ihm den Betrug des Satans und ſprach zu ihm: „Eine ſolche Liebe, wie dieſer Jüngling ſie hat, iſt in Gottes Augen das Wohlgefälligſte und Verdienſtlichſte; Alles, was du dein ganzes Leben hindurch in dieſer Wüſte Gutes gethan haſt oder dieſer Jüngling noch thun wird, wäre nichts ohne Liebe. Nur Liebe giebt jedem guten Werke ſeinen Werth; die Seele und das Leben aller Tugend iſt einzig die Liebe.“

Nichts Gutes ohne gute Folgen.

1.

Einer der Väter machte, von zwey Jüngern begleitet, eine Reiſe. Die Sonne ſchien glühend heiß, die Gegend umher war dürr und öde, nirgends erblickte man einen Baum oder eine Quelle.

Endlich kamen ſie zu einer Bauernhütte, die von laubreichen Bäumen voll ſchöner, reifer Früchte beſchattet war.

„Gottlob! ſagte der eine Jünger, hier wohnen vielleicht gutherzige Leute, die uns einige dieſer Früchte zu unſerer Erquickung nicht verſagen werden.“ Er klopfte mehrmal an der

Thüre, und rief mit lauter Stimme. Aber da war Niemand, der antwortete.

„Ach, sprach der andere Jünger nach langem Warten, es ist Niemand zu Hause. Aber auf drey Aepfel, nur Einen für jeden von uns, wird es den Leuten nicht ankommen.“ Er streckte den Arm aus, einen Ast herabzubeugen, und die Aepfel zu brechen.

„Nicht doch, lieber Sohn, sagte der ehrwürdige alte Vater; nicht einmal ein Blatt dieser Bäume dürfen wir beschädigen, vielweniger eine Frucht abbrechen. Fremdes Eigenthum sey uns ein Heiligthum, das man nicht berühren darf. Wir wollen uns mit dem Schatten dieser Bäume begnügen, er gewährt uns eine hinreichende Erquickung.“

Er ſetzte ſich in den Schatten, die zwey Jünger ſetzten ſich zu ihm, richteten aber ſehnſuchtsvolle Blicke auf die ſchönen Baumfrüchte. Allein er ſprach: „Lernet doch eure Begierden beherrſchen! Jeder unerlaubte Genuß gleicht der verbotenen Frucht im Paradieſe, und bringt Tod und Verderben. Wir wollen von dieſen Baumfrüchten hier lieber Veranlaſſung nehmen, unſere Gedanken auf etwas Höheres zu richten. Er erinnerte ſie an die Worte Jeſu Chriſti: „Ein guter Baum bringt gute Früchte;“ und an die Worte des Apoſtels Paulus: „Die Früchte des Geiſtes ſind Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Keuſchheit.“ Die Ausle-

gung und Anwendung dieſer Worte beſchloß er mit einem herzlichen Gebethe. Die zwey Jünger waren davon ſo erbaut, daß ſie darüber Hunger und Durſt vergaßen.

2.

Als alle Drey aufſtanden und ihren Stab weiter ſetzen wollten, öffnete ſich auf einmal die Thüre der Hütte, und der Bauer trat hervor. Er hatte, da er ein ungaſtfreundlicher Mann war, ſich in ſeiner Wohnung verborgen gehalten, um ihnen nichts geben zu müſſen, aber die Fremden wohl im Auge behalten, um nöthigen Falls, da es ihm in ſeiner abgelegenen Wohnung nicht an Waffen fehlte, ſein Eigenthum zu vertheidigen. Allein die Enthalt-

ſamkeit, Mäßigkeit, Genügſamkeit dieſer drey fremden Männer, ihre Achtung gegen fremdes Eigenthum, die Worte des ehrwürdigen Greiſes, und ſein Gebeth waren ihm tief zu Herzen gegangen. In ſeinem Leben war ihm nichts Solches vorgekommen; denn er war noch ein Heide, und hatte über die Chriſten von verleumderiſchen Zungen viel Böſes ſagen gehört, aber noch nie einen Chriſten geſehen. Er begrüßte den ehrwürdigen Greis und ſeine zwey Begleiter auf das freundlichſte, führte ſie in ſein Haus, und bewirthete ſie mit Milch und Brod, und mit den ſchönſten Früchten. Hierauf bat er den Greis, ihm noch mehr von Chriſtus zu ſagen, der ſo gute Menſchen bilde.

Der Greis verkündete ihm das Evangelium, die frohe Botschaft von Jesus Christus. Der Mann hörte ihm andächtig zu, und bekannte sich zum Glauben an Christus. Er begleitete seine Gäste bis an den nächsten Fluß, ließ sich dort taufen, und nahm unter Thränen von ihnen Abschied.

„Seht, sagte der Altvater, so bahnt das gute Beispiel der Christen dem Evangelium den Weg in die Herzen der Heiden. Darum sprach auch Christus: Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen.“

Die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn.

In dem Kloſter auf dem Berge Sinai lebte ein Koch, der täglich für mehr als zweihundert Perſonen zu kochen hatte, und bey ſeinem flammenden Feuerherde immer heiter und fröhlich war.

Der Abt, der ihn nie anders, als freudig lächelnden Angeſichtes ſah, fragte ihn einmal: „Wie iſt es doch möglich, daß du bey deiner vielen Mühe und Arbeit immer ſo vergnügt und zufrieden ſeyn kannſt, und nie unwillig wirſt?“

„Dies kommt daher, ſagte der Koch, weil ich Alles, was mir zu thun obliegt, aus Liebe zu den Menſchen, und

ganz vorzüglich aus Liebe Gottes vollbringe. Und die Liebe macht Alles ſüß und leicht."

Alles mit Maaß.

Ein frommer, geiſtreicher Abt beſuchte ſeine Mitbrüder in Scythien. Da kam er denn in die Zelle eines Bruders, der krank darniederlag. Der Kranke hatte ſehr viel von Verſuchungen zu leiden gehabt, und deßhalb ſich durch vieles Faſten und Wachen und durch harte Arbeiten ganz erſchöpft.

Der liebevolle Abt ſetzte ſich an das Krankenlager des bedrängten Bruders, und ſprach: „Lieber Bruder! Wirf dein Anliegen auf den Herrn; denn durch deine eigene Mühe und Ar-

beit kannſt du der Verſuchung nicht los werden. Bethe mit kindlichem Vertrauen täglich um Gottes Gnade und ſeinen allmächtigen Beiſtand; erquicke deinen Leib mit mäßiger Speiſe, gönne ihm zu Nacht den nöthigen Schlaf, und entkräfte ihn künftig nicht mehr mit zu ſtrenger Arbeit.“

Er fügte noch ein Gleichniß bey: „Es iſt mit unſerm Leibe, ſprach er, wie mit einem Kleide. Wenn wir ein Kleid ſchonen, ſo können wir es lange erhalten. Wenn wir aber nicht darauf Acht haben, ſo wird es bald abgenützt, zerriſſen und unbrauchbar werden.“

Der kranke Bruder befolgte den guten Rath. Seine Seele wurde von Verſuchungen, Aengſtlichkeit und Schwer-

muth befreit; auch ſein Leib kam wieder zu Kräften. Der Mann wurde an Seele und Leib vollkommen geſund. Alle erkannten nun: Alles, was man übertreibt, ſogar der Eifer im Guten, wird ſchädlich, und die goldene Mittelſtraße iſt in Allem die beſte.

Fröhlichkeit bey ſtrenger Lebensart.

Der heilige Ephräm hatte mehrere Tage gefaſtet, und befahl endlich ſeinem Diener, ihm eine Schüſſel mit Gemüſe zu bringen.

Der ungeſchickte Diener ſtolperte aber unter der Thüre, und ließ die Schüſſel auf den Boden fallen, daß ſie zerbrach.

Der arme Menſch erblaßte vor Schrecken und erröthete vor Scham. Allein Ephräm ſagte lächelnd: „Sey ruhig, lieber Sohn! Da die Speiſe nicht zu mir gelangen wollte, ſo will ich mich zu ihr begeben!“

Er ſetzte ſich zu den Scherben der zerbrochenen Schüſſel, und aß ruhig von dem verſchütteten Gemüſe, was noch zu genießen war.

Der Grund deiner Unzufriedenheit liegt in dir.

In einer zahlreichen Kloſtergemeinde lebte ein Mitbruder, der gar oft übler Laune war, und dann ſehr leicht in Zorn gerieth.

Eines Tages, da er wieder beſon-

ders unmuthig war, ſprach er: „Ich will mich aufmachen, und in dem abgelegenſten Theile der Wüſte ganz einſam für mich allein leben. Wenn ich dann keinen Menſchen mehr ſehe noch höre, der mir Verdruß machen könnte, ſo werde ich Ruhe haben, und des Jähzorns, der mich peinigt, los werden.“

Er ging, fand eine bequeme Felſenhöhle, und wählte ſie zu ſeinem Aufenthalte. Nicht weit davon quoll eine Quelle aus dem Felſen. Er holte Waſſer, und ſtellte den irdenen Krug in der Höhle nieder; allein auf dem unebenen Boden fiel der Krug um. Da regte ſich in dem Herzen des Zornmüthigen ſchon wieder der Zorn. Er

holte anderes Waſſer; allein der Krug fiel abermal um, und der Mann fing an zu brummen. So geſchah es zum dritten Mal. Da ergriff er höchſt ergrimmt den Krug, und warf ihn mit ſolcher Gewalt auf den Boden, daß der Krug in tauſend Stücke zerbrach.

Nachdem der erzürnte Bruder wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſprach er: „Ich lebe hier in der tiefſten Einſamkeit, und doch hat mich der Zorn wieder übermannt. Ich ſehe nun wohl, nicht meine Brüder, ſondern ich ſelbſt bin Schuld an meinem zornmüthigen Weſen. Ueberall, wo man immer iſt, muß man Geduld haben, und ſich Mühe geben, den Zorn zu bemeiſtern — vor Allem aber Gott um

seine Hülfe bitten, ohne die es nicht möglich ist."

Er kehrte reumüthig zurück zu seinen Brüdern, und ward von nun an der Sanftmüthigste und Geduldigste aus ihnen.

Der Weg zum Frieden.

Ein Weltmann fragte den Abt Pastor: „Was soll ich thun, um in dieser unruhigen Welt voll Zank und Streit die Ruhe der Seele zu finden, und in jener Welt in die Wohnungen des Friedens aufgenommen zu werden?"

Auf diese Frage antwortete Abt Pastor: „Vor Allem lerne dich selbst kennen; erforsche dein Innerstes, um die Wurzel aller Unruhe, deine sünd-

haften Neigungen, zu entdecken; bethe, wache und verläugne dich ſelbſt, um ſie auszurotten.“

„Im Uebrigen forſche den Sünden und Fehlern Anderer, die dich nichts angehen, nicht nach, und miſche dich nicht in fremde Angelegenheiten. So wirſt du in dieſer Welt Ruhe finden, und von Außen wenig beunruhiget werden.“

„Und da du auf dieſem Wege eines reinen Herzens und friedlichen Sinnes werden wirſt, ſo kannſt du hoffen, einſt in jener Welt in jene ſelige Wohnungen einzugehen, wo ewige Ruhe und ungeſtörter Friede herrſcht!“

Beruhigung und Freudigkeit im Leiden.

Ein weiſer, frommer Abt ſprach zu einem ſeiner Jünger, der krank darnieder lag, große Schmerzen litt, und ſehr traurig war: „Lieber Sohn! betrübe dich nicht ſo über deine Krankheit! Die Krankheit des Leibes dient zur Geſundheit der Seele.“

„Denn ſieh! Wer Eiſen iſt, wird von dem Feuer der Krankheit ausgeglühet, und vom Roſte gereinigt; wer aber Gold iſt, wird vollkommen geläutert und bewährt.“

„In Krankheit, in Leiden und Schmerzen Gott danken, und Ihn loben und preiſen — iſt ein Gottes-

dienſt, der dem Herrn angenehmer iſt, als die reichſten Opfergaben.“

„Wer hier auf Erden in Leiden Gott lobt und preist, wird einſt im Himmel in Freuden mit den heiligen Engeln Gott loben und preiſen.“

Der Mann ohne Lebensſorgen und Todesfurcht.

In die Zelle des heiligen Hilarion traten zwey Männer mit trotziger Miene und von verwildertem Ausſehen. Sie ſchienen ihm Räuber, und waren es auch in der That.

„Was würdeſt du thun, ſprach der Eine, wenn die Räuber dir einen Beſuch machten?“

„Wer nichts hat, ſprach Hilarion,

darf nicht beſorgen, daß er beraubt werde.“

„Aber, ſagte der Andere, wir können dich ja um das Leben bringen!“

„Das könntet ihr freilich, ſprach Hilarion; allein wer ein gutes Gewiſſen hat, und deßhalb ein beſſeres Leben hoffen kann, fürchtet den Tod nicht.“

Die Räuber waren über die Ruhe und Unerſchrockenheit des frommen Mannes erſtaunt. „Von nun an, ſprachen ſie, rauben wir nicht mehr. Denn nun ſehen wir es klar. Ein gutes Gewiſſen iſt ein größerer Schatz, als alle Reichthümer der Welt.“

Heiterkeit im Tode.

Ein frommer Greis lag auf seinem Sterbebette. Er schien zu schlafen. In trauriger Stille standen seine Jünger umher. Da lächelte er dreimal wie im Traume, und öffnete dann wieder heiter und fröhlich die Augen.

Seine Jünger fragten ihn um die Ursache seines dreimaligen Lächelns.

„Das erste Mal, sagte er, gingen alle Freuden, alle Reichthümer, alle Pracht und Herrlichkeit der Welt vor mir vorüber, und ich mußte lächeln, daß die Menschen um dergleichen Dinge, die wie bunte Seifenblasen vergehen, sich so viele Mühe geben mögen.“

„Das zweite Mal gingen alle Leiden meines Lebens vor mir vorüber, und ich freute mich, daß sie für mich nun ihre Dornen verloren haben, und daß die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.“

„Das dritte Mal erschien mir als ein freundlicher Engel des Himmels — der Tod, und ich mußte lächeln, daß die Menschen diesen ihren größten Wohlthäter, der sie von allen Leiden befreien und in die Wohnungen des Friedens und ewiger Freuden einführen will, fürchten und scheuen können.“

Freudig schloß er die Augen — und verschied.

Drey lehrreiche Sinnbilder.

Arſenius lag einmal zu Nacht ſchlaflos in ſeiner Zelle auf ſeinem Ruhebette, und ſann darüber nach, warum doch in dieſer Welt ſo viele Menſchen von der Sünde nicht frey werden, und alſo nicht in das Reich Gottes gelangen können.

Er entſchlief, und die Urſachen wurden ihm, wie ehemals den alten Propheten, in Traumgeſichten, und zwar in einer dreifachen Erſcheinung angedeutet.

Eine Stimme rief: „Sieh!“ und er ſah einen Mohren, der in dem Walde mit einer Axt Holz fällte, eine große Laſt Holzes zuſammen brachte,

und ſie dann hinweg zu tragen verſuchte. Da ihm aber die Bürde zu groß und zu ſchwer dünkte, ging er hin, haute noch mehr Holz, legte es auf die Bürde, und machte ſie ſo noch größer und ſchwerer. Die Erſcheinung verſchwand.

Abermal rief die Stimme: „Sieh!“ und er ſah einen Mann, der ſtand an einem See, ſchöpfte Waſſer, und goß es in ein großes Gefäß; allein das Gefäß war überall ſchadhaft, voll Riſſe und Sprünge, und alles Waſſer floß an den Seiten und am Boden wieder hinaus, und alle Mühe des Mannes, das Gefäß zu füllen, war vergebens. Auch dieſe Erſcheinung verſchwand.

Zum dritten Male rief die Stimme: „Sieh!“ — und er sah einen Tempel, dessen Pforte offen stand; zwey Männer trugen einen langen Balken an seinen beiden Enden auf ihren Schultern, und wollten damit in den Tempel hineingehen; allein sie stritten sich darüber, wer zuerst hineingehen solle; keiner wollte dem andern nachgeben, und so konnten sie wegen des Querbalkens nicht hinein kommen.

Arsenius sann über diese drey Erscheinungen nach, und es ward ihm gegeben, ihre Bedeutung zu verstehen.

Dem Mohren, der das Holz fällte, und seine Bürde, die ihm zu schwer schien, noch schwerer machte — gleicht der Gewohnheitssünder, der

wohl Buße thun und ſich beſſern möchte, dem es aber zu ſchwer ankommt, und der wieder hingehet, wieder ſündiget, und ſo Sünden auf Sünden häufet.

Dem Manne am See, der ein beſchädigtes Geſchirr mit Waſſer füllen will, und ſich vergebens plagt und abmühet — gleicht der Menſch, der zwar mancherley gute Werke thut, aber nicht alle Sünden und Fehler ſorgfältig zu meiden und zu beſſern ſucht, und dem daher das Gute, das er thut, zu nichte wird.

Den zwey Männern mit dem ſchweren Balken auf den Schultern, die ſtolz und hoffärtig waren, ſich um den Vorrang ſtritten, und daher

nicht in den Tempel eingehen konnten — gleichen jene Menschen, die zwar das Joch eines strengen Lebens auf sich genommen, allein selbstgerecht, stolz und hoffärtig, zornmüthig und zanksüchtig sind, und nicht auf dem Wege unsers Herrn Jesus Christus wandeln, der da spricht: „Lernet von Mir, denn Ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen; so werdet ihr die Ruhe eurer Seele finden."

Eine Parabel.

Der Gebrauch, auf Gemälden die Heiligen mit einem goldenen Schein um das Haupt zu bezeichnen, gab einem der Altväter Anlaß zu folgender Parabel.

Zwey Brüder, die zusammen eine Zelle bewohnten, hatten es in der Heiligkeit so weit gebracht, daß einer um das Haupt des andern goldene Strahlen erblickte.

Einst zur Fastenzeit besuchte einer davon einen alten Einsiedler, der in einer rauheren Gegend der Wüste wohnte, und für sehr heilig gehalten wurde.

Der fromme Greis saß eben bey seiner Abendmahlzeit, und der junge Bruder sprach bey sich selbst: „Mein Mund verkostet zu dieser heiligen Zeit kein Brosämlein und kein Tröpflein Wasser, bevor die Sonne untergegangen, und dieser ißt jetzt schon, wohl drey Stunden vor Sonnenuntergang.